UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00103913 0

Der Kaiſer.

Erſter Band.

Von demſelben Verfaſſer ſind im gleichen Verlage erſchienen:

Eine ägyptiſche Königstochter. Hiſtoriſcher Roman. Neunte Auflage. 3 Bände. Preis elegant broſchirt *M.* 9. —; fein gebunden *M.* 12. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Achte Auflage. 3 Bde. Preis eleg. broſch. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 15. —

Homo sum. Roman. Neunte Auflage. Preis elegant broſchirt *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 7. —

Die Schweſtern. Roman. Eilfte Auflage. Preis elegant broſchirt *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 7. —

Aegypten in Bild und Wort. Dargeſtellt in mehr als 700 Bildern von unſeren erſten Künſtlern. Beſchrieben von **Georg Ebers.** Zwei Folio-Bände. Preis: in 42 Lieferungen à M. 2. broſchirt M. 84. —; in reichſtem Original-Einband in Cartons M. 115. —

Ferner im Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig:**

Durch Goſen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek.

LG
E1C8k

Der Kaiſer.

Roman

von

Georg Ebers.

Sechste Auflage.

Erſter Band.

405-342
25. 8. 42

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1881.

PT
1851
E5t3
1881
Bd 1

Jedes Recht, vorzüglich das der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Seinem theueren, in glücklichen und trüben, in ernsten und heiteren Stunden gleich bewährten Freunde und Collegen

Otto Stobbe,

dem Germanisten,

widmet dieses Buch in unwandelbarer Liebe und Treue

der Verfasser.

Vorwort.

Vor vierzehn Jahren plante ich nach einer Reihe von Vorlesungen, welche ich über die Römerzeit in Aegypten gehalten hatte, die Geschichte, welche ich in diesem Buche erzähle. Aber wissenschaftliche Arbeit drängte die Lust am poetischen Schaffen zurück, und als diese die Flügel wiederum kräftiger zu regen begann, fühlte ich mich von anderen Stoffen lebendiger angeregt. So kam es denn, daß ich die Zeit Hadrian's später zum Hintergrunde einer Dichtung wählte, als selbst die jüngere Epoche der anachoretischen Bewegung.

Mit der Beendigung dieses Romans hat mein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volkes, dem ich seit beinahe einem Vierteljahrhundert mein Leben weihe, dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda", den

Heimfall Aegyptens an die junge Weltmacht der Perser in der „Königstochter“, die hellenistische Epoche unter den Lagiden in den „Schwestern“, die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Christenthums in dem „Kaiser“, und die anachoretische Bewegung in den Aegypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften in „Homo sum“ zur Darstellung zu bringen versucht. So wird denn „Der Kaiser“ der letzte Roman sein, dem ich das alte Aegypten zum Schauplatz anweise.

Diese Reihe von Dichtungen hat meine Leser nicht nur mit der Kulturgeschichte Aegyptens bekannt machen, sondern ihnen auch die Erkenntniß von einigen besonders mächtigen Ideen, welche das Alterthum bewegt haben, erleichtern sollen.

Wie weit es mir gelungen ist, die dargestellten Epochen zu farbigen, der Wirklichkeit nahe kommenden Gemälden zusammenzufassen, wage ich nicht zu beurtheilen. Denn wenn sich schon gegenwärtige Dinge in verschiedenen Köpfen verschieden spiegeln, so muß dieß noch weit bestimmter bei längst vergangenen und halb vergessenen der Fall sein.

Wie oft war ich genöthigt, wenn bei der Wiederbelebung einer fernen Vergangenheit die Mittel der Wissenschaft versagten, von der Einbildungskraft Rath und Hülfe zu fordern und mich des Wortes zu erinnern, daß der Dichter ein rückwärts schauender Prophet sein soll. Ruhig durfte ich der Phantasie gestatten die

Flügel zu entfalten, denn ich blieb Herr über sie und kannte die Grenzen, bis zu denen ich ihr erlauben durfte sich aufzuschwingen. Ich hielt es für mein Recht, viel frei Erfundenes zu zeigen, aber nichts, das nicht in der darzustellenden Zeit möglich gewesen wäre. Die Rücksicht auf diese Möglichkeit hat überall der Phantasie Schranken gesetzt; wo die vorhandenen Quellen gestatteten völlig treu und wahr zu sein, bin ich es stets gewesen, und die vorzüglichsten unter meinen Fachgenossen in Deutschland, England, Frankreich und Holland haben dieß mehr als einmal bezeugt. Aber ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die dichterische Wahrheit eine andere ist als die historische, denn diese soll möglichst unberührt bleiben von der Subjektivität ihres Verkünders, jene kann nur durch das Medium der Phantasie des Künstlers zur Wirkung gelangen.

Wie meine beiden letzten Romane, so lasse ich auch den „Kaiser" ohne Anmerkungen. Ich thue es in dem frohen Bewußtsein, durch gelehrte und andere Arbeiten einiges Recht auf das Vertrauen der Leser gewonnen zu haben. Nichts hat mich mehr zu immer neuem poetischen Schaffen ermuthigt als der Umstand, daß durch diese Dichtungen meiner Wissenschaft mehrere Jünger zugeführt worden sind, deren Namen jetzt unter den Aegyptologen mit Achtung genannt werden.

Jeder mit der Zeit Hadrian's Vertraute wird auch bei kleineren Zügen erkennen, welchem Autor, welcher

Inschrift, welchem Denkmal sie entnommen worden sind; dem größeren Kreise meiner Leser will ich den Genuß an der Dichtung nicht trüben. Es würde mich beglücken, wenn dieser Roman den Namen eines echten Kunstwerkes verdiente, und die Betrachtung eines solchen soll vor allen Dingen erfreuen und erheben. Wer dabei Bereicherung seines Wissens empfängt, darf doch nicht merken, daß er belehrt wird.

Kenner der Geschichte Alexandrias unter den Römern werden sich wundern, daß ich die Therapeuten am mareotischen See unberücksichtigt lasse. Ich hatte ihnen ursprünglich ein eigenes Kapitel zugedacht, Lucä's neueste Untersuchungen bestimmten mich aber, es ungeschrieben zu lassen.

Jahre des Studiums habe ich den Anfängen des Christenthums, namentlich in Aegypten gewidmet und es gereicht mir zum besondern Genuß, auch Anderen zu vergegenwärtigen, wie sich zur Zeit Hadrian's die reine, von menschlichen Zuthaten noch wenig getrübte Lehre des Heilandes der Herzen bemächtigte und bemächtigen mußte. Neben dem triumphirenden Glauben zeige ich die edle Blüte des griechischen Wesens, die Kunst, welche in späteren Jahrhunderten vom Christenthum, um sich mit ihren schönen Formen zu schmücken, herangezogen wurde. Die aus der Zeit meiner Erzählung stammenden Antinousstatuen und Büsten beweisen, daß es der welkenden Pflanze beschieden war, unter Hadrian neue Blätter zu treiben.

Die romantischen Züge, die ich dem Charakter meines die Welt durchwandernden Helden beilege, der Berge bestieg, um sich am Glanz der aufgehenden Sonne zu freuen, sind ihm thatsächlich eigen gewesen. Eine der schwierigsten Aufgaben, welche ich mir jemals gestellt habe, war die, aus den an inneren Widersprüchen so reichen Nachrichten über Hadrian ein Menschenbild zu gestalten, an dessen Wahrheit ich selbst zu glauben vermochte; aber wie gern bin ich an ihre Lösung gegangen! Es gab bei der Anlage dieser Dichtung viel zu bedenken, aber sie selbst ist ganz aus dem Herzen ihres Verfassers geflossen. Möge sie auch den Weg in die Herzen der Leser finden.

Leipzig, den 2. November 1880.

Georg Ebers.

Erstes Kapitel.

Die Morgendämmerung war geschwunden, die Sonne des ersten Dezembers im Jahre 129 nach der Geburt des Heilands aufgegangen, aber sie wurde von milchweißen Dünsten verhüllt, welche dem Meere entstiegen. Es war kalt.

Der Kasius, ein Berg von mittlerer Höhe, steht auf einer Landzunge der Küste zwischen dem südlichen Palästina und Aegypten, und wird an seiner Nordseite vom Meere bespült, das heute nicht wie an anderen Tagen in leuchtendem Ultramarin schimmert. In finsterem Schwarzblau bewegen sich langsam seine ferneren Wogen, die näheren aber sind völlig anders gefärbt und schließen sich in trübem, grünlichem Grau an ihre dem Horizont benachbarten Schwestern, wie staubiger Rasen an dunkle Lavaflächen.

Der Nordostwind, welcher sich nach dem Aufgang der Sonne erhoben hatte, begann lebhafter zu wehen, milchweißer Schaum zeigte sich auf den Häuptern der Wellen, diese aber schlugen heute nicht wild und kräftig den Fuß des Berges, sondern wälzten sich mit unab-

sehbar langen gekrümmten Rücken träge zu ihnen heran, als bestünden sie aus schwerem geschmolzenem Blei. Dennoch spritzten leichte und helle Tropfen auf, wenn sie eine Schwungfeder der Möven berührte, welche unruhig und als triebe die Angst sie hierhin und dorthin, schaarenweis mit schrillem Gekreisch über dem Wasser schwebten.

Drei Männer wanderten langsam auf dem von der Spitze des Berges in die Ebene führenden Wege zu Thale, aber nur der älteste von ihnen, welcher den beiden anderen voranschritt, achtete auf den Himmel, das Meer, die Möven und die wüste, unter ihm ruhende Fläche. Jetzt blieb er stehen, und sobald er seinen Fuß hemmte, thaten die beiden anderen das Gleiche. Die Landschaft zu seinen Füßen schien seine Blicke zu fesseln und rechtfertigte die Befremdung, mit der er das in einer leichten Neigung gesenkte bärtige Haupt schüttelte. Ein schmaler Wüstenstreifen streckte sich, zwei Wasser von einander scheidend, soweit das Auge reichte, nach Abend hin vor ihm aus. Auf diesem natürlichen Damme zog eine Karawane dahin. Der weiche Fuß der Kameele fiel lautlos auf den Weg, den sie zogen. Ihre in weiße Mäntel gehüllten Reiter schienen zu schlafen und ihre Treiber zu träumen. Die grauen Adler am Saume der Straße rührten sich nicht bei ihrem Nahen.

Links von der Landuehrung, auf welcher der von Syrien nach Aegypten führende Weg sich hinzog, lag das glanzlose, mit grauem Gewölk verschwimmende Meer, links, mitten in der Wüste, ein seltsames,

landschaftliches Etwas, dessen Ende nach Osten und Westen hin das Auge nicht zu erreichen vermochte und das hier einem Schneefelde, dort einem stehenden Wasser und an anderen Stellen einem Binsendickicht gleich sah.

Der älteste Wanderer schaute stets nach dem Himmel und in die Ferne, der zweite, ein Sklave, welcher Decken und Mäntel auf seiner breiten Schulter trug, verwandte keinen Blick von seinem Gebieter, und der dritte, ein freier Jüngling, blickte müde und träumerisch auf seinen Weg nieder.

Eine breite, auf ein stattliches Tempelgebäude zu führende Straße kreuzte den von der Spitze des Berges an die Küste führenden Pfad, und der bärtige Wanderer betrat sie. Aber er folgte ihr nur wenige Schritte, dann blieb er stehen, warf unwillig das Haupt zur Seite, murmelte einige unverständliche Worte in den Bart, wandte sich um, kehrte mit beschleunigtem Schritte zu dem schmalen Weg zurück und ging thalabwärts.

Sein jugendlicher Begleiter folgte ihm, ohne das Haupt zu erheben und seine Träumerei zu unterbrechen, als sei er sein Schatten; der Sklave jedoch erhob seinen kurz geschorenen blonden Kopf und ein überlegenes Lächeln flog um seinen Mund, als er am linken Saume der Straße die Leiche eines gefallenen schwarzen Böckleins und neben ihr ein altes Hirtenweib erblickte, welches ihr faltiges Antlitz beim Nahen der Männer ängstlich mit ihrem blauschwarzen Schleier bedeckt hatte.

„Also darum," murmelte der Sklave vor sich hin und nickte, die Luft mit dem spitzen Munde küssend, dem schwarzköpfigen Mädchen zu, welches zu Füßen der Greisin kauerte. Aber die also Gegrüßte bemerkte nicht diese stumme Werbung, denn ihre Augen folgten wie gebannt den Wanderern und besonders dem jungen Manne. Sobald die Drei sich weit genug entfernt hatten, um ihre Stimme nicht mehr zu hören, fragte das Mädchen zusammenschauernd, als sei ein Wüstengeist ihr begegnet, mit gedämpfter Stimme: „Großmutter, wer war das?"

Die Alte lüftete den Schleier, legte ihrer Enkelin die Hand auf die Lippen und flüsterte ängstlich: „Er ist es."

„Der Kaiser?"

Die Antwort der Alten bestand in einem bedeutungsvollen Nicken; das Mädchen aber drängte sich mit leidenschaftlicher Neugier an ihre Großmutter, streckte den braunen Kopf weit vor, um besser zu sehen, und fragte leise: „Der junge?"

„Närrin! Der Voranschreitende, der Graubart."

„Der? Ich wollte, der junge wäre der Kaiser."

Roms Imperator Hadrian war es in der That, der dort schweigend seinen Begleitern voranzog, und es war, als belebe sein Kommen die Einöde, denn sobald er sich dem Schilf nahte, flogen mit pfeifendem Schrei Kibitze in die Höhe und hinter einem Dünenhügel am Saume der breiteren Straße, welche Hadrian gemieden, traten zwei Männer in priesterlichen Kleidern hervor. Sie gehörten beide zum Tempel des kasischen Baal, einem kleinen Bauwerk von festem

Gestein, welches dem Meere zugekehrt war und das der Kaiser gestern besucht hatte.

„Ob er den Weg verfehlte?“ fragte der eine Priester den andern in phönizischer Sprache.

„Schwerlich,“ lautete die Antwort. „Mastor erzählte, er finde jeden Weg, den er einmal gegangen, auch im Dunkeln wieder.“

„Und doch sieht er mehr in die Wolken als auf den Boden.“

„Aber er versprach uns doch gestern . . .“

„Bestimmtes hat er nicht zugesagt,“ unterbrach ihn der andere.

„Doch; beim Abschied rief er, ich habe es deutlich gehört: ‚Vielleicht komme ich wieder und befrage euer Orakel.‘“

„Vielleicht.“

„Ich glaube, er hat ‚wahrscheinlich‘ gesagt.“

„Wer weiß, welch ein Zeichen, das er da oben gesehen, ihn forttreibt. Er geht auf das Lager am Meere zu.“

„Aber in unserem Festsaal steht doch die Mahlzeit für ihn bereit.“

„Er findet auch unten, was er bedarf. Komm, es ist ein abscheulicher Morgen; mich friert.“

„Warte noch etwas, sieh nur.“

„Was?“

„Er trägt nicht einmal einen Hut auf den grauen Locken.“

„Es hat ihn noch Keiner auf Reisen mit bedecktem Haupt gesehen.“

„Und sein grauer Mantel sieht gar nicht kaiserlich aus.“

„Beim Gastmahl trägt er immer den Purpur.“

„Weißt Du, an wen mich sein Gang und sein Aussehen erinnert?“

„Nun?“

„An unsern verstorbenen Oberpriester Abibaal; der schritt auch so mächtig und sinnend einher und trug den Bart wie der Kaiser.“

„Ja, ja, und das grübelnde, sinnende Auge.“

„Er sah auch oft in die Höhe. Selbst die breite Stirn haben Beide gemein, — aber Abibaal's Nase war mehr gebogen und sein Haar weniger kraus gelockt.“

„Unseres Meisters Mund war würdevoll ernst, während die Lippen Hadrian's bei allem, was er sagte und hörte, sich spitzten und zuckten, als wollte er spotten.“

„Sieh nur, jetzt wendet er sich zu seinem Liebling, — Antonius, mein' ich, heißt der schmucke Geselle.“

„Antinous, nicht Antonius. In Bithynien, sagen sie, habe er ihn aufgelesen.“

„Schön ist er.“

„Schön ohnegleichen. Welcher Wuchs, welches Antlitz! Aber ich wollte doch nicht, daß er mein Sohn wäre.“

„Des Kaisers Liebling?“

„Eben darum. Er sieht jetzt schon aus, als hätte er alles genossen und könnte über nichts mehr Freude empfinden.“

Auf einer kleinen Fläche hart am Ufer des Meeres, die von bröckligen Klippen vor dem Ostwinde geschützt war, standen mehrere Zelte. Zwischen ihnen brannten Feuer, um die sich römische Soldaten und kaiserliche Diener geschaart hatten. Halbnackte Knaben, Kinder der in dieser Wüste hausenden Fischer und Kameeltreiber, liefen geschäftig hin und her, um die Flammen mit dürren Schilfstengeln und welkem Wüstengestrüpp zu speisen; aber so hoch die Lohe auch aufschlug, so schwebte der Rauch doch nicht himmelan, sondern trieb sich, von kurzen Windstößen hin und her gejagt, wie eine auseinander gesprengte Schafheerde in kleinen Wolken über den Boden hin. Es war, als fürchte er sich, in die graue, unfreundliche und feuchte Luft aufzusteigen.

Das größte unter den Zelten, vor dem vier römische Soldaten zu zwei und zwei Wache haltend auf und nieder gingen, war nach dem Meere hin weit geöffnet. Die Sklaven, welche durch sein breites Thor in's Freie traten, mußten die Breter, welche sie auf den geschorenen Köpfen trugen und auf denen silberne und goldene Schüsseln, Teller, Weinkrüge und Becher mit den Resten einer Mahlzeit standen, mit beiden Händen festhalten, damit der Wind sie nicht zu Boden wehte. Das Innere des Zeltes war völlig schmucklos.

Auf einem Polster an seiner rechten vom Sturm bewegten Wand lag der Kaiser. Seine blutlosen Lippen waren fest auf einander gepreßt, seine Arme über der Brust gekreuzt und seine Augen halb geschlossen. Aber er schlief nicht, denn manchmal öff-

nete sich sein Mund und zog sich hin und her, als habe er den Geschmack einer Speise zu prüfen. Bisweilen schlug er auch die langen, mit kleinen Falten und bläulichen Adern ganz bedeckten Lider seiner Augen auf, wandte sie in die Höhe oder ließ den Blick zur Seite und niederwärts nach der Mitte des Zeltes hin rollen.

Dort lag auf dem mit blauem Tuche verbrämten Felle eines gewaltigen Bären Hadrian's Liebling Antinous. Sein schönes Haupt ruhte auf dem künstlich erhaltenen Kopfe des von seinem Gebieter erlegten Thieres, sein rechtes Bein spielte frei in der Luft, gestützt von dem in die Höhe gezogenen linken, und seine Hände beschäftigten sich mit dem Molosserhunde des Kaisers, der seinen klugen Kopf an die hochgewölbte nackte Brust des Jünglings geschmiegt hatte und oft zu seinem weichen Munde hinanstrebte, um ihm seine Zärtlichkeit zu beweisen. Aber dieser Letztere wehrte ihm dieß, preßte scherzend die Schnauze des Thieres mit den Händen zusammen oder umwickelte sein Haupt mit dem Ende des weißen Palliums, das von seinen Schultern gesunken war.

Dem Hunde schien dieß Spiel zu behagen; als aber Antinous einmal das Tuch fester um seinen Kopf geschlungen hatte und er sich vergeblich bemühte sich von der seinen Athem beengenden Hülle zu befreien, heulte er laut auf, und dieser Klageton veranlaßte den Kaiser, seine Lage zu verändern und dem auf dem Bärenfell Ruhenden einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen, nur einen Blick, kein Wort des Tadels.

Bald veränderte sich auch der Ausdruck in Hadrian's Auge, das sich mit so liebevoller Aufmerksamkeit an die Gestalt des Jünglings heftete, als sei sie ein edles, niemals genug zu bewunderndes Kunstwerk. Und wahrlich, die Himmlischen hatten dieses Menschenkindes Leib zu einem solchen gestaltet! Wundervoll weich und doch kräftig war jeder Muskel an diesem Hals, dieser Brust, diesen Armen und Beinen! Ebenmäßiger als das seine konnte kein Menschenantlitz geschnitten sein.

Antinous bemerkte, daß sein Gebieter seine Aufmerksamkeit auf das Spiel mit dem Hunde richtete, ließ den Molosser los und wandte sein großes, aber wenig belebtes Auge dem Kaiser zu.

„Was treibst Du da?" fragte Hadrian freundlich.

„Nichts," lautete die Antwort.

„Niemand thut nichts. Wer es dennoch dahin gebracht zu haben meint, der denkt doch wenigstens, daß er unbeschäftigt sei, und denken ist viel."

„Ich kann gar nicht denken."

„Jedermann kann's, und thatest Du es jetzt eben nicht, dann hast Du gespielt."

„Ja, mit dem Hunde."

Bei diesen Worten ließ Antinous die Beine zu Boden sinken, wehrte das Thier ab und legte beide Hände unter sein lockiges Haupt.

„Du bist müde?" fragte der Kaiser.

„Ja."

„Wir haben beide den gleichen Theil der Nacht durchwacht, und ich, der um so viel Aeltere, fühle mich munter."

„Du sagtest erst gestern, die alten Soldaten taugten am besten zum Nachtdienst.“

Der Kaiser nickte und gab zurück:

„In Deinen Jahren lebt man, so lange man wacht, dreimal so schnell als in meinen, darum braucht man wohl auch doppelt so langen Schlaf. Du hast das Recht müde zu sein. Freilich erst drei Stunden nach Mitternacht haben wir den Berg erstiegen, und wie häufig endet ein Gastmahl noch später.“

„Es war kalt und unfreundlich da oben!“

„Erst nach dem Aufgang der Sonne.“

„Vorher bemerktest Du's nicht, denn Du hattest bis dahin mit den Sternen zu thun.“

„Und Du nur mit Dir selbst, das ist richtig.“

„Ich dachte auch an Deine Gesundheit, als sich vor dem Aufgang des Helios die kalte Luft erhob.“

„Ich mußte sein Erscheinen erwarten.“

„Erkennst Du auch an der Art und Weise des Sonnenaufgangs zukünftige Dinge?“

Hadrian schaute den also Fragenden befremdet an, schüttelte verneinend das Haupt, blickte zur Decke des Zeltes hinauf und sagte nach einer längeren Pause in kurzen, von manchen Zwischenräumen unterbrochenen Sätzen:

„Der Tag ist lauter Gegenwart, und aus dem Dunklen erwächst Zukünftiges; aus der Ackerscholle ersteht das Korn, aus der finstern Wolke fließt der Regen, aus dem Mutterschooße kommen neue Geschlechter, im Schlaf erneut sich die Frische der Glieder. Was aus dem dunklen Tode hervorgeht, wer weiß es?“

Als der Kaiser nach diesen Worten längere Zeit geschwiegen hatte, fragte der Jüngling:

„Aber wenn Dich der Sonnenaufgang nichts Zukünftiges lehrt, warum unterbrichst Du denn oft Deine nächtliche Ruhe und besteigst die Berge, um ihn zu sehen?“

„Warum? warum?“ gab Hadrian langsam zurück, strich nachdenklich seinen ergrauenden Bart und fuhr dann wie im Selbstgespräche fort:

„Dem Verstande fehlt auf diese Frage die Antwort, dem Munde das Wort, und stünde es mir zur Verfügung, wer begriffe mich wohl von dem Gesindel? Mit Bildern kommt man bei solchen Fragen am weitesten. Wer am Leben Theil hat, ist ein Schauspieler auf der Bühne der Welt. Wer groß sein will auf dem Theater, der besteigt den Kothurn, und ist ein Berg nicht die höchste Unterlage, die der Mensch seiner Sohle zu geben vermag? Der Kasius dort ist ein Hügel, aber ich habe auf riesigeren Gipfeln gestanden und unter mir wie Jupiter auf seinem Olymp die Wolken gesehen.“

„Du brauchst keine Berge zu ersteigen, um Dich als Gott zu fühlen,“ rief Antinous. „Der Göttliche wirst Du genannt — Du befiehlst, und die Welt muß gehorchen. Mit dem Berge unter sich ist man allerdings dem Himmel näher als in der Ebene, aber ...“

„Nun?“

„Ich getraue mich nicht herauszusagen, was mir da einfiel.“

„Sprich nur.“

„Da war ein kleines Mädchen. Wenn ich das auf die Schulter nahm, so streckte es gern den Arm hoch in die Höhe und sagte: ‚Ich bin so groß!‘ Es dachte dann, es wäre höher als ich, und war doch nur die kleine Panthea.“

„Aber in ihrer Vorstellung war sie die große, und das gibt den Ausschlag, denn für Jeglichen ist jedes Ding nur das, wofür er es hält. — Gewiß, sie nennen mich göttlich, aber ich fühle doch täglich hundertmal die Beschränktheit der menschlichen Kraft und Natur, über die ich nirgends hinaus kann. Auf der Spitze eines Berges empfind' ich sie nicht. Da will es mir scheinen, als wäre ich groß, denn nichts auf Erden überragt meinen Scheitel in der Nähe und Ferne. Und wenn dort vor meinen Blicken die Nacht verschwindet, das Glanzlicht der jungen Sonne die Welt neu für mich gebiert, indem sie alles noch jüngst vom Dunkel Verschlungene meiner Vorstellung zurückgibt, dann heben tiefere Athemzüge meine Brust, und die Lunge füllt sich gern mit der reineren und leichteren Luft der Höhe. Dort oben allein und in einsamer Stille berührt mich keine Mahnung an das Treiben da unten, fühle ich mich Eins mit der großen vor mir ausgebreiteten Natur. Es kommen und gehen die Wogen des Meeres, es neigen und heben sich die Kronen der Bäume des Waldes, Nebel und Dünste und Wolken wallen auf und vertheilen sich hierhin und dorthin, und ich fühle mich da oben so ganz verschmolzen mit dem Geschaffenen, das mich umgibt, daß es mir oftmals scheinen will, als wäre es mein Athem, der es bewegte.

Wie die Kraniche und Schwalben, so zieht es auch mich in die Weite, und wo wäre es dem Auge wohl eher gestattet, das unerreichbare Ziel wenigstens ahnend zu erspähen, als auf dem Gipfel eines Berges? Die unbegrenzte Ferne, welche die Seele sucht, scheint hier eine mit den Sinnen erfaßbare Form zu gewinnen und der Blick berührt ihre Schranken. Erweitert, nicht erhoben nur fühlt sich da mein ganzes Wesen und die Sehnsucht, die ich, sobald ich das Gewühl des Lebens theile und die Sorge für den Staat meine Kräfte anruft, verschwindet ... Aber das verstehst Du nicht, Knabe, — das alles sind Dinge, die ich mit keinem andern Sterblichen theile."

„Nur mir verschmähst Du nicht sie zu zeigen," rief Antinous, der sich dem Kaiser voll zugewandt und mit weit geöffneten Augen keines seiner Worte verloren hatte.

„Dir?" fragte Hadrian, und ein Lächeln, das nicht frei war von Spott, flog um seine Lippen. „Vor Dir hab' ich so wenig ein Geheimniß wie vor dem Amor des Praxiteles in meinem Arbeitszimmer zu Rom."

Aus des Jünglings Herzen stieg das Blut in die Wangen und färbte sie mit flammendem Purpur.

Der Kaiser bemerkte dieß, und begütigend sagte er:

„Du bist mir mehr als das Kunstwerk. Der Marmor kann nicht erröthen. In des Atheners Zeit regierte die Schönheit das Leben, Du aber beweist mir, daß es den Göttern gefällt, sie auch in unserer heutigen Welt zu verkörpern. Dein Anblick versöhnt mich mit

den Disharmonieen des Daseins. Es thut mir wohl, aber wie sollt' ich von Dir verlangen, daß Du mich verstehst? Deine Stirn ward nicht zum Grübeln geschaffen. Oder hättest Du eines von meinen Worten verstanden?"

Antinous stützte seinen Oberkörper auf die Linke, und die Rechte erhebend rief er ein entschiedenes „Ja".

„Welches?" fragte der Kaiser.

„Ich kenne die Sehnsucht."

„Wonach?"

„Nach vielen Dingen."

„Nenne mir eines."

„Genuß, dem keine Ernüchterung folgt; ich kenne keinen."

„Diesen Wunsch theilst Du mit der ganzen römischen Jugend; sie pflegt sich nur den Nachsatz zu sparen. Weiter!"

„Ich darf nicht."

„Wer verbietet Dir, offen mit mir zu reden?"

„Du thatest es selbst."

„Ich?"

„Ja Du; denn Du untersagtest mir, Dir von meiner Heimat, meiner Mutter, den Meinen zu sprechen."

Des Kaisers Stirn faltete sich und mit Strenge gab er zurück:

„Ich bin Dein Vater, und mir soll Deine ganze Seele gehören."

„Sie ist Dein eigen," entgegnete der Jüngling, ließ sich auf das Bärenfell zurückfallen und zog das Pallium fest um seine Schultern, denn ein Windstoß

blies kalt durch das sich öffnende Thor des Zeltes, durch welches Phlegon, der Geheimschreiber des Kaisers, seinem Gebieter entgegentrat. Ihm folgte ein Sklave mit mehreren versiegelten Rollen unter dem Arme.

„Ist es Dir genehm, Cäsar, daß wir die eingelaufenen Schriften und Briefe erledigen?“ fragte der Beamte, dessen schön geordnete Haare der Seewind zerzaust hatte.

„Ja, und dann wollen wir aufzeichnen, was ich in dieser Nacht am Himmel beobachten konnte. Hast Du die Tafeln zur Hand?“

„Ich ließ sie in dem zur Arbeit aufgeschlagenen Zelte ausbreiten, Cäsar.“

„Der Sturm ist heftig geworden?“

„Er scheint zugleich von Osten und Norden zu wehen. Die See geht sehr hoch. Die Kaiserin wird eine schlimme Ueberfahrt haben.“

„Wann brach sie auf?“

„Gegen Mitternacht wurden die Anker gelichtet. Das Schiff, mit dem sie aus Alexandria geholt ward, ist ein schönes Fahrzeug, aber es rollt in unangenehmer Weise von der einen Seite zur andern.“

Hadrian lachte bei diesen Worten mit schneidiger Schärfe laut auf und rief:

„Das wird ihr das Herz und den Magen von oberst zu unterst kehren. Ich wünschte, ich könnte dabei sein! Aber nein — bei allen Göttern nein, ich wollte es nicht! Heute vergißt sie sicher sich zu schminken. Und wer baut ihr die Haare auf, wenn auch ihre Frauen das Schicksal ereilt? Wir blei-

ben heute noch hier, denn treffe ich sie bald nach ihrer Ankunft in Alexandria, so ist sie lauter Galle und Essig."

Hadrian erhob sich bei diesen Worten von seinem Lager und trat, den Antinous mit der Hand grüßend, seinem Geheimschreiber voran in's Freie.

Dem Gespräche des Günstlings mit seinem Gebieter hatte als Dritter, im Hintergrunde des Zeltes stehend, der Jazygier Mastor beigewohnt. Er war Sklave und wurde darum so wenig beachtet wie der molossische Hund, der Hadrian gefolgt war, oder das Polster, auf dem der Kaiser gelegen.

Der hübsche, gut gewachsene Mann drehte eine Zeit lang die Enden seines langen röthlichen Schnurrbartes, strich sich mit der Hand über den runden, kurz geschorenen Schädel, zog den offenen Chiton über die, in besonders hellem Weiß schimmernde Brust zusammen und verwandte dabei keinen Blick von Antinous, der sich umgekehrt hatte und sein Antlitz mit den Händen, die es bedeckten, in das Fell am Hinterhaupte des Bären drückte.

Mastor hatte ihm etwas zu sagen, aber er wagte es nicht ihn anzurufen, denn der Günstling war unberechenbar in seinem Verhalten gegen ihn. Manchmal hörte er ihm gern zu und sprach mit ihm wie mit einem Freunde, manchmal wies er ihn härter zurück als der strengste Emporkömmling seinen untersten Diener. Endlich faßte der Sklave sich ein Herz und rief den Jüngling an, denn es schien ihm leichter Scheltworte zu hören, als einen, schon in Worte umgesetzten, warm

empfundenen Gedanken, so klein er auch sein mochte, in sich zu verschließen.

Antinous hob das Haupt ein wenig über seine Hände empor und fragte:

„Was willst Du?“

„Ich wollte Dir nur sagen,“ entgegnete der Jazygier, „daß ich weiß, wer das kleine Mädchen war, das Du manchmal auf Deine Schultern genommen. Nicht wahr, es ist Dein Schwesterchen, von dem Du mir neulich erzähltest, gewesen?“

Der also Angeredete nickte mit dem Kopfe, vergrub ihn wiederum in die Hände und seine Schultern flogen so lebhaft auf und nieder, daß es aussah, als ob er weine.

Mastor schwieg einige Minuten. Dann trat er dem Antinous näher und sagte:

„Du weißt, ich habe einen Sohn und ein Töchterchen zu Hause, und ich höre gern von kleinen Mädchen erzählen. Wir sind beide allein, und wenn Dir's die Seele erleichtert . . .“

„Laß nur, ich habe Dir schon zehnmal von meiner Mutter und der kleinen Panthea erzählt,“ entgegnete Antinous, indem er sich bemühte gefaßt zu erscheinen.

„So thue es heute getrost zum elften Male,“ bat der Sklave. „Ich kann im Lager und in der Küche über die Meinen so viel sprechen, wie ich nur will. Aber Du? Wie hieß gleich das Hündchen, dem die kleine Panthea die rothe Kappe gemacht hatte?“

„Kalliste nannten wir's,“ rief Antinous und wischte mit dem Rücken der Hand die Augen. „Mein Vater

wollte es nicht dulden, wir aber gewannen die Mutter. Ich war ihr Liebling, und wenn ich sie umfaßte und mit beiden Augen bittend zu ihr aufsah, so sagte sie ‚ja‘ zu Allem, um was ich sie bat.“

Ein froher Glanz leuchtete aus dem müden Auge des Jünglings, er hatte an eine Reihe von Freuden gedacht, auf die keine Ernüchterung gefolgt war.

Zweites Kapitel.

Einer der von den ptolemäischen Fürsten in Alexandria erbauten Königspaläste lag auf der Landzunge Lochias, die sich wie ein nach Norden weisender Finger in das blaue Meer hinaus streckte. Sie bildete die östliche Grenze des großen Hafens. Es fehlte in diesem letzteren niemals an zahlreichen Fahrzeugen, heute aber war er besonders reich besetzt und die mit geglätteten Steinplatten gepflasterte Kaistraße, die aus dem vom Meer bespülten Palastviertel der Stadt, dem sogenannten Bruchium, zu der Landzunge führte, war so überfüllt von neugierigen Bürgern zu Fuß und zu Wagen, daß die letzteren, bevor sie den Privathafen der kaiserlichen Schiffe erreicht hatten, ihre Fahrt unterbrechen mußten.

Es gab aber auch Ungewöhnliches an dem Landungsplatze zu sehen, denn da lagen, von hohen Molen geschützt, die prächtigen Dreiruderer, Galeeren, Lang- und Lastschiffe, welche die Gattin des Hadrian und das Gefolge des Herrscherpaares nach Alexandria

gebracht hatten. Ein mächtiges Fahrzeug mit einem sehr hohen Kajütenhause auf dem Hinterdeck und dem Kopf einer Wölfin am baumhohen, kühn geschwungenen Schnabel erregte die größte Aufmerksamkeit. Es war ganz aus Cedernholz gearbeitet, reich mit Bronze und Elfenbeinzierat geschmückt und hieß „Sabina“. Ein junger Bürger wies mit dem Finger auf diesen am Stern des Schiffes mit goldenen Lettern angebrachten Namen, stieß seine Begleiter an und sagte lachend:

„Sabina hat den Kopf einer Wölfin.“

„Ein Pfauenkopf würde besser passen. Sahst Du sie gestern in's Cäsareum fahren?“ entgegnete der Andere.

„Leider,“ rief der Erste, schwieg aber sogleich, als er dicht hinter sich einen römischen Lictor bemerkte, der ein schön zusammengeschnürtes Bündel von Ulmenruthen, seine Fasces, auf der linken Schulter trug und mit dem Stöcklein in seiner rechten Hand, unterstützt von seinen Genossen, die Menge zu zertheilen und Platz für den Wagen seines Gebieters, den kaiserlichen Präfekten Titianus, zu schaffen suchte, der ihm in langsamen Schritten folgte.

Der hohe Beamte hatte die losen Worte der Bürger vernommen und sagte, indem er sich an den neben ihm stehenden Mann wandte und das Ende seiner Toga mit einem raschen Wurfe in neue Falten brachte:

„Wunderliches Volk! Ich kann ihm nicht gram sein, aber ich ritte lieber auf einem Messer als auf einer alexandrinischen Zunge von hier nach Kanopus.“

„Hörtest Du, was der Dicke vorhin über Verus sagte?“

„Der Lictor wollte ihn fassen, aber mit Strenge kommt man bei ihnen zu gar nichts. Müßten sie für jedes giftige Wort nur eine Sesterzie zahlen, ich sage Dir, Pontius, die Stadt würde verarmen und unser Schatz bald voller sein, als der des alten Gyges von Sardes.“

„Laß sie reich bleiben,“ rief der Andere, der Oberbaumeister der Stadt, ein Mann von einigen dreißig Jahren mit hochgewölbten, thatkräftig dreinschauenden Augen, und fuhr, indem er die Rolle, welche er in der Hand hielt, kräftig zusammenfaßte, mit tiefer Baßstimme fort: „Sie verstehen zu arbeiten und Schweiß ist salzig. Beim Schaffen fördern, in der Ruhe beißen sie einander wie übermüthige Rosse an der gleichen Stange. Der Wolf ist ein stattliches Thier, aber brich ihm die Zähne aus, so wird er zum garstigen Hunde.“

„Mir aus der Seele gesprochen,“ rief der Präfekt. „Aber da sind wir. Ewige Götter, so schlimm habe ich mir das Ding doch nicht gedacht. Von weitem sah es immer noch stattlich genug aus!“

Titianus und der Baumeister stiegen vom Wagen, der Erstere befahl einem Lictor, den Vorsteher des Palastes zu rufen, und besichtigte dann mit seinem Begleiter zuerst die in den Palast führende Pforte. Sie sah mit ihren doppelten Säulen, welche einen hohen Giebel trugen, stattlich genug aus, aber sie bot dennoch einen keineswegs freundlichen Anblick, denn

der Stuck war an vielen Stellen von den Wänden gefallen, die Kapitäle der marmornen Säulen waren kläglich verstümmelt, und die hohen, mit Metall beschlagenen Thürflügel hingen schief in den Angeln.

Pontius maß jeden Theil der Pforte mit scharfen Blicken und trat dann mit dem Präfekten in den ersten Hof des Palastes, in dem zur Zeit der ptolemäischen Fürsten die Zelte der Gesandten, Schreiber und dienstthuenden Beamten der Könige gestanden hatten.

Dort stellte sich den beiden ein unvermuthetes Hinderniß entgegen, denn von dem Häuschen aus, in dem der Thorhüter wohnte, waren mehrere Stricke quer über den gepflasterten Raum gespannt, auf dem Gras grünte und hohe Disteln blühten.

An den Seilen hing feuchte Wäsche von jeder Größe und Form.

„Ein hübsches Quartier für den Kaiser," seufzte Titianus, die Achseln zuckend, und wehrte dem Lictor, welcher seine Fasces erhoben hatte, um die Stricke zu Boden zu schlagen.

„Ist nicht so schlimm, wie es aussieht," sagte der Baumeister entschieden. „Thorhüter! He, Thorhüter! Wo steckt nur der Nichtsthuer?"

Während er rief und der Lictor in das Innere des Palastes eilte, schritt Pontius auf das Häuschen des Wächters zu und blieb, nachdem er sich in gebückter Stellung seinen Weg durch die feuchten Tücher gebahnt hatte, stehen. Ungeduld und Verdruß hatten sich, seitdem er die Schwelle des Thores überschritten,

auf seinen Zügen gespiegelt, jetzt aber begann sein kräftiger Mund zu lächeln und mit halblauter Stimme rief er dem Präfekten zu:

„Titiane, gib Dir die Mühe!“

Dem alternden Würdenträger, dessen hohe Gestalt die des Baumeisters um eines vollen Hauptes Länge überragte, wurde es nicht eben leicht, mit gekrümmtem Rücken unter den Seilen dahinzuschreiten. Aber er that es mit guter Laune, und indem er sorglich vermied die Wäsche herunterzureißen, rief er Pontius zu:

„Ich beginne die Kinderhemden zu achten. Unter ihnen kommt man doch mit ungebrochenem Rückgrat hindurch. — Ach, ach! das ist köstlich!“

Dieser letzte Ruf galt dem Anblick, zu welchem der Baumeister den Präfekten geladen hatte und der allerdings eigenthümlich genug war.

Die Vorderseite des Thorhüterhäuschens war ganz mit Epheu umwachsen, der auch das Fenster und die Thür der Wächterwohnung mit vollen Ranken einrahmte. Zwischen dem grünen Laubwerke hingen zahlreiche Käfige mit Staaren, Amseln und kleineren Singvögeln. Die breite Pforte des Häuschens stand weit geöffnet und gestattete, ein ziemlich geräumiges, heiter bemaltes Zimmer ganz zu überblicken. Im Hintergrunde des letzteren sah man das Thonmodell eines Apollo von vortrefflicher Arbeit. Ueber und neben ihm hingen an der Wand Lauten und Leiern von verschiedener Größe und Form.

In der Mitte des Zimmers und dicht neben der geöffneten Thür war ein Tisch zu sehen, auf dem ein

großer Vogelbauer mit mehreren Nestern voll junger Stieglitze und mit grünem Kraut zwischen den rundlichen Stäbchen, ein großer Weinkrug und ein mit fein geschnitztem Bildwerk geschmückter elfenbeinerner Becher stand. Neben dem Trinkgeschirr ruhte auf der steinernen Platte der Tafel der Arm einer ältlichen Frau, die in ihrem Lehnsessel eingeschlafen war. Trotz des kleinen grauen Schnurrbarts an ihrer Oberlippe und des kräftigen Roths auf ihrer Stirn und ihren Wangen sah sie freundlich und gut aus. Es mußte ihr auch etwas sehr Angenehmes träumen, denn die Stellung ihres Mundes und ihrer Augen, von denen das eine halb offen, das andere fest verschlossen war, gaben ihr das Ansehen, als ob sie sich freute.

In ihrem Schooße schlief eine graue Katze und neben derselben, als kenne die Zwietracht nicht dieß heitere Gemach, das keineswegs den Geruch der Armuth, sondern ein angenehmer, eigenthümlicher Duft erfüllte, ein kleiner, zottiger Hund, der das schneeige Weiß seines Felles nur besonders sorgsamer Pflege verdanken konnte. Zwei andere, dem erstern ähnliche Hündlein lagen lang ausgestreckt auf dem Estrich zu Füßen der Alten und schienen nicht weniger fest als diese zu schlafen.

Der Baumeister wies, sobald der Präfekt ihn erreicht hatte, mit dem Finger in dieß Stillleben hinein und flüsterte:

„Hätten wir hier einen Maler, das gäbe ein prächtiges Bildchen.“

„Unvergleichlich!“ gab Titianus zurück. „Nur

scheint mir das tiefe Inkarnat auf dem Antlitz der Alten mit Hinblick auf die Größe des neben ihr stehenden Weinkruges ein wenig bedenklich."

„Aber sahst Du jemals ein friedvoller, freundlicher und stiller gestimmtes Bildniß?"

„So hat Baucis geschlafen, wenn Philemon sich einmal einen Ausgang erlaubte. Oder war dieser anhängliche Gatte immer zu Hause?"

„Wahrscheinlich. Aber nun ist's vorbei mit dem Frieden."

Die Nähe der Freunde hatte das eine Hündchen erweckt. Es schlug an und sogleich erhoben sich seine Gefährten und bellten mit ihm um die Wette. Auch der Liebling der Alten sprang von ihrem Schooße, seine Herrin und die Katze ließen sich indessen von diesem Lärm nicht stören und schliefen weiter.

„Eine Wächterin wie sie sein soll," lachte der Architekt.

„Und diese Phalanx von Hunden, welche den Palast eines Kaisers bewacht," fügte Titianus hinzu, „läßt sich leicht mit einem Schlage erlegen. Gib Acht, jetzt erwacht die würdige Matrone."

Die Alte war in der That von dem Gebell der Hunde gestört worden, hatte sich ein wenig aufgerichtet, die Hände erhoben und sich dann, einen kurzen Satz halb singend halb sprechend, wieder in ihren Lehnstuhl zurückgeworfen.

„Das ist köstlich," rief der Präfekt. „‚Nur immer munter', hat sie aus dem Schlafe gerufen. Wie sich dieß seltsame Menschenkind wohl ausnehmen mag, wenn es wach ist?"

„Mir wär' es leid, die Alte aus ihrem Neste zu treiben," sagte der Baumeister, indem er seine Rolle entfaltete.

„Du rührst mir nicht an das Häuschen," rief der Präfekt mit lebendigem Eifer. „Ich kenne Hadrian. Er liebt so eigenthümliche Dinge und Menschen, und ich wette, daß er mit der Alten in seiner Weise anbinden wird. Da kommt wohl endlich der Verwalter dieses Palastes."

Der Präfekt irrte sich nicht, denn die raschen Schritte, deren Nahen er vernommen hatte, gingen von dem Erwarteten aus.

Schon aus einiger Entfernung hörte man das Keuchen des sich beeilenden Mannes, der auf seinem weiteren Gange, ehe Titianus es hindern konnte, die über den Hof gespannten Stricke mitsammt der an ihnen hängenden Wäsche zu Boden riß.

Nachdem der Vorhang gefallen war, der ihn von dem Vertreter des Kaisers und seinem Begleiter trennte, verneigte er sich so tief vor dem Ersteren, wie dieß die große Fülle seines Leibes gestattete; aber sein schneller Lauf, die Gewaltthat, die er begangen und seine Ueberraschung über das Erscheinen des mächtigsten Mannes am Nil in dem seiner Obhut anvertrauten Gebäude benahmen ihm so völlig den ohnehin nicht ausgiebigen Athem, daß er selbst den herkömmlichen Gruß nicht zu stammeln vermochte.

Titianus ließ ihm auch wenig Zeit, denn, nachdem er seinem Bedauern über das schlimme Schicksal der am Boden liegenden Wäsche Ausdruck gegeben und

dem Beamten den Namen und Beruf seines Freundes Pontius genannt hatte, eröffnete er ihm in knappen Worten, daß der Kaiser wünsche, in dem von ihm gehüteten Palaste zu wohnen, daß er, Titianus, Kenntniß von der schlechten Erhaltung desselben besitze, und gekommen sei, um mit dem Architekten und ihm zu berathen, was in wenigen Tagen geschehen könnte, um das vernachlässigte Schloß für Hadrian bewohnbar zu machen und wenigstens die in's Auge fallenden Schäden auszubessern. Er, der Verwalter, möge ihn nun von einem Raum in den andern führen.

„Sogleich — sofort," entgegnete der in vielen Jahren der Ruhe zu seinem schweren Körpergewicht gelangte Grieche. „Ich eile und hole die Schlüssel!"

Während er sich keuchend entfernte, lockerte er mit schnellen Bewegungen seiner kurzen, runden Finger die rechte Seite seines immer noch vollen Haares auf.

Pontius schaute ihm nach und sagte:

„Ruf' ihn zurück, Titianus. Er ward beim Brennen seiner Locken gestört. Nur die eine Seite war fertig, als der Lictor ihn abrief. Ich biete meinen Kopf zum Pfande, daß er auch die andere kräuseln läßt, bevor er zurückkehrt. Ich kenne meine Griechen!"

„Laß ihn!" entgegnete Titianus. „Schätzest Du ihn richtig, so wird er doch erst ohne Nebengedanken auf unsere Fragen eingehen, wenn auch die andere Hälfte seiner Haare gelockt ist. Ich weiß gleichfalls meine Hellenen zu nehmen."

„Besser als ich, wie ich sehe," gab der Architekt

im Tone der Ueberzeugung zurück. „Ein Staatsmann arbeitet eben mit Menschen, wie wir mit leblosen Massen. Sahst Du, wie der Dicke erbleichte, als Du von den wenigen Tagen sprachst, nach deren Ablauf der Kaiser hier seinen Einzug zu halten gedenkt? Es muß schön in dem alten Dinge dort aussehen! Jede Stunde ist kostbar und wir haben hier schon zu lange gesäumt."

Der Präfekt nickte dem Baumeister beistimmend zu und folgte ihm in die inneren Räume des Schlosses.

Wie groß, wie harmonisch war die Anlage dieses ungeheuren Baues, durch welchen der nunmehr rings von schönen Locken geschmückte Palastvorsteher Keraunus die Römer führte!

Das Schloß stand auf einem künstlichen Hügel inmitten der Landzunge Lochias und von manchem Fenster und manchem Altane aus ließen sich die Straßen und Plätze, die Häuser, Paläste und öffentlichen Bauten der Weltstadt und ihr von Schiffen wimmelnder Hafen schön überblicken. Reich, mannigfaltig und vielfarbig war die Aussicht von der Lochias nach Westen und Süden, wer aber von dem Altan des Ptolemäerpalastes nach Morgen und Mitternacht schaute, vor dem eröffnete sich der niemals ermüdende Blick über die nur vom Himmelsgewölbe begrenzte unendliche See.

Als Hadrian vom kasischen Berge aus seinem Präfekten Titianus durch einen eilenden Boten befohlen hatte, gerade dieses Bauwerk zu seinem Empfang

einrichten zu lassen, wußte er wohl, was seine Lage ihm bieten konnte; — das vernachlässigte Innere des seit dem Sturze Kleopatra's unbewohnten Schlosses genügend herzustellen, war die Sache seiner Beamten.

Acht, vielleicht neun Tage ließ er ihnen Zeit, wenig mehr als eine Woche! Und wie fanden Titianus und Pontius, dem beim Sehen und Zeichnen, Untersuchen und Schreiben der helle Schweiß von der Stirn rann, diese verkommene, ausgeplünderte Stätte des höchsten Glanzes!

Die Säulen und Treppen in den Innenräumen waren erträglich erhalten, aber in die offenen Decken der Fest- und Versammlungssäle hatte es hineingeregnet, die herrlichen Mosaikfußböden waren hier auseinandergewichen, dort wuchs mitten in einem Saal, einer Halle oder einem Säulenhofe eine kleine Wiese; denn es hatten schon Octavianus Augustus, Tiberius, Vespasian, Titus und eine ganze Reihe von Präfekten die schönsten musivischen Bilder aus dem berühmten Ptolemäerpalast auf der Lochias sorgfältig ausbrechen und nach Rom oder in die Provinz bringen lassen, um dort ihre Stadthäuser oder Villen mit ihnen zu zieren.

Ebenso war es gerade den schönsten Bildsäulen ergangen, mit denen vor einigen hundert Jahren die kunstsinnigen Lagiden diesen Palast, neben dem sie freilich noch andere größere im Bruchium besaßen, geschmückt hatten.

Mitten in einer weiten Marmorhalle stand ein mit dem vortrefflichen Aquädukt der Stadt zusammen-

hängender herrlich gearbeiteter Springbrunnen. Der Zugwind strömte in diesen Saal ein und peitschte das Wasser in stürmischen Tagen über seinen ganzen, des musivischen Schmuckes beraubten Boden, der nun, wohin auch der Fuß trat, mit einem dünnen, dunkelgrünen, schlüpfrig feuchten Ueberzug von moosigem Pflanzengewebe bedeckt war.

In dieser Halle war es, wo der Palastvorsteher Keraunus sich keuchend an eine Wand lehnte und seine Stirn trocknend mehr schnaufte als sagte: „Angelangt — am Ende!“

Diese Worte hörten sich an, als meine er sein eigenes Ende, nicht das des Palastes, und es klang wie ein gegen ihn gerichteter Hohn, als der Baumeister Pontius ungesäumt mit der ihm eigenen Entschiedenheit entgegnete:

„Gut, so können wir von hier aus die Untersuchung sogleich von neuem beginnen.“

Keraunus widersprach nicht, aber als er der vielen wiederum zu ersteigenden Treppen gedachte, sah er aus, als habe man ihm sein Todesurtheil gesprochen.

„Ist es nöthig, daß ich auch bei Deiner weiteren Arbeit, die doch wohl das Einzelne in's Auge faßt, bei Dir bleibe?“ fragte der Präfekt den Baumeister.

„Nein,“ entgegnete der Letztere, „vorausgesetzt freilich, daß Du Dich bequemst, gleich jetzt in meinen Plan zu schauen, Dich im Ganzen von dem, was ich vorhabe, zu unterrichten und mir Vollmacht zu ertheilen, in jedem einzelnen Falle über Menschen und Mittel frei zu verfügen.“

„Zugestanden," gab Titianus zurück, „ich weiß, daß Pontius keinen Mann und keine Sesterzie mehr oder weniger in Anspruch nehmen wird, als der Zweck es gebietet."

Der Baumeister verneigte sich schweigend, Titianus aber fuhr fort:

„Vor allen Dingen: glaubst Du in acht Tagen und neun Nächten mit Deiner Aufgabe zu Ende zu kommen?"

„Zur Noth vielleicht, stünden mir nur vier Tage mehr zur Verfügung, wahrscheinlich."

„Es würde also gelten, Hadrian's Ankunft um viermal vierundzwanzig Stunden zu verzögern."

„Sende ihm anregende Leute, etwa den Astronomen Ptolemäus und den Sophisten Favorinus, der ihn hier erwartet, nach Pelusium entgegen. Sie bringen es fertig, ihn dort aufzuhalten."

„Kein übler Gedanke! Wir wollen sehen. Aber wer kann mit den Stimmungen der Kaiserin rechnen? Denke in jedem Falle, Du habest nur über acht Tage zu gebieten."

„Gut."

„Wo hoffst Du Hadrian unterbringen zu können?"

„Brauchbar im eigentlichen Sinne sind nur kleine Theile des alten Gebäudes."

„Davon habe ich mich leider selbst überzeugen müssen," sagte der Präfekt mit Nachdruck und fuhr, indem er sich an den Vorsteher wandte, nicht streng verweisend, aber im Ton des Bedauerns fort:

„Mir will es scheinen, Kerannus, als wäre es Deine Pflicht gewesen, mich schon früher über

den Verfall dieses Bauwerks in Kenntniß zu setzen."

„Ich klagte bereits," entgegnete der Angeredete, „aber ich erhielt auf meine Eingabe zur Antwort, es stünden keine Mittel zur Verfügung."

„Ich weiß nichts von dieser Sache", rief Titianus. „Wann sandtest Du Dein Gesuch auf die Präfektur?"

„Unter Deinem Vorgänger Haterius Nepos geschah es."

„So" — entgegnete der Präfekt gedehnt. „Damals! Ich an Deiner Stelle hätte meine Eingabe in jedem Jahre und unbedingt beim Amtsantritt des neuen Präfekten wiederholt. Aber wir haben jetzt keine Zeit über Versäumtes zu reden. Während der Anwesenheit des Kaisers sende ich vielleicht einen meiner Beamten zu Deiner Unterstützung hieher."

Titianus wandte dem Verwalter kurz den Rücken und fragte den Baumeister:

„Nun, mein Pontius, welchen Theil des Palastes hast Du in's Auge gefaßt?"

„Die inneren Säle und Zimmer sind noch am besten erhalten."

„Aber an sie dürfen wir am wenigsten denken!" rief Titianus. „Der Kaiser ist im Lager mit allem zufrieden, doch wo es freie Luft gibt und einen Blick in die Ferne, da muß er sie haben."

„So wählen wir die westliche Zimmerreihe. Halte den Plan, mein stattlicher Freund."

Der Verwalter that, wie ihm geheißen, der Baumeister ergriff seinen Stift, strich mit demselben kräftig

durch die Luft über die linke Seite des Risses und sagte:

„Dieß ist die Abendfront des Palastes, die man vom Hafen aus überblickt. Von Süden her kommt man zuerst in das hohe Peristyl, das als Wartezraum benützt werden mag. Es wird von Zimmern für die Sklaven und Leibwächter umgeben. Die folgenden kleineren Säle neben dem Hauptgange weisen wir den Beamten und Schreibern an, in dieser geräumigen hypäthralen Halle — die mit den Musen — ertheilt Hadrian Audienzen und es können sich in ihr die Gäste versammeln, denen er in diesem breiten Peristyl an seiner Tafel zu speisen gestattet. Die kleineren, gut erhaltenen Zimmer zur Seite des langen Ganges hier, der in die Wohnung des Verwalters führt, sollen den Pagen, Sekretären und anderen persönlichen Dienern des Cäsar gehören, der lange, mit edlem Porphyr und grünem Marmor getäfelte und mit dem schönen Bronzefries geschmückte Raum wird Hadrian, denke ich, als Arbeitsgemach und Ruhezimmer gefallen."

„Vortrefflich," rief Titianus. „Ich möchte Deinen Plan der Kaiserin zeigen."

„Dann werde ich statt acht Tage eben so viel Wochen brauchen," entgegnete Pontius gelassen.

„Du hast Recht," gab der Präfekt lachend zurück. „Aber sage, Keraunus, warum fehlen gerade in den besten Zimmern die Thüren?"

„Sie bestanden aus kostbarem Thyiaholze und man begehrte sie in Rom zu haben."

„Ich bin dort wohl einer oder der andern begegnet,“ murmelte der Präfekt.

„Deine Schreiner müssen sich tummeln, Pontius.“

„Sage lieber, die Teppichhändler können sich freuen. Wo es angeht, verschließen wir mit schweren Vorhängen die Pforten.“

„Was wird aus dieser feuchten Wohnung für Frösche, die, wenn ich nicht irre, an den Speisesaal stoßen muß?“

„Ein mit Blattpflanzen angefüllter Garten.“

„Das läßt sich hören. Aber die zerbrochenen Bildsäulen da drin?“

„Die schlimmsten schaffen wir fort.“

„Steht Apoll mit den neun Musen nicht in dem von Dir zum Audienzsaal bestimmten Raume?“

„Ja.“

„Sie sind, denk' ich, erträglich erhalten?“

„So so.“

„Die Urania fehlt gänzlich,“ bemerkte der Palastvorsteher, indem er immer noch den Plan vor sich hin hielt.

„Wo kam sie hin?“ fragte Titianus nicht ohne Erregung.

„Deinem Vorgänger, dem Präfekten Haterius Nepos, gefiel sie besonders und er nahm sie mit sich nach Rom,“ lautete die Antwort.

„Warum auch gerade Urania!“ rief Titianus verdrießlich. „Sie darf im Audienzsaal des himmelskundigen Kaisers nicht fehlen. Was ist da zu thun?“

„Es wird schwer sein, eine andere fertige Urania in der Größe ihrer Schwestern zu finden, und zum

Suchen fehlt es an Zeit; so muß denn eine neue hergestellt werden."

„In acht Tagen?"

„Und eben so vielen Nächten!"

„Aber ich bitte Dich; ehe der Marmor . . ."

„Wer denkt an den! Papias macht uns eine aus Stroh und Tüchern und Gyps — ich kenne den Zauber — und damit die anderen nicht zu sehr von ihrer neugeborenen Schwester abstechen, so werden die weiß übertüncht."

„Vortrefflich; aber warum wählst Du einen Papias, da wir doch einen Harmodius haben?"

„Harmodius nimmt es ernst mit der Kunst, und ehe er fertig ist mit seinen Entwürfen, kommt schon der Kaiser. Papias arbeitet mit dreißig Gehülfen, was man auch bei ihm bestellt, wenn es nur Geld bringt. Seine letzten Sachen freilich, besonders die schöne Hygieia für den Juden Dositheos und die im Cäsareum aufgestellte Büste Plutarch's machten mich stutzig, denn sie sind voller Anmuth und Kraft. Aber wer mag unterscheiden, was ihm gehört, was seinen Schülern? Genug, er weiß, wie man's macht, und gibt es was Rechtes zu verdienen, so haut er Dir in fünf Tagen eine ganze Seeschlacht aus Marmor."

„So gib Papias den Auftrag. Aber die armen, verstümmelten Fußböden; was thust Du mit ihnen?"

„Gyps und Farbe muß sie heilen," entgegnete Pontius. „Wo das nicht glücken will, legen wir nach der Sitte des Morgenlandes Teppiche über den Estrich. Gnädige Nacht, wie dunkel es wird! Gib den Plan,

Kerannus, und sorge für Fackeln und Lampen, denn der heutige Tag und seine Nachfolger werden vierundzwanzig voll gemessene Stunden haben. Ich bitte Dich um ein halbes Dutzend zuverlässige Sklaven, Titian. Sie müssen als Boten benützbar sein. Was stehst Du da, Mann? Licht hab' ich gesagt! Ein halbes Leben hattest Du Zeit, Dich auszuruhen, und Dir blühen nach dem Abschied des Kaisers eben so viel Jahre zu dem gleichen köstlichen Zwecke . . ."

Der Verwalter hatte sich bei diesen Worten schweigend entfernt, der Baumeister schenkte ihm aber nicht das Ende seines Satzes und rief ihm nach:

„Wenn Du bis dahin nicht in Deinem Fette erstickt bist. Ob wohl Nilschlamm oder Blut in den Adern dieses Ungethüms rollt?"

„Kann mir gleich sein," entgegnete der Präfekt, „wenn in den Deinen das immer prächtiger glühende Feuer nur bis zum Ende des Werkes aushält. Hüte Dich vor übergroßer Ermüdung am Anfang und muthe Deiner Kraft nicht das Unmögliche zu, denn Rom und die Welt erwarten noch Großes von Dir. Völlig beruhigt schreib ich nun dem Kaiser, daß für ihn Alles auf der Lochias bereit sein werde, und zum Abschied rufe ich Dir zu: ‚Verzagen ist Thorheit — wenn Pontius nur da und Pontius mit seinem Beistand zur Hand ist.'"

Drittes Kapitel.

Der Präfekt befahl den neben seinem Wagen auf ihn wartenden Lictoren, in sein Haus zu eilen und mehrere zuverlässige, in Alexandria heimische Sklaven, die er einzeln namhaft machte, dem Baumeister Pontius zuzuführen und gleichfalls für diesen Letztern ein gutes Ruhebett mit Polstern und Decken, sowie eine Mahlzeit und edlen Wein in den alten Palast auf der Lochias zu schicken. Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr durch das Bruchium dem Meere entlang zu dem das Cäsareum genannten Prachtbau.

Er kam nur langsam vorwärts, denn je mehr er sich seinem Ziele näherte, je dichter wurde die Menge der neugierigen Bürger, die Kopf an Kopf das weitläufige Gebäude umstanden.

Schon von fern leuchtete dem Präfekten helles Licht entgegen. Es stieg aus großen Pechpfannen gen Himmel, die man auf den Thürmen zu beiden Seiten des hohen, dem Meere zugewandten Thores des Cäsareums aufgestellt hatte.

Zur Linken und Rechten dieser Pforte erhob sich je ein stattlicher Obelisk. An beiden entzündete man noch die Lampen, welche gestern an ihren vier Seiten und auf ihrer Spitze befestigt worden waren. „Zu Ehren Sabina's," dachte der Präfekt. „Was dieser Pontius ausführt, hat Hand und Fuß, und es gibt kein überflüssigeres Geschäft, als seine Anordnungen zu überwachen."

Ganz erfüllt von dieser Erwägung unterließ er es auch, sich dem erleuchteten Thore zu nähern, das in den von Octavian gegründeten Tempel Julius Cäsar's führte; vielmehr befahl er dem Rosselenker, an der den Gärten des Ptolemäerpalastes im Bruchium zugewandten und im ägyptischen Styl errichteten Pforte zu halten, die in das kaiserliche Schloß führte. Dieses letztere hatten die Alexandriner für Tiberius erbaut und es war unter den späteren Kaisern mancherlei Erweiterungen und Ausschmückungen unterworfen worden. Ein heiliger Hain trennte es von dem Tempel des Cäsar, mit dem es durch einen bedeckten Säulengang verbunden war.

Vor dem Hauptthore hielten mehrere bespannte Wagen und wartete eine ganze Schaar von weißen und schwarzen Sklaven neben den Sänften ihrer Herren. Lictoren drängten hier die schaulustige Menge zurück, Offiziere lehnten dort an den Säulen und die römische Schloßwache sammelte sich soeben mit Waffengerassel und beim Klang einer Trompete hinter dem Thore, um ihre Ablösung zu erwarten.

Ehrfurchtsvoll wich Alles vor dem Wagen des Präfekten zurück, und als Titianus durch die erleuch-

teten Säulengänge des Cäsareums schritt und an den zahlreichen hier aufgestellten Meisterwerken der Bildhauerkunst, den Gemäldereihen und den Sälen vorbei kam, in denen sich die Büchersammlung dieses Palastes befand, dachte er an die Mühe und Sorgfalt, welche er, von Pontius unterstützt, monatelang aufgewandt hatte, um diesen seit dem Aufbruch des Titus nach Judäa unbenutzt gebliebenen Palast zu einem dem Hadrian zusagenden Quartier umzugestalten.

Die Kaiserin bewohnte nun die für ihren Gemahl bestimmten, mit den auserlesensten Kunstwerken geschmückten Gemächer, und Titianus sagte sich mit Bedauern, daß es, nachdem Sabina einmal von ihrem Vorhandensein Kenntniß genommen, unmöglich sein würde, sie in den Palast auf der Lochias überzuführen.

Vor dem schönen Saale, welchen er dem Kaiser zugedacht hatte, damit er in ihm seine Besucher empfange, traf er den Kämmerer Sabina's, der es übernahm, ihn sogleich bei seiner Herrin einzuführen.

Die im Sommer geöffnete Decke der Halle, in der der Präfekt die Kaiserin finden sollte, war nun, um den Regen des alexandrinischen Winters abzuwehren und weil Sabina gewöhnlich selbst in der wärmeren Jahreszeit über Kälte zu klagen pflegte, durch einen frei schwebenden kupfernen Schirm, neben dem die Luft zum Kommen und Gehen eine weite Oeffnung fand, in zweckmäßiger Weise beschützt.

Als Titianus diesen Raum betrat, wehten ihm angenehme Wärme und feine Düfte entgegen. Die

erstere ward durch sehr eigenthümliche, inmitten der Halle stehende Oefen erzeugt. Der eine stellte die Schmiede Vulkan's dar. Hell glühende Holzkohlen lagen vor dem Blasebalge, den ein Automat in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen bewegte. Der Gott und seine Genossen aber, aus Erz gearbeitet, umstanden mit Zangen und Hämmern das wärmende Feuer. Der andere Ofen bestand aus einem großen silbernen Vogelneste, in dem gleichfalls Holzkohlen brannten. Ueber der Glut dieses letzteren schwebte himmelan die aus Erz gegossene, einem Adler gleichende Gestalt des Phönixvogels. Außerdem erhellten zahlreiche Lampen den reich mit edel geformten Sitzen, Ruhebetten und Tischen, Blumenvasen und Bildsäulen ausgestatteten Raum, welcher freilich zu groß erschien für die Zahl der in ihm versammelten Menschen.

Für kleine Zusammenkünfte hatten der Präfekt und Pontius früher ein ganz anderes Zimmer in's Auge gefaßt und seiner Bestimmung gemäß ausgestattet, die Kaiserin aber die Halle dem weniger geräumigen Zimmer vorgezogen. Mißbehagen, ja eine ihn befremdende Befangenheit erfüllte den hochgeborenen, ergrauten Staatsmann, als er die hier weilenden, zu kleinen Gruppen vereinten Menschen mit den Blicken zusammensuchen mußte und hier gedämpfte Worte, dort unverständliches Murmeln oder verhaltenes Kichern, nirgends aber eine frisch von den Lippen strömende Rede vernahm.

Einen Augenblick wollte es ihm vorkommen, als sei er in das Gemach der flüsternden Verleumdung

getreten, und doch war ihm bekannt, warum hier Niemand wagte, ungedämpft und frei herauszureden.

Laute Worte thaten der Kaiserin wehe, eine helle Stimme war ihr ein Greuel, und doch verfügten wenige Menschen über so weit vernehmbare und kräftige Brusttöne, wie ihr eigener Gemahl, der sich keinem Menschen, auch nicht seiner Gattin gegenüber Zwang aufzuerlegen gewohnt war.

Sabina saß auf einem großen, mehr einem Bette als einem Stuhle gleichenden Ruhesitze. Ihre Füße waren tief in dem zottigen Felle eines Auerstieres vergraben und ihre herniederhängenden Beine rings mit seidenen Federkissen umgeben.

Ihr Kopf war steil in die Höhe gerichtet. Man begriff kaum, wie ihr dünner Hals ihn und die Perlenschnüre und Edelsteinketten, welche durch das hohe Gebäu ihrer blondrothen, in langen Cylindern dicht aneinander gereihten Locken geflochten waren, zu tragen vermochte. Das hagere Gesicht der Kaiserin erschien besonders klein unter der Menge des natürlichen und künstlichen Schmuckes, der ihre Stirn und ihren Scheitel bedeckte. Schön konnte es selbst in seiner Jugend nicht gewesen sein, aber es war regelmäßig geschnitten und der Präfekt sagte sich, als er in Sabina's von winzigen Fältchen zerrissene, weiß und roth gemalte Züge schaute, daß der Künstler, dem vor einigen Jahren der Auftrag zuertheilt worden war, sie als Venus victrix zu bilden, immerhin in der Lage gewesen sein würde, der Göttin eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem kaiserlichen Modell zu ertheilen. Wären nur die völlig

wimperlosen Augen dieser Matrone trotz der dunklen Pinselstriche an ihren Rändern nicht gar so winzig klein erschienen, hätten die Sehnen an ihrem Halse sich nur nicht aus dem Fleische, mit dem sie früher bedeckt gewesen waren, in so augenfälliger Weise hervorgedrängt.

Titianus ergriff, sich tief verneigend, Sabina's mit Ringen überladene Rechte, sie aber entzog schnell, als ob sie fürchte, daß es Schaden leiden könnte, dieß sorgsam gepflegte, aber für keinen nützlichen Zweck verwendbare Spielzeug dem Freunde und Verwandten ihres Gemahls und verbarg Hand und Arm unter ihrem Obergewande; die herzliche Begrüßung des Präfekten erwiederte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Wärme.

Sie sah jetzt Titianus, den sie zu Rom in früherer Zeit täglich in ihrem Hause zu sehen gewohnt gewesen war, in Alexandria zum ersten Mal; denn gestern war sie, erschöpft von den Leiden der Seefahrt, in einer verschlossenen Sänfte in das Cäsareum getragen worden, heute Morgen aber hatte sie seinen Besuch abweisen müssen, weil sie von ihren Aerzten, Badefrauen und Haarkünstlern völlig in Anspruch genommen worden war.

„Wie hältst Du es aus in diesem Lande?" fragte sie mit leiser, schmelzloser Stimme, aus der man stets herauszuhören meinte, daß das Reden ein schweres, lästiges, fruchtloses Geschäft sei. „Um Mittag brennt die Sonne und des Abends wird es so kalt, so unerträglich kalt."

Bei diesen Worten zog sie ihr Obergewand noch fester um sich, Titianus aber wies auf die Oefen inmitten der Halle und sagte:

„Ich dachte, wir hätten dem ohnehin matten Bogen des ägyptischen Winters die Sehne zerschnitten."

„Immer noch jung, immer noch bilderreich, immer noch ein Dichter," entgegnete die Kaiserin matt. „Ich habe vor zwei Stunden auch Deine Gattin begrüßt. Ihr scheint Afrika weniger gut zu bekommen; ich erschrak, die schöne Matrone Julia so wiederzufinden. Sie sieht nicht gut aus."

„Die Jahre sind die Feinde der Schönheit."

„Häufig, aber die echte Schönheit hat ihrem Angriff oft widerstanden."

„Du selbst bist der lebende Beweis für Deine Behauptung."

„Das heißt, daß ich alt werde."

„Nein, daß Du schön zu bleiben verstehst."

„Dichter," murmelte die Kaiserin und ihre schmale Unterlippe verzog sich.

„Die Staatsgeschäfte sind der Muse nicht hold."

„Aber wer die Dinge schöner sieht, als sie sind, oder sie doch mit glänzenderen Namen benennt, als sie es verdienen, den nenn' ich einen Dichter, einen Schwärmer, einen Schmeichler, — wie es so kommt."

„Die Bescheidenheit findet auch für wohlverdiente Bewunderung abweisende Worte."

„Wozu dieß thörichte Wortgeplänkel," seufzte Sabina und warf sich tief in den Stuhl zurück. „Du bist bei den Sylbenstechern hier im Museum in die

Schule gegangen, ich nicht. Da drüben sitzt der Sophist Favorinus. Er beweist vielleicht dem Astronomen Ptolemäus, daß die Sterne nichts sind als Blutflecken in unserem Auge, die wir am Himmel zu sehen wähnen. Florus der Historiker zeichnet diese wichtige Unterredung auf, der Dichter Pankrates besingt den großen Gedanken des Philosophen, und welche Aufgabe bei diesem wichtigen Anlaß dem Grammatiker dort zufallen wird, das weißt Du besser als ich. Wie heißt der Mann?"

„Apollonius."

„Hadrian gab ihm den Beinamen des Dunklen. Je schwerer man dieser Herren Reden versteht, je höher werden sie geschätzt."

„Nach dem, was in der Tiefe ruht, muß man tauchen; was auf der Oberfläche schwimmt, führt jede Welle fort und die Kinder spielen damit. Apollonius ist ein großer Gelehrter."

„So sollte ihn mein Gatte bei seinen Schülern und Büchern lassen. Er hat gewünscht, daß ich diese Leute zur Tafel lade. Den Florus und Pankrates ließ ich mir gefallen — aber die Andern."

„Von Favorinus und Ptolemäus könnt' ich Dich leicht befreien; schicke sie dem Kaiser entgegen."

„Zu welchem Zweck?"

„Um ihn zu unterhalten."

„Er hat sein Spielzeug bei sich," sagte Sabina, und ihre Lippen hoben sich dießmal mit dem Ausdruck bitterer Verachtung.

„Sein kunstsinniges Auge freut sich an den viel-

gerühmten Formen des Antinous, den es mir bisher noch nicht zu sehen vergönnt war."

„Du bist gespannt auf dieß Wunder?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Und wünschest dennoch die Begegnung mit dem Kaiser hinauszuschieben?" fragte Sabina, und aus ihren kleinen Augen blitzte ein prüfender, mißtrauischer Blick. „Warum willst Du die Ankunft meines Gatten verzögern?"

„Brauch' ich Dir zu sagen," entgegnete Titianus lebhaft, „wie sehr ich mich freue, meinen Gebieter und Jugendgefährten, den größten und weisesten Menschen, nach vier Jahren wiederzusehen? Was gäb' ich darum, wenn er schon hier wäre! Dennoch wollt' ich, er träfe nicht in acht, sondern in vierzehn Tagen hier ein."

„Was gibt es?"

„Ein reitender Bote überbrachte mir heute einen Brief, in dem der Kaiser erklärt, in dem alten Palast auf der Lochias, nicht hier im Cäsareum absteigen zu wollen."

Bei diesen Worten runzelte sich die Stirn Sabina's, ihr Blick senkte sich finster und starr in ihren Schooß, und ihre Unterlippe zwischen die Zähne ziehend, zischte sie:

„Weil ich hier wohne!"

Titianus gab sich das Ansehen, als habe er diese Worte überhört, und fuhr in leichtem Tone fort:

„Er findet dort jene weite Ausschau in die Ferne, die er von Jugend auf liebt. Aber das alte Bau-

werk ist verfallen, und wenn ich auch schon mit Hülfe unseres vorzüglichen Architekten Pontius begonnen habe alle Kräfte aufzubieten, um wenigstens einen Theil desselben in eine mögliche und nicht gerade unbequeme Wohnung umzugestalten, so ist doch die Zeit zu kurz, um etwas Rechtes, Würdiges . . ."

„Ich wünsche meinen Gemahl je eher je lieber hier zu sehen," unterbrach die Kaiserin den Präfekten mit Entschiedenheit.

Dann wandte sie sich dem die rechte Wand der Halle begrenzenden, ziemlich weit von ihrem Ruhesitze entfernten Säulengange zu und rief:

„Verus!"

Aber ihre Stimme war so schwach, daß sie ihr Ziel nicht erreichte, und so wandte sie sich zu dem Präfekten und sagte:

„Ich bitte Dich, rufe mir Verus, den Prätor Lucius Aurelius Verus herbei."

Titianus folgte sogleich diesem Geheiß.

Er hatte bereits bei seinem Eintritt in die Halle mit dem Manne, den die Kaiserin zu sprechen wünschte, freundliche Grüße getauscht. Jetzt wurde er von demselben nicht früher bemerkt, als bis er dicht an seine Seite getreten, denn er bildete den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Männern und Frauen, die an seinem Munde hingen.

Was er ihnen mit leiser Stimme erzählte, mußte außerordentlich lustig sein, denn man sah seinen Zuhörern an, daß sie sich alle Mühe gaben, ihr leises Kichern nicht in lautes, die weite Halle er-

schütterndes Gelächter ausarten zu lassen, das die Kaiserin haßte.

Als der Präfekt Verus erreicht hatte, schlug diesem eben ein junges Mädchen, dessen hübscher Kopf von einem wahren Berge kleiner rundlicher Löckchen gekrönt war, auf den Arm und sagte:

„Aber das ist zu stark; wenn Du so fortfährst, so halt' ich mir künftig, wenn Du mich anredest, die Ohren zu, so wahr ich Balbilla heiße."

„Und von König Antiochus abstamme," fügte Verus sich verneigend hinzu.

„Immer der Alte," lachte der Präfekt, dem Uebermüthigen winkend. „Sabina wünscht Dich zu sprechen."

„Gleich, gleich," entgegnete Verus. „Meine Geschichte ist wahr und ihr solltet ihr alle dankbar sein, denn sie hat uns von dem langweiligen Grammaticus befreit, der nun dort drüben meinen witzigen Freund Favorinus festhält. Dein Alexandria gefällt mir, Titianus, aber eine Großstadt wie Rom ist es doch nicht. Die Leute haben noch nicht verlernt sich zu wundern. Sie gerathen noch in Erstaunen. Als ich spazieren fuhr . . ."

„Deine Läufer sollen mit Rosen im Haar und Flüglein an den Schultern Dir als Liebesgötter vorausgeschwebt sein."

„Den Alexandrinerinnen zur Ehre."

„Wie zu Rom den Römerinnen und zu Athen den attischen Frauen," unterbrach ihn Balbilla.

„Des Prätors Läufer rennen schneller als parthische

Rosse," rief der Kämmerer der Kaiserin. „Er hat ihnen den Namen der Winde gegeben."

„Den sie verdienen," fügte Verus hinzu. „Komm jetzt, Titianus."

Vertraulich legte er seinen Arm in den des Präfekten, welcher mit ihm verwandt war, und murmelte ihm, während sich Beide Sabina näherten, in's Ohr:

„Zu des Kaisers Bestem laß ich sie warten."

Der Sophist Favorinus, welcher mit dem Astronomen Ptolemäus, dem Grammatiker Apollonius und dem Philosophen und Dichter Pankrates an einer andern Stelle der Halle im Gespräch verweilte, schaute beiden Männern nach und sagte:

„Ein schönes Paar. Der Eine die Verpersönlichung der weltbeherrschenden, ehrwürdigen Roma, der Andere mit seiner Hermesgestalt . . ."

„Der Andere," unterbrach der Grammatiker den Sophisten mit Ernst und Unwillen, „der Andere ist das Abbild des Uebermuthes, der bis zum Unsinn gesteigerten Ueppigkeit und der schmählichen Verderbtheit der Hauptstadt. Dieser wüste Weiberheld . . ."

„Ich will seine Art nicht vertheidigen," fiel ihm Favorinus mit wohllautender Stimme und einer Feinheit der Aussprache des Griechischen in's Wort, die selbst den Grammatiker entzückte. „Sein Thun und Treiben ist schmählich, aber Du wirst mir zugeben müssen, daß sein Wesen vom Zauber der hellenischen Schönheit gestreift ward, daß die Charitinnen ihn

küßten, als er in's Leben eintrat, und daß er, den die ernste Tugendlehre verdammt, von dem freundlichen Schönheitssinn mit Lob und Kränzen geehrt zu werden verdient."

„Für den Künstler, der ein Modell braucht, ist er ein gefundener Bissen."

„Die Richter in Athen sprachen Phryne frei, weil sie schön war."

„Sie thaten Unrecht."

„Kaum im Sinne der Götter, deren vollendetste Werke Achtung verdienen."

„Auch in schönen Gefäßen findet man Gift."

„Aber Leib und Seele entsprechen einander dennoch stets in gewissem Maße."

„Kannst Du es wagen, den schönen Verus auch den trefflichen zu nennen?"

„Nein, aber der ruchlose Lucius Aurelius Verus ist zugleich der heiterste, anmuthigste aller Römer, der, fern von jeder Bosheit und Sorge, sich um keine Tugendlehre bekümmert, der, was ihm gefällt, zu besitzen begehrt und dafür auch einem Jeden zu gefallen bestrebt ist."

„An mir hat er diese Mühe verschwendet."

„Ich thu' ihm den Willen!"

Die letzten Worte sowohl des Grammatikers als des Sophisten waren lauter gesprochen worden, als es in Gegenwart der Kaiserin üblich war.

Sabina, welche eben dem Prätor erzählt hatte, welche Wohnung ihr Gatte gewählt habe, zog auch

sogleich die Schultern zusammen und bewegte den Mund, als ob sie Schmerz empfinde; Verus aber wandte sein schönes, bei aller Feinheit und Regelmäßigkeit der Formen männliches Antlitz mißbilligend den Redenden zu.

Sein großes, glänzendes Auge begegnete dabei einem feindseligen Blicke des Grammatikers.

Eine Kundgebung der Abneigung gegen seine Person gehörte für ihn zu den unerträglichen Dingen, und so fuhr er denn schnell mit der Hand durch sein blauschwarzes, nur an den Schläfen leicht ergrauendes Haar, welches ungelockt, aber in weichen, sanft gebogenen Wellen sein Haupt umgab, und sagte unbekümmert um Sabina's Frage nach seiner Ansicht über die letzte Verfügung ihres Gemahls:

„Ein widerwärtiger Gesell, dieser Wortklauber. Er hat ein böses Auge, das uns alle mit Schaden bedroht, und seine Trompetenstimme kann Dir nicht weher thun als mir. Müssen wir ihn täglich bei Tische ertragen?"

„Hadrian wünscht es."

„So reise ich nach Rom," entgegnete Verus. „Meine Frau will ohnehin zu den Kindern zurück, und als Prätor schickt es sich für mich besser, am Tiber zu sein als am Nil."

Diese Worte wurden so leichthin gesprochen, als ob sie einen Vorschlag für die Abendmahlzeit enthielten; sie schienen aber die Kaiserin sehr zu erregen, denn sie schüttelte den Kopf, welcher, so lange Titianus mit ihr geredet hatte, fast unbeweglich

erschienen war, so heftig, daß die Perlen und Edelsteine in ihrem Lockengebäude zusammenschlugen.

Dann schaute sie einige Sekunden lang starr in ihren Schooß.

Während Verus sich bückte, um einen aus ihrem Haar gefallenen Diamanten aufzuheben, sagte sie schnell:

„Du hast Recht. Apollonius ist unerträglich. Schicken wir ihn meinem Gatten entgegen."

„Dann bleib' ich," entgegnete Verus, so vergnügt wie ein trotziger Knabe, dem man seinen Willen gethan hat.

„Wirbelwind!" hauchte Sabina und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Zeig' diesen Stein, er ist einer von den größten und reinsten; Du darfst ihn behalten."

Als eine Stunde später Verus mit dem Präfekten die Halle verließ, sagte dieser:

„Du hast mir, ohne es zu ahnen, einen Dienst erwiesen, Vetter. Kannst Du bewirken, daß man den Astronomen Ptolemäus und den Sophisten Favorinus mit dem Grammatiker dem Kaiser bis Pelusium entgegenschickt?"

„Nichts leichter als das," lautete die Antwort.

Noch am selben Abend brachte der Haushofmeister des Präfekten dem Baumeister Pontius die Nachricht, daß ihm für seine Arbeiten statt acht oder neun, wahrscheinlich vierzehn Tage zur Verfügung stehen würden.

Viertes Kapitel.

Im Cäsareum, der Wohnung der Kaiserin, erlosch ein Licht nach dem andern, in dem Palast auf der Lochias aber wurde es heller und heller.

Bei jeder festlichen Beleuchtung des Hafens pflegten Pechpfannen auf dem Dach und lange Reihen von Lampen, welche den architektonischen Linien des stattlichen Bauwerkes folgten, zu brennen; aus seinem Innern aber hatte seit Menschengedenken kein so helles Licht gestrahlt wie in dieser Nacht.

Die Hafenwächter schauten zuerst voll Besorgniß zu der Lochias hinauf, denn sie fürchteten, ein Feuer sei in dem alten Schlosse ausgebrochen; bald aber wurden sie durch einen Lictor des Präfekten Titianus beruhigt, denn er ertheilte ihnen den Befehl, die Hafenthore in dieser und jeder folgenden Nacht bis zur Ankunft des Kaisers für alle offen zu halten, die im Auftrage des Baumeisters Pontius aus der Lochias in die Stadt oder aus der Stadt auf die Landzunge zu gehen wünschen sollten.

Und es verlief auch bis lange nach Mitternacht

keine Viertelstunde, in der nicht Leute, welche der Architekt zu sich beschieden hatte, an die nur angelehnte, aber gut behütete Pforte geklopft hätten.

Auch das Thorwächterhäuschen war hell beleuchtet.

Die Vögel und die Katze der alten Frau, welche der Präfekt und sein Begleiter neben ihrem Weinkruge schlummernd gefunden hatten, schliefen nun fest, die kleinen Hündinnen aber stürzten, sobald ein neuer Ankömmling durch die offene Pforte schritt, laut kläffend in den Hof.

„Aber Aglaja, was soll man von dir denken; schönste Thalia, schickt sich denn das für ein artiges Thierchen; komm hieher, Euphrosyne, und sei hübsch verständig," rief die Alte, welche nun völlig wach, die getrocknete Wäsche zusammenlegend, hinter ihrem Tische stand, mit besonders freundlicher, nichts weniger als gebieterischer Stimme.

Die mit den Namen der Grazien geschmückten Kläffer kümmerten sich denn auch wenig um diese freundliche Mahnung; zu ihrem Nachtheil, denn jeder von ihnen hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn ihn der Fuß eines neuen Ankömmlings getroffen, schreiend und winselnd in das Häuschen zu kriechen und nach Trost verlangend sich an seine Herrin zu schmiegen. Diese hob auch jedesmal die Leidenden zu sich hinauf und beruhigte sie mit Küssen und Schmeichelworten.

Die Alte war nicht mehr allein, denn im Hintergrund des Zimmers lag auf dem vor der Apollostatue stehenden langen und schmalen Ruhebette ein großer,

hagerer, mit einem rothen Chiton bekleideter Mann. Ein von der Decke herniederhängendes Lämpchen beschien ihn und die Laute, auf der er spielte, mit mattem Licht.

Zu dem leisen Klang der Saiten dieses ziemlich großen Instrumentes, das er neben sich in das Polster stemmte, sang oder murmelte er vielmehr lange Stücke. Zwei-, drei- und viermal wiederholte er die gleichen Weisen.

Manchmal ließ er plötzlich seine hohe, und obgleich sein Haar völlig ergraut war, nicht übel klingende Stimme laut ertönen und sang einige Sätze voller Ausdruck und mit kunstreichem Vortrag; manchmal aber, wenn die Hunde gar zu ungestüm bellten, sprang er auf und stürzte mit seiner Laute in der Linken und einem langen, biegsamen Schilfrohr in der Rechten in den Hof, schrie den Kläffern ihre Namen entgegen und hieb auf sie ein, als wollt' er sie tödten, aber er traf geflissentlich nie ihren Leib, sondern schlug immer nur neben sie hin auf das Pflaster.

Wenn er von solchem Ausfalle heimkehrend sich auf seinem Lager ausstreckte, rief die Alte, indem sie nach dem hängenden Lämpchen wies, an das der heftige Mann häufig mit dem Kopfe rührte:

„Euphorion — das Oel!"

Er aber entgegnete immer mit derselben drohenden Handbewegung und dem gleichen Rollen seiner schwarzen Augen:

„Das Viehzeug!"

Eine Stunde lang mochte der eifrige Sänger

seine musikalischen Uebungen fortgesetzt haben, als die Hunde nicht bellend, sondern mit lautem Freudengeheul in den Hof jagten.

Die Alte legte schnell ihre Wäsche aus der Hand und lauschte in's Freie, ihr hochgewachsener Mann aber sagte:

„Dem Kaiser fliegen so viel Vögel voraus, wie Möven dem Sturm. Wenn man uns nur in Ruhe läßt!"

„Gib Acht, das ist Pollux; ich kenne die Hunde," rief das Weib und eilte so schnell sie vermochte über ihre Schwelle in's Freie hinaus.

Da stand schon der Erwartete und hob die drei vierfüßigen Grazien, die an ihm hinaufsprangen, eine hinter der andern an dem Rückenfell in die Höhe und gab jeder einen leisen Nasenstüber.

Als er dann die Alte erblickte, faßte er mit beiden Händen ihren Kopf, küßte ihre Stirn und sagte:

„Guten Abend, kleine Mutter."

Dem Sänger schüttelte er die Hand und rief dabei:

„Sei gegrüßt, großer Vater."

„Bist nicht kleiner als ich," entgegnete der also Angeredete, zog den jungen Mann an sich und legte seine große Hand flach auf den eigenen grauen und zugleich auf den mit vollem braunem Haar geschmückten Kopf seines Erstgeborenen.

„Wie aus der gleichen Form gehoben," rief der Jüngling; und in der That sah er seinem Vater sehr ähnlich; freilich so wie ein edles Roß einem schlichten

Pferde, wie Marmor dem Kalkstein, wie die Ceder der Kiefer.

Beide waren von stattlicher Größe, hatten starkes Haar, dunkle Augen und mäßig gebogene, völlig gleich geformte Nasen; aber die Heiterkeit, die aus dem Blick des Jünglings strahlte, die hatte er nicht von dem langen Sänger geerbt, sondern von der kleinen Frau, die, seinen Arm streichelnd, zu ihm aufsah.

Und woher kam ihm das mächtige, unbeschreibliche Etwas, das sein Haupt adelte, und von dem man nicht wußte, ob es von seinen Augen ausging oder von der hohen, ganz anders als die des Alten gewölbten Stirn?

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," rief seine Mutter. „Heut Nachmittag hat mir's geträumt und ich will Dir beweisen, daß Du mich nicht überraschest. Dort auf dem Kohlenbecken steht der gedämpfte Kohl mit den Würstchen und wartet auf Dich."

„Ich kann jetzt nicht bleiben," entgegnete Pollux, „ich kann wahrhaftig nicht, so freundlich mir auch Dein gutes Gesicht zulacht und die lieben Wurstäuglein im Kohl mich anblinzeln. Mein Meister Papias ist vorangegangen, und drin im Palast wird es gelten, ein Wunder in kürzerer Zeit zu Stande zu bringen, als man sonst bedarf, um zu überlegen, von welcher Seite man seine Arbeit anfassen soll."

„So bring' ich Dir den Kohl in das Schloß," sagte Doris und stellte sich auf die Zehen, um dem Munde ihres großen Sohnes ein Würstchen zu nähern.

Pollux biß kräftig zu und sagte dann kauend:

„Ausgezeichnet! Ich möchte, das Ding, das ich da oben formen will, würde so sicher eine gute Statue, wie der saftige Cylinder, welcher hier eben verschwindet, eine bemerkenswerth vortreffliche Wurst war.“

„Noch eine?“ fragte Doris.

„Nein, Mutter; und Du sollst mir auch den Kohl nicht hinauftragen. Bis nach Mitternacht darf kein Augenblick verloren werden, und mach' ich dann eine Pause, so mußt Du längst von allerlei lustigen Dingen träumen.“

„Ich bringe Dir den Kohl,“ sagte der Vater, „denn ich komme ohnehin nicht so bald zu Bette. Der Hymnus an Sabina, den Mesomedes gedichtet, soll, sobald die Kaiserin das Theater besucht, mit Chören aufgeführt werden, und ich habe die hohe Stimme unter den Greisen, die durch ihren Anblick wieder jung werden, zu führen. Morgen ist Probe und ich kann noch gar nichts. Das Alte steckt mir Ton für Ton in der Kehle, aber das Neue, das Neue!“

„Es ist darnach,“ lachte Pollux.

„Wollten sie nur Deines Vaters Satyrspiel und seinen Theseus zur Aufführung bringen!“ rief Doris.

„Warte nur, ich empfehle ihn dem Kaiser, wenn er mich erst als den Phidias seiner Zeit mit Stolz seinen Freund nennt. Fragt er mich dann: ‚Wer ist der Glückliche, der Dich erzeugte?‘ so werde ich sagen: ‚Euphorion ist's, der göttliche Dichter und Sänger;

meine Mutter aber ist eine würdige Matrone, die Hüterin Deines Palastes, die grauliche Wäsche in schneeweißes Linnen verwandelnde Doris.'"

Diese letzten Worte sang der junge Künstler mit schöner und kräftiger Stimme nach einer von seinem Vater erdachten Weise.

„Wärest Du Sänger geworden!" rief Euphorion.

„Dann hätt' ich die Aussicht," gab Pollux zurück, „am Abende meines Lebens in diesem Häuschen Dein Nachfolger zu werden."

„Jetzt pflanzst Du für elenden Lohn die Lorbeeren, mit denen Papias sich schmückt," entgegnete der Alte, die Achseln zuckend.

„Auch seine Stunde schlägt, auch er wird anerkannt werden," fiel Doris ein; „ich hab' ihn mit einem großen Kranz auf den Locken im Traum gesehen."

„Geduld, Vater, Geduld!" sagte der junge Mann und ergriff des Vaters Hand. „Ich bin jung und gesund und thue, was ich vermag, hier hinter der Stirn wimmelt's von guten Gedanken; was ich selbständig vollenden durfte, hat wenigstens Anderen zum Ruhm gereicht, und obgleich es noch lange nicht dem Schönheitsbilde gleicht, das ich da — da — da in weiter Ferne hinter Nebeln ahne, so meine ich doch, daß, wenn auf das alles das Glück in einer freundlichen Stunde ein paar frische Thautropfen fallen läßt, immerhin etwas mehr aus mir werden kann, als die kläglich bezahlte rechte Hand des Papias, der da oben ohne mich nicht wissen wird, was er thun soll."

„Nur immer munter und fleißig!“ rief Doris.

„Hilft nichts ohne Glück,“ murmelte der Sänger und zuckte die Achseln.

Der junge Künstler sagte seinen Eltern Lebewohl und wollte sich entfernen, seine Mutter aber hielt ihn zurück, um ihm die jungen Stieglitze zu zeigen, die gestern aus den Eiern gekrochen waren.

Pollux that ihr den Willen, nicht nur um ihr gefällig zu sein, sondern weil es ihn freute, den bunten Vogel zu sehen, der seine Kleinen beschützte und wärmte.

Neben dem Käfig stand der große Weinkrug und der von ihm selbst mit zierlichem Bildwerk bedeckte Becher seiner Mutter.

Sein Blick fiel auf diese Gefäße und schweigend rückte er sie hin und her.

Dann faßte er sich ein Herz und sagte lachend:

„Der Kaiser wird hier oft vorüberkommen, Mutter. Laß jetzt die Feier Deiner dionysischen Feste. Wie wär's, wenn Du Dich zu einem Viertel Wein und drei Viertel Wasser entschlössest? Es mundet auch so.“

„Schade um die gute Gabe,“ entgegnete die Alte.

„Ein Viertel Wein, mir zu Gefallen,“ bat Pollux, ergriff beide Schultern seiner Mutter und küßte ihre Stirn.

„Dir zu Gefallen, großer Junge?“ fragte Doris und ihre Augen füllten sich mit Thränen; „für Dich, wenn es sein muß, lauter elendes Wasser! Euphorion, Du magst nachher den Rest aus dem Kruge trinken!“

Der Baumeister Pontius hatte seine Thätigkeit begonnen, zunächst nur unterstützt von seinen Gehülfen, welche ihm zu Fuß nachgefolgt waren. Vermessend, erwägend, kurze Briefe hinwerfend und Zahlen, Namen, Gedanken in den Grundriß und auf doppelte Wachstafeln verzeichnend, war er keinen Augenblick müßig.

Häufig wurde er durch die auf die Lochias beschiedenen Vorsteher der Werkstätten und Fabriken, deren Thätigkeit er in Anspruch zu nehmen gedachte, unterbrochen.

Sie kamen zu so später Stunde, denn sie waren im Auftrag des Präfekten berufen worden.

Als einer der Letzten stellte sich der Bildhauer Papias ein, obgleich ihm Pontius mit eigener Hand geschrieben hatte, daß er ihm für den Kaiser einen großen lohnenden und besonders eiligen Auftrag zu ertheilen habe, der vielleicht schon in dieser Nacht in Angriff genommen werden könnte. Es handle sich um die Statue einer Urania, die in zehn Tagen, in der Weise, die er, Papias, bei dem letzten Adonisfeste angewandt habe, und nach den Maßen, welche er, Pontius, beilege, auf der Lochias selbst vollendet werden müßte. Ueber viele Herstellungsarbeiten, die nicht weniger schnell ausgeführt werden sollten, und die zu zahlenden Preise würde man sich an Ort und Stelle einigen.

Der Bildhauer war ein umsichtiger Mann und erschien nicht allein, sondern mit seinem besten Gehülfen Pollux, dem Sohne des Thorhüterpaares, und mehreren Sklaven, welche ihm auf Karren und Wagen

Werkzeuge, Breter, Thon, Gyps und andere Rohstoffe nachführten.

Auf dem Weg in die Lochias hatte er dem jungen Bildhauer mitgetheilt, um was es sich handle, und ihm in herablassendem Tone eröffnet, daß er ihm gestatten werde, bei der Herstellung der Urania seine Kraft zu versuchen.

An der Pforte des Palastes hatte er Pollux aufgefordert, seine Eltern zu begrüßen und sich dann allein in das Schloß begeben, um ohne Zeugen die Verhandlungen mit dem Baumeister Pontius zu eröffnen.

Der junge Gehülfe verstand seinen Meister.

Er wußte, daß es ihm obliegen würde die Urania auszuführen, und daß sein Brodherr, nachdem er einige kleine Aenderungen an der fertigen Arbeit vorgenommen, sie für sein eigenes Werk erklären werde.

Das Gleiche hatte sich Pollux seit zwei Jahren mehr als einmal gefallen lassen, und er fügte sich auch heute wie immer ohne Widerrede diesem unredlichen Verfahren, denn bei seinem Meister gab es zu thun, und das Schaffen war ihm der höchste aller Genüsse.

Papias, zu dem er sich früh in die Lehre begeben und dem er sein Können verdankte, war kein Knauser, er aber brauchte Geld, nicht nur für sich, sondern weil er es auf sich genommen, seine verwittwete Schwester mit ihren Kindern, als wären sie seine eigene Familie, zu ernähren. Es freute ihn auch, einiges Behagen in das Häuschen seiner armen Eltern bringen und seinen jungen Bruder Tenker, der sich der Steinschneide-

kunst gewidmet hatte, während seiner Lehrzeit erhalten zu können.

Manchmal kam es ihm wohl in den Sinn, seinem Brodherrn zu kündigen, sich auf eigene Füße zu stellen und Lorbeeren zu ernten; aber was sollte aus denen werden, die sich auf seine Hülfe verließen, wenn er seinen sichern, guten Erwerb preisgab und wenn er, wie es so vielen unbekannten Anfängern ergangen, ohne Bestellungen blieb?

Was nützte ihm alles Können und der redlichste Wille, wenn sich ihm keine Gelegenheit bot, seine Werke in edlem Material auszuführen? Mit eigenen Mitteln war er ja nicht im Stande, es anzuschaffen.

Während er bei seinen Eltern vorsprach, hatte Papias seine Verhandlungen mit dem Baumeister begonnen.

Pontius legte dem Bildhauer das, was er von ihm begehrte, dar.

Dieser hörte aufmerksam zu, unterbrach den Andern nie, strich nur sein mit besonderer Sorgfalt rasirtes, so ebenmäßig wie eine Wachsmaske geformtes und gefärbtes Gesicht von Zeit zu Zeit mit der rechten Hand noch glatter, als es ohnehin war, und legte das Bruststück seiner kostbaren blauen Toga, die er in der Weise der römischen Senatoren zu tragen pflegte, in neue Falten.

Als Pontius ihm am Ende der für den Kaiser bestimmten Räume die letzte von ihm herzustellende Statue, welche eines neuen Armes bedurfte, gezeigt hatte, rief Papias entschieden:

„Es geht nicht."

„Das ist ein vorschneller Ausspruch," gab der Baumeister zurück. „Kennst Du nicht den Satz, der, weil er gut ist, von mehr als einem Weisen zuerst ausgesprochen worden sein soll, daß es unvorsichtiger sei zu sagen, ein Ding sei unmöglich, als sich zu vermessen, ein Werk zu Ende führen zu können, welches höchst wahrscheinlich unsere Kraft übersteigt."

Papias lächelte, schaute auf seine mit goldenem Zierat besetzten Schuhe und sagte:

„Uns Bildhauern wird es schwerer als euch, die ihr mit ungeheuren Massen arbeitet, uns in den Titanenkampf gegen das Unmögliche hineinzudenken. Ich sehe die Mittel noch nicht, die mir den Muth geben könnten, ihm zu Leibe zu gehen."

„Ich will sie Dir nennen," entgegnete Pontius schnell und fest: „von Deiner Seite guter Wille, zahlreiche Gehülfen und Nachtwachen, von unserer der Beifall des Kaisers und sehr viel Gold."

Nach diesen Worten nahmen die Verhandlungen einen raschen und günstigen Verlauf und der Baumeister mußte den klugen, wohlüberlegten Vorschlägen des Bildhauers in den meisten Fällen seine volle Anerkennung ertheilen.

„Ich gehe jetzt nach Hause," schloß Papias. „Mein Gehülfe beginnt gleich jetzt mit den Vorarbeiten. Dieß Werk muß hinter Schranken ausgeführt werden, damit Keiner uns stört und mit Bemerkungen aufhält."

Eine halbe Stunde später hatte man bereits ein Gerüst inmitten der Halle, in welcher die Urania stehen sollte, aufgerichtet. Es wurde von hohen hölzernen,

mit starker Leinwand bespannten Rahmen den Blicken entzogen, und hinter diesen Schranken war Pollux thätig, ein kleines Modell aus Wachs zu formen, während sein Brodherr sich nach Hause begab, um Vorbereitungen für die Arbeiten des folgenden Morgens zu treffen.

Nur eine Stunde fehlte bis Mitternacht und immer noch war die von dem Präfekten für den Baumeister in den Palast geschickte Mahlzeit unberührt geblieben.

Pontius hatte Hunger, aber ehe er dem Braten, der ihn einladend genug anschaute, der feuerrothen Languste, der bräunlichgelben Pastete und den vielfarbigen Früchten zu Leibe ging, welche ein Sklave auf eine marmorne Tafel gesetzt hatte, hielt er sich doch für verpflichtet, die herzustellende Zimmerreihe noch einmal zu durchwandern.

Es galt nachzusehen, ob die zunächst mit der Reinigung sämmtlicher Räume beschäftigten Sklaven, welche noch einige Stunden arbeiten, dann ausruhen und beim Aufgange der Sonne, verstärkt durch andere, freie und unfreie Arbeiter, wieder an's Werk gehen sollten, von ihren Aufsehern verständig geleitet würden, ihre Schuldigkeit thäten und Alles hätten, was sie bedurften.

Bessere Beleuchtung, mehr Licht wurde überall verlangt, und als auch die den Estrich der Musenhalle säubernden und die Säulen in derselben abputzenden Leute laut nach Fackeln und Lampen verlangten, da streckte sich über die Schranken, welche den für die Herstellung der Urania bestimmten Platz umgaben, ein

jugendlicher Männerkopf weit hinaus, und eine klangvolle Stimme rief:

„Meine Muse mit ihrer Himmelskugel steht den Sternsehern bei und wird sich in der Nacht am wohlsten befinden; aber erst wenn sie fertig ist. Um sie zu formen braucht man Licht, viel Licht! Ist es hier heller geworden, so wird auch der Lärm der Leute da unten, der in diesem leeren Stalle nicht eben angenehm wirkt, sich verringern. Schaffe drum Licht, o Mann, Licht für meine Göttin und Deine scheuernden Menschen."

Pontius schaute lächelnd zu Pollux hinauf, welcher diese Sätze gerufen hatte und erwiederte:

„Dein Nothschrei ist berechtigt, mein Freund. Glaubst Du ernstlich, daß dem Licht die Macht innewohne, Geräusche zu dämpfen?"

„Wo dieß fehlt," gab Pollux zurück, „das heißt, im Dunkeln, scheint sich wenigstens jeder Lärm zu verdoppeln."

„Das ist richtig, aber es lassen sich dafür auch andere Gründe finden," entgegnete der Architekt. „Morgen in einer Arbeitspause wollen wir diese Dinge mit einander besprechen. Jetzt werde ich für Lampen und Lichter sorgen."

„Das wird Urania, die auch die schönen Künste behütet, Dir danken," rief Pollux dem Baumeister nach.

Dieser ging seinem obersten Werkführer entgegen, um ihn zu fragen, ob er nicht seinem Befehle gemäß dem Palastvorsteher Kerannus aufgetragen habe,

zu ihm zu kommen und ihm die für die äußere Beleuchtung des Schlosses vorhandenen Lampen und Pechpfannen zur Verfügung zu stellen.

„Dreimal," entgegnete der also Angeredete, „war ich bei dem Manne, aber er blies sich jedesmal auf wie ein Frosch, redete kein Wort mit mir und ließ mich nur von seiner Tochter, die Du sehen mußt, denn sie ist reizend, und einem elenden schwarzen Sklaven in ein Kämmerchen führen, wo ich die paar Lampen fand, die hier brennen."

„Befahlst Du ihm, zu mir zu kommen?"

„Schon vor drei Stunden, und als Du mit dem Bildhauer Papias redetest, zum zweiten Male."

Der Architekt kehrte unwillig und mit einer schnellen Wendung dem Werkmeister den Rücken, entfaltete den Plan des Palastes, fand schnell die Wohnung des widerspenstigen Verwalters heraus, ergriff ein neben ihm stehendes Lämpchen von rothem Thon und ging, gewohnt sich von Bauriſſen führen zu lassen, geradewegs auf das nur durch wenige Zimmer und einen längeren Gang von der Musenhalle getrennte Quartier des pflichtvergessenen Mannes los.

Eine unverschlossene Pforte führte ihn in ein dunkles Vorgemach, dem eine andere Stube und endlich ein großer, gut eingerichteter Raum folgte.

Die zu diesem, augenscheinlich dem Wohn- und Speisezimmer des Verwalters, führenden Eingänge waren ohne Thüren und nur durch weit zurückgeschobene Zeugvorhänge verschließbar.

Pontius konnte ungehindert und unbemerkt den

Tisch überschauen, auf dem eine dreiarmige Lampe von Bronze zwischen einer Schüssel und Tellern stand.

Der dicke Mann wandte sein rundes, stark geröthetes Antlitz dem Baumeister zu, welcher ihm, erregt wie er war, schnell und mit Entschiedenheit entgegengetreten sein würde, wenn nicht, bevor er das zweite Zimmer betrat, ein leises, aber schmerzliches Schluchzen an sein Ohr gedrungen wäre.

Die Weinende war ein schlankes junges Mädchen, welches aus der hintern Thür des Wohnraumes hervortrat und nun ein Bretchen mit einem Brode neben den Verwalter auf den Tisch stellte.

„Weine doch nicht, Selene," sagte der Verwalter, und zerbrach das Backwerk, langsam und mit dem Bestreben, sein Kind zu beruhigen.

„Wie sollt' ich nicht weinen," entgegnete das Mädchen. „Erlaube nur, daß ich morgen ein Stück Fleisch für Dich kaufe; der Arzt hat Dir verboten, Brod und immer nur Brod zu essen."

„Satt werden muß der Mensch," entgegnete der Dicke. „Fleisch ist theuer. Ich habe neun Mäuler zu stopfen, die Sklaven gar nicht gerechnet. Wo sollt' ich das Geld hernehmen, um uns alle mit Fleisch zu füttern?"

„Wir brauchen keins, aber für Dich ist es nöthig."

„Es geht nicht, Kind. Der Fleischer will nicht mehr borgen, die anderen Gläubiger drängen, und es bleiben uns bis an's Ende des Monats nur noch zehn Drachmen."

Das Mädchen erbleichte und fragte ängstlich:

„Aber Vater, Du zeigtest mir ja heute früh die drei Goldstücke, die Dir von dem Geschenke zugekommen sind, das bei der Ankunft der Kaiserin unter die Bürger vertheilt ward.“

Der Verwalter rollte ein Stück Brodteig verlegen zwischen den Fingern und sagte dann:

„Ich kaufte dafür diese Fibula mit dem geschnittenen Onyx; spottwohlfeil, sage ich Dir! Wenn der Kaiser kommt, so muß er sehen, wer ich bin, und sterb' ich, so gibt euch Jeder doppelt so viel für das Kunstwerk, als ich dafür zahlte. Ich sage Dir, das Geld der Kaiserin ist gut angelegt worden in dem Dinge.“

Selene entgegnete ihm nichts, aber sie seufzte tief auf und ihr Blick überflog eine Reihe von höchst unnützen Dingen, die der Verwalter, weil sie „billig“ gewesen, eingekauft und mit nach Hause gebracht hatte, während es ihr und ihren sieben Geschwistern an dem Nöthigsten fehlte.

„Vater,“ hob das Mädchen nach kurzem Schweigen von neuem an, „ich soll nicht mehr davon reden, aber wenn Du auch böse wirst, so thu' ich es doch. Der Baumeister, der die Arbeiter drüben anführt, hat nun schon zweimal nach Dir gesandt.“

„Schweig'!“ rief der Dicke und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Wer ist dieser Pontius und wer bin ich!“

„Du bist von edler, macedonischer Herkunft, vielleicht sogar mit dem ptolemäischen Königshause verwandt und hast Deinen Sitz in der Bürgerversamm-

lung, aber sei doch dießmal herablassend und gütig. Der Mann hat alle Hände voll zu thun, er ist müde..."

„Ich habe heute auch nicht still sitzen können. Was sich schickt, das schickt sich. Ich bin Kerannus, des Ptolemäus Sohn, dessen Väter mit dem großen Alexander nach Aegypten kamen und diese Stadt gründen halfen, das weiß ein Jeder. Unser Besitz ward geschmälert, aber gerade darum halt' ich darauf, daß unser edles Blut anerkannt wird. Pontius läßt den Kerannus rufen! Wär' es nicht empörend, so würd' es lächerlich sein, denn wer ist dieser Mann, wer!? Ich sagt' es Dir schon! Sein Großvater war des verstorbenen Präfekten Claudius Valbillus Freigelassener, und durch die Gunst der Römer ist sein Vater heraufgekommen und reich geworden. Von Sklaven stammt er, und Du forderst, daß ich sein gehorsamer Diener sein soll, wenn es ihm gefällt mich zu rufen?"

„Aber Vater, Vater, er ließ ja nicht den Sohn des Ptolemäus, er ließ den Verwalter dieses Palastes bitten, zu ihm zu kommen."

„Wortklauberei! Du schweigst, ich komme ihm keinen Schritt entgegen."

Das Mädchen schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut und jammervoll auf.

Kerannus schrak zusammen und rief außer sich:

„Beim großen Serapis, ich kann das nicht länger ertragen! Was soll das Gewimmer?"

Da faßte sich das Mädchen ein Herz, und dem erregten Manne näher tretend, sagte sie, mehr als einmal von Thränen unterbrochen:

„Du mußt gehen, Vater, Du mußt! Ich habe mit dem Werkführer gesprochen und er sagte kalt und entschieden, der Baumeister stehe hier im Namen des Kaisers, und wenn Du ihm nicht folgtest, so würde er Dich sofort Deines Amtes entsetzen. Und wenn das geschähe, das! O Vater, Vater, denke doch an den blinden Helios und die arme Berenice! Arsinoe und ich finden schon unser Brod, aber die Kleinen, die Kleinen!"

Bei den letzten Worten hatte sich das Mädchen auf die Kniee geworfen und ihre Hände zu dem widerspenstigen Manne erhoben.

Diesem war das Blut in den Kopf und die Augen gestiegen, und mit seinen Fingern an der gerötheten Stirn spielend, sank er wie vom Schlage getroffen in seinen Stuhl zurück.

Seine Tochter sprang sogleich von der Erde auf und reichte ihm den mit Wein und Wasser gefüllten Pokal, welcher auf dem Tische gestanden hatte; Kerannus aber wies ihn mit der Hand zurück und rief, nach Athem ringend und keuchend:

„Mich meines Amtes entsetzen, mich aus diesem Palaste vertreiben! Da — da drinnen in der Ebenholztruhe liegt das Schreiben des Euergetes, das meinem Ahnherrn Philippus das Amt des Verwalters dieses Schlosses als eine in seiner Familie forterbende Würde überträgt. Dieses Philippus Gattin hatte die Ehre, die Geliebte oder, wie Andere sagen, die Tochter des Königs zu sein. Da drin liegt das Dokument, mit rother und schwarzer Tinte auf gelbem Papyrus

geschrieben und mit dem Siegel und der Unterschrift des zweiten Energetes versehen. Alle Fürsten aus dem Hause der Lagiden haben es bestätigt, von allen Präfekten Roms ward es geachtet, und nun, nun . . ."

„Aber Vater," unterbrach das Mädchen den verzweifelnd die Hände ringenden Mann, „Du bist ja noch im Amte, und wenn Du Dich nur bequemst . . ."

„Bequemst, bequemst!" schrie der Dicke und schüttelte seine beiden feisten Hände über dem mit Blut überfüllten Haupte. „Ich will mich bequemen! Ich werde euch nicht in's Unglück stürzen. Ich gehe, gehe schon. Für meine Kinder lass' ich mich mißhandeln und treten. Wie der Pelikan, will ich meine Jungen mit meinem Herzblut erhalten. Aber Du sollst wissen, was es mich kostet, diese Demüthigung auf mich zu nehmen! Unerträglich ist sie und das Herz will mir bersten, denn der Baumeister hat mich geschmäht, als wär' ich sein Diener; er hat mir, ja, mit diesen Ohren hab' ich's gehört, er hat mir, mir, dem der Arzt ohnehin droht, ich könnte an einem Schlagfluß sterben — er hat mir den bübischen Wunsch nachgeschrieen, ich möge in meinem Fleische ersticken! Laß mich nur, laß mich! Ich weiß, was alles möglich ist unter den Römern. So — da steh' ich! Hol' mir mein krokusfarbiges Pallium, das ich im Rathe trage, hol' mir meinen goldenen Stirnreifen! Wie ein Opferthier werd' ich mich schmücken, und ich will ihm zeigen . . ."

Dem Baumeister war kein Wort von diesem Gespräche entgangen, das ihn bald verdrossen, bald zum Lachen gereizt, bald ihm das Herz bewegt hatte.

Seiner thatkräftigen Natur widerstand jedes träge, müßige Wesen, und das langsame, gleichgültige Verhalten des dicken Mannes bei einer Angelegenheit, die ihn und jeden Betheiligten drängen mußte, schnell und mit dem Aufgebot aller Kräfte zu handeln, hatte ihm Worte auf die Lippen gedrängt, die er nun lieber nicht gesprochen zu haben wünschte.

Gewiß, der thörichte Bettelstolz des Verwalters war ihm ärgerlich gewesen, und wer hörte wohl gern von einem seine Herkunft befleckenden Makel reden? Aber die Klage der Tochter dieses armseligen Vaters hatte ihm das Herz ergriffen. Der unverständige Tropf, den er durch einen Wink seiner Hand in's Elend zu stürzen vermochte, und der durch seine Worte wohl sehr viel tiefer gekränkt worden war, als er durch das, was er soeben vernommen, jammerte ihn, und so folgte er gern dem freundlichen Antriebe seiner edlen Natur, den Unglücklichen zu schonen.

Kräftig schlug er mit dem gebogenen Finger an die Innenseite der Thür des Vorzimmers, dann hustete er laut auf und sagte, indem er sich auf der Schwelle des Wohngemachs sehr tief vor dem Verwalter verneigte:

„Ich bin gekommen, edler Keraunus, um Dir, wie sich's ziemt, meinen Besuch abzustatten. Verzeih' die späte Stunde, aber Du weißt kaum, wie beschäftigt ich, seitdem wir uns trennten, gewesen bin."

Keraunus hatte den späten Gast zuerst erschrocken, dann verblüfft angeschaut.

Nun trat er ihm näher, streckte ihm wie von einem Alp befreit seine beiden Hände entgegen und über sein

Gesicht breitete sich ein so warmer Schimmer aufrichtiger Herzensbefriedigung, daß Pontius sich wunderte, ganz übersehen zu haben, ein wie wohlgebildetes Gesicht dieser dicke Sonderling habe.

„Nimm an unserem bescheidenen Tische Platz," bat Keraunus. „Geh', Selene, und rufe den Sklaven. Vielleicht ist noch ein Fasan im Hause, ein gebratenes Hühnchen oder dergleichen; — aber freilich die Stunde ist spät."

„Verbindlichsten Dank," entgegnete der Baumeister lächelnd. „Mein Abendbrod wartet auf mich in der Musenhalle, und ich muß zu den Leuten zurück. Ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich begleiten wolltest. Wir haben über die Beleuchtung der Räume miteinander zu reden, und so etwas bespricht sich am besten bei einem saftigen Braten und einem Schluck Wein."

„Ganz zu Deinen Diensten," sagte Keraunus sich verneigend.

„Ich gehe voran," rief der Baumeister. „Habe nur zuerst die Güte, alles was Du an Lichtern, Lampen und Pechpfannen besitzest, den Sklaven zu übergeben, welche in wenigen Minuten vor Deiner Thür auf Deine Befehle warten werden."

Als sich Pontius entfernt hatte, sagte Selene tief aufathmend:

„O, diese Angst! Ich gehe jetzt und suche die Lampen. Wie schrecklich konnte das alles enden!"

„Es ist gut, daß es so gekommen!" murmelte Keraunus. „Der Baumeister ist für seine Herkunft immerhin ein artiger Mann."

Fünftes Kapitel.

Pontius hatte mit gerunzelter Stirn die Wohnung des Palastvorstehers aufgesucht und kehrte mit einem Lächeln auf den kräftigen Lippen und leichten Schrittes zu seinen Leuten zurück.

Dem Werkführer, der ihm mit einem fragenden Blick entgegentrat, sagte er:

„Der Herr Verwalter war mit Recht ein wenig empfindlich; nun sind wir Freunde, und er wird für die Beleuchtung thun, was er kann.“

In der Musenhalle blieb er vor dem Verschlage, hinter dem Pollux arbeitete, stehen und rief ihm zu:

„Freund Bildhauer, höre, es wird hohe Zeit zum Nachtessen.“

„Gewiß,“ gab Pollux zurück, „sonst wird es ein Frühstück.“

„Lege denn in einer Viertelstunde Dein Werkzeug nieder und hilf mir mit dem Verwalter dieses Hauses das Mahl vertilgen, das man mir gesandt hat.“

„Du bedarfst keines andern Mannes Beistand,

wenn Keraunus dabei ist. Vor ihm schmilzt jede Speise dahin, wie das Eis vor der Sonne."

„So rette ihn vor Ueberlastung des Magens."

„Unmöglich, denn ich habe soeben einer Schüssel voll Kohl mit Würstchen unbarmherzig zugesetzt. Meine Mutter hat diese Götterspeise gekocht und mein Vater brachte sie seinem ältesten Sohne."

„Kohl mit Würstchen," wiederholte der Baumeister, und man hörte ihm an, daß sein hungriger Magen gern mit diesem Gericht in nähere Verbindung getreten wäre.

„Komm herein," rief Pollux sogleich, „und sei Du mein Gast. Dem Kohl ist begegnet, was diesem Palaste bevorsteht: er ist aufgewärmt worden."

„Aufgewärmter Kohl schmeckt besser als frischer, aber das Feuer, auf dem wir dieß Bauwerk wieder genießbar zu machen versuchen, brennt zu heiß und muß zu kräftig geschürt werden. Die besten Sachen sind noch dazu fortgekommen und unersetzbar."

„Wie die Würstchen, die ich aus meinem Kohl herausgefischt habe," lachte der Bildhauer. „Ich kann Dich doch nicht zu Gaste laden, denn ich würde dieser Schüssel schmeicheln, wenn ich sie ‚Kohl mit Würstchen' nennen wollte. Ich habe sie wie ein Bergwerk behandelt, und nachdem die Wurstminen beinah erschöpft sind, bleibt wenig übrig als der Grundstoff, in dem zwei oder drei erbärmliche Fragmente an den vergangenen Reichthum erinnern. Nächstens soll meine Mutter dieß Gericht für Dich kochen; sie bereitet es mit unübertrefflicher Kunst."

„Ein guter Gedanke, aber heute bist Du mein Gast.“

„Ich bin völlig satt.“

„So würze uns mit Deiner guten Laune die Mahlzeit.“

„Verzeih', Herr, und laß mich lieber hier hinter meinen Schranken. Erstens bin ich bei guter Stimmung, im rechten Zug und fühle, daß in dieser Nacht etwas bei der Arbeit herauskommt . . .“

„Auf morgen also.“

„Hör' mich zu Ende.“

„Nun?“

„Du würdest auch Deinem zweiten Gast einen schlechten Dienst erweisen, wenn Du mich einlüdest.“

„Du kennst den Verwalter?“

„Von Kind an; ich bin der Sohn des Thorwächters dieses Palastes.“

„Ei sieh! So stammst Du aus dem lustigen Häuschen mit dem Epheu, den Vögeln und der munteren Alten?“

„Sie hat mich geboren und wird, sobald ihr Leibmetzger schlachtet, für Dich und mich ein Kohlgericht sondergleichen vollenden.“

„Eine freundliche Aussicht!“

„Da kommt ein Nilpferd, oder bei näherer Betrachtung der Verwalter Keraunus.“

„Du bist mit ihm verfeindet?“

„Ich mit ihm, ‚nein‘, aber er mit mir, ‚ja‘,“ entgegnete der Bildhauer. „Das sind dumme Geschichten! Frage mich bei unserem Mahl nicht nach ihnen, wenn

Du einen fröhlichen Tischgenossen zu haben begehrst. Sage Kerannus auch nicht, daß ich hier sei; es führt zu nichts Gutem."

„Wie Du wünschest; da wären auch unsere Lampen!"

„Es sind genug, um die Unterwelt damit zu erleuchten," rief Pollux, winkte dem Architekten einen Gruß mit der Hand zu und verschwand hinter seinen Schranken, um mit voller Hingabe an seinem Modell zu arbeiten.

Mitternacht war längst vorüber und die Sklaven, welche mit großem Eifer an's Werk gegangen waren, hatten ihre Arbeit in der Musenhalle beendet. Sie durften nun auf dem in einem andern Flügel des Palastes ausgebreiteten Stroh einige Stunden ruhen.

Auch der Architekt Pontius wünschte diese Zeit zu benützen, um sich durch einen kurzen Schlaf für die Anstrengungen des morgenden Tages zu stärken, aber zwischen dieser Absicht und ihrer Verwirklichung stand die umfangreiche Gestalt seines Gastes.

Er hatte den Mann, welcher sich, um Geld zu sparen, nur mit Brod nährte, eingeladen, um ihn mit Fleisch zu sättigen, und Kerannus zeigte sich jeder in dieser Beziehung an ihn gestellten Zumuthung gewachsen.

Nachdem aber die letzte Schüssel abgetragen worden war, hielt es der Verwalter für geboten, seinem Wirth durch die Gegenwart seiner vornehmen Person Ehre zu erweisen.

Dabei löste der gute Wein des Präfekten dem wenig mittheilsamen Manne die Zunge.

Erst sprach er von den mancherlei Stockungen, die ihn quälten und sein Leben gefährdeten, und als Pontius, um ihn auf andere Dinge zu bringen, unvorsichtiger Weise den Rath der Bürger erwähnte, ließ Keraunus seine Beredtsamkeit glänzen und suchte Becher auf Becher leerend die Gründe darzulegen, welche ihn und seine Freunde bestimmten, alles dran zu setzen, den Mitgliedern der großen jüdischen Gemeinde der Stadt das Bürgerrecht zu entziehen und sie womöglich aus Alexandria zu vertreiben.

So groß war sein Eifer, daß er des Baumeisters Gegenwart und seine ihm wohlbekannte Herkunft völlig vergaß und es für nothwendig erklärte, auch die Nachkommen von freigelassenen Sklaven aus der Bürgerschaft zu entfernen.

Pontius sah den glühenden Wangen und Augen des Verwalters an, daß der Wein aus ihm rede, und erwiederte ihm nichts; aber entschlossen, sich die Ruhe, deren er bedurfte, nicht schmälern zu lassen, erhob er sich von der Tafel und ging, sich kurz entschuldigend, in das Gemach, in welchem ein Lager für ihn aufgeschlagen worden war.

Nachdem er sich ausgekleidet hatte, befahl er seinem Sklaven nachzusehen, was Keraunus treibe, und erhielt bald die beruhigende Antwort, der Verwalter sei fest eingeschlafen und schnarche.

„Horche nur," schloß der Sklave seinen Bericht, „man hört das Rollen und Sägen bis hieher. Ich

hab' ihm ein Kissen unter den Kopf geschoben, denn bei seiner Fülle kann der dicke Herr sonst Schaden erleiden."

Liebe ist eine Pflanze, die Vielen zuwächst, ohne daß sie sie gesät hätten, und die für Manchen, der sie weder hegte noch pflegte, zum schattigen Baum ward.

Wie wenig hatte der Palastverwalter Keraunus gethan, um sich das Herz seiner Tochter zu gewinnen, und wie Vieles, das nicht verfehlen konnte, den Lauf ihres jungen Lebens zu trüben und zu verkümmern! Dennoch saß Selene, deren neunzehnjähriger Körper der Ruhe bedurfte, und die sich des Abends auf den erlösenden Schlaf weit mehr freute, als des Morgens auf den, neue Sorgen und Lasten bringenden Tag, immer noch neben der dreiarmigen Lampe und wachte und ängstigte sich, je später es wurde, desto mehr über das lange Ausbleiben ihres Vaters.

Vor einer Woche waren dem starken Manne plötzlich, wenn auch nur auf Minuten, die Sinne geschwunden, und der Arzt hatte ihr gesagt, daß der scheinbar von Gesundheit strotzende Kranke sich streng nach seinen Vorschriften halten und jedes Uebermaß meiden müsse. Eine einzige Unvorsichtigkeit, versicherte er, könne seinen Lebensfaden schnell und plötzlich zerreißen.

Nachdem der Vater fortgegangen war, um der Einladung des Baumeisters zu folgen, hatte Selene die Kleider ihrer jüngeren Geschwister vorgenommen, um sie auszubessern. Wohl hätte ihre zwei Jahre jüngere Schwester Arsinoe, deren Finger so geschickt waren wie ihre eigenen, ihr dabei helfen können, aber

sie war früh zur Ruhe gegangen und schlief bei den Kindern, die in der Nacht nicht ohne Aufsicht bleiben sollten.

Ihre Sklavin, die schon im Dienste ihrer Großeltern gestanden, sollte ihr helfen, aber die alte halbblinde Negerin sah bei Licht noch schlechter als am Tage und konnte nach wenigen Nadelstichen nichts mehr erkennen.

Selene schickte sie zur Ruhe und setzte sich dann allein an die Arbeit.

In der ersten Stunde nähte sie ohne aufzusehen, und dachte nach, wie es am besten möglich sein würde, die Ihren mit den wenigen Drachmen, über die sie verfügen konnte, in schicklicher Weise bis an das Ende des Monats zu erhalten.

Als es später ward, wurde sie müder und müder, aber sie blieb dennoch, und obgleich ihr der hübsche Kopf oft auf die Brust sank, vor ihrer Arbeit sitzen.

Sie mußte die Rückkehr ihres Vaters abwarten, denn da stand der vom Arzte für ihn bereitete Trank und sie fürchtete, daß er ihn vergessen würde, wenn sie ihn nicht erinnerte.

Am Ende der zweiten Stunde übermannte sie die Schläfrigkeit und es war ihr, als zerbreche der Stuhl, auf dem sie saß, und als sinke sie erst langsam, dann aber schneller und schneller in einen tiefen Abgrund, der sich unter ihr aufthat.

Nach Hülfe suchend schaute sie im Traume aufwärts, aber da war nichts zu sehen als das Gesicht ihres Vaters, das gleichgültig zur Seite schaute.

Im weiteren Verlauf des Traumes rief sie ihn und rief ihn wieder; er aber schien sie lange Zeit nicht zu hören.

Endlich blickte er zu ihr nieder, und als er sie bemerkt hatte, lächelte er sie an; aber statt ihr Hülfe zu leisten, nahm er Steine und Erde vom Rande des Abgrunds und warf sie ihr auf die Finger, welche sich an den Brombeerstauden und den Wurzeln, die aus den Fugen der Felsen herauswuchsen, angeklammert hatten.

Sie bat ihn, von diesem Spiele zu lassen, sie flehte ihn an, sie rief um Schonung, aber in dem Gesichte über ihr regte sich kein Muskel. Es schien während eines leeren Lächelns erstarrt zu sein, und auch das Herz ihres Vaters war wohl erstorben, denn mitleidslos warf er einen Kiesel, ein Erdstück nach dem andern auf sie herunter, bis ihre Hände den letzten gebrechlichen Halt loslassen mußten und sie in den todbringenden Schlund hinunterstürzte.

Von ihrem eigenen lauten Angstschrei wachte sie auf, aber während sie aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückkehrte, sah sie hinter schnell zerreißenden Nebeln, einen Augenblick nur und doch klar und deutlich, das mit weißen und gelben Kamillensternen, mit veilchenfarbigen Blütenglocken und rothem Mohn geschmückte hohe Gras einer Wiese, in das sie wie in ein weiches, grünes Bett gefallen war; neben dem Rasen aber blaute ein schimmernder See und hinter diesem erhoben sich schön gerundete Berge mit röthlichen Felsen-

hängen und grünen Hainen und Matten, die in hellem Sonnenschein glänzten. Ein reiner Himmel, an dem ein leiser Hauch leichte silberne Wölkchen sanft bewegte, wölbte sich über dieß freundliche, schnell verfliegende Bild, das sie mit nichts von allem zu vergleichen wußte, was sie jemals in ihrer Heimat gesehen.

Nur kurze Zeit hatte sie geschlafen, aber als sie, der Wirklichkeit völlig zurückgegeben, die Augen rieb, meinte sie, ihr Traum habe lange Stunden gedauert.

Eine Flamme an ihrer dreiarmigen Lampe war qualmend erloschen und an einer anderen begann der Docht zu verschwelen. Sie drückte ihn schnell mit der an einem Kettchen hängenden Zange aus, goß dann in die letzte noch brennende Lampe neues Oel und leuchtete in das Schlafgemach ihres Vaters.

Er war noch immer nicht heimgekehrt.

Nun überfiel sie große Angst.

Hatte ihm der Wein des Baumeisters die Sinne benommen?

War er auf dem Wege nach seiner Wohnung von einem neuen Schwindel erfaßt worden?

Im Geiste sah sie den schweren Mann unfähig sich aufzurichten, ja vielleicht sterbend am Boden liegen.

Hier blieb keine Wahl!

Sie mußte sich in die Musenhalle begeben und sehen, was ihrem Vater zugestoßen war, ihn aufrichten, ihm Hülfe bringen oder, wenn sie ihn noch beim Schmause fand, unter irgend einem Vorwand nach Hause zu locken versuchen.

Es stand alles auf dem Spiele: das Leben ihres

Vaters und mit ihm Unterhalt und Obdach für acht hülflose Wesen.

Die Dezembernacht war rauh.

Schneidend kalte Luft zog durch die schlecht verwahrte Oeffnung in der Decke des Zimmers und so band denn Selene, ehe sie die Wanderung begann, ein Tüchlein um den Kopf und warf den weiten Mantel, den ihre verstorbene Mutter getragen hatte, über die Schultern.

In dem langen, zwischen der Wohnung ihres Vaters und dem vorderen Theil des Palastes gelegenen Gange mußte sie das flackernde Licht des Lämpchens, welches sie in der Rechten trug, mit der Linken vor dem Verlöschen bewahren.

Die vom Zugwinde bewegte Flamme und ihre eigene Gestalt spiegelten sich hier und dort in den glatten Flächen des dunklen Marmors.

Die unter ihren Fuß geschnürte starke Sohle erweckte in den leeren Räumen lauten Wiederhall, sobald sie den steinernen Estrich berührte, und in Selenens geängstigte Seele zog die Furcht. Ihre Finger, welche die Leuchte hielten, zitterten, und ihr Herz schlug überlaut, als sie nun mit angehaltenem Athem durch den runden Kuppelsaal schritt, in dem Ptolemäus Euergetes, der Dicke, vor vielen Jahren seinen eigenen Sohn ermordet haben sollte und in dem jeder laute Athemzug ein Echo erweckte.

Aber selbst in diesem Raum vergaß sie es nicht, zur Rechten und Linken nach ihrem Vater auszuschauen.

Erleichtert athmete sie auf, als sie einen Lichtstrahl

bemerkte, der durch die klaffenden Fugen einer geborstenen Seitenpforte der Musenhalle drang und sich gebrochen auf dem Estrich und einer Wand des letzten Raumes, den sie durchschreiten mußte, spiegelte.

Jetzt betrat sie den weiten Saal, welcher von den Lampen hinter des Bildhauers Schranken und mehreren tief herabgebrannten Kerzen matt beleuchtet wurde.

Die letzteren standen auf der in einer Ecke am äußersten Ende der Halle aus Holzböcken und Bretern zusammengefügten Tafel, hinter welcher ihr Vater entschlummert war.

Die tiefen, aus der breiten Brust des Schläfers dringenden Töne klangen von den nackten Wänden des weiten, leeren Raumes unheimlich wieder, und nun ängstigte sie sich vor ihnen, und mehr noch vor den tiefen und langen Schatten der Säulen, die sich wie Schranken über ihren Weg legten.

Lauschend blieb sie in der Mitte der Halle stehen, und bald erkannte sie in dem befremdlichen Getön einen ihr nur zu wohl bekannten Klang.

Ohne Säumen hob sie die Füße zum Laufe und eilte auf den Schlafenden zu, rüttelte und schüttelte ihn, rief ihn, besprengte seine Stirn mit Wasser und nannte ihn bei den zärtlichsten Namen, mit denen ihre Schwester Arsinoe ihm zu schmeicheln pflegte. Als er sich trotz alledem nicht rührte und regte, leuchtete sie ihm mit ihrem Lämpchen in das Angesicht. Nun glaubte sie wahrzunehmen, daß sich ein bläulicher Schimmer über sein aufgedunsenes Antlitz breite, und wiederum brach sie in jenes tief schmerzliche Weinen aus,

das des Baumeisters Herz vor wenigen Stunden gerührt hatte.

Jetzt ward es hinter den Schranken, welche den Bildhauer und sein entstehendes Werk umgaben, lebendig.

Pollux hatte lange mit Lust und Eifer gearbeitet, endlich aber begann ihn das Schnarchen des Verwalters zu stören.

Der Körper seiner Muse hatte schon entschiedene Formen gewonnen, den Kopf konnte er erst beim Licht des Tages auszuführen beginnen.

Jetzt ließ er die Arme sinken, denn seitdem er sich nicht mehr mit Herz und Sinn dem Schaffen hingab, fühlte er sich müde und sah ein, daß er ohne Modell nicht mit der Gewandung seiner Urania zu Stande kommen würde. Darum zog er den Sessel an eine große mit Gyps gefüllte Kiste, um an diese gelehnt ein wenig zu ruhen.

Aber den von seiner schnellen Nachtarbeit tief erregten Künstler floh der Schlaf, und sobald Selene die Thür öffnete, richtete er sich auf und schaute durch eine Oeffnung zwischen den seine Umhegung bildenden Rahmen.

Als er die hohe verhüllte Gestalt erblickte, in deren Hand eine Lampe zitterte, als er sie den weiten Raum durchschreiten und plötzlich still stehen sah, erschrak er nicht wenig, aber das hinderte ihn nicht, jeden Schritt des nächtlichen Spukbildes mit weit mehr Neugier als Furcht zu beobachten.

Als dann Selene sich umschaute und das Licht ihrer Lampe ihr Antlitz beschien, erkannte er die Tochter

des Verwalters und er begriff nun schnell, was sie hier suche.

Ihre vergeblichen Weckversuche hatten gewiß etwas Rührendes, aber doch zu gleicher Zeit auch etwas unwiderstehlich Erheiterndes. Pollux fühlte sich denn auch stark versucht zu lachen. Sobald aber Selene so schmerzlich zu weinen begann, bog er schnell zwei Rahmen seiner Schranken auseinander, näherte sich ihr und rief, um sie nicht zu erschrecken, erst leise und dann immer lauter ihren Namen. Als sie ihr Haupt nach ihm umwandte, bat er sie freundlich, sich nicht zu fürchten, denn er sei kein Geist, sondern nur ein ganz bescheidener Sterblicher, und zwar, wie sie sehe, leider nichts Besseres als des Thorhüters Euphorion nichtsnutziger, aber auf dem Wege der Besserung wandelnder Sohn.

„Du, Pollux?“ fragte das Mädchen überrascht.

„Ich selbst. Aber Du? Kann ich Dir helfen?“

„Mein armer Vater,“ klagte Selene. „Er rührt sich nicht, er ist starr — und sein Gesicht — o ihr ewigen Götter!“

„Wer schnarcht, ist nicht todt,“ entgegnete der Bildhauer.

„Aber der Arzt hat gesagt . . .“

„Er ist gar nicht krank! Pontius hat ihm nur stärkeren Wein vorgesetzt, als er zu trinken gewohnt ist. Laß ihn ruhen. Er schläft mit seinem Kissen unter dem Nacken so fest wie ein Kind. Als er vorhin gar zu kräftig zu brummen begann, hab' ich so laut wie ein Regenvogel gepfiffen, denn das bringt

die Schnarcher manchmal zum Schweigen; aber eher hätte ich die steinernen Musen dort zum Tanz bringen können, als ihn aus dem Schlafe."

„Könnten wir ihn nur in sein Bett schaffen."

„Wenn Du vier Pferde zur Hand hast..."

„Du bist immer noch so schlecht wie Du warst."

„Etwas weniger, Selene. Du mußt Dich nur wieder an meine Redeweise gewöhnen. Dießmal meinte ich nur, daß wir beide zusammen nicht stark genug wären, ihn fortzutragen."

„Aber was soll ich denn thun? Der Arzt hat gesagt..."

„Bleib' mir fort mit dem Arzte. Die Krankheit, an der Dein Vater leidet, kenne ich! Sie ist morgen vorüber, und den einzigen Schmerz, den sie vielleicht bis zum Untergange der Sonne zurückläßt, wird er unter den Haaren empfinden. Laß ihn nur schlafen."

„Es ist hier so kalt."

„Da nimm meinen Mantel und decke ihn zu."

„Dann wirst Du frieren."

„Das bin ich gewöhnt. Seit wann hat denn Keramus mit den Aerzten zu schaffen?"

Selene erzählte, welcher Unfall ihren Vater betroffen und wie berechtigt ihre Befürchtungen wären.

Der Bildhauer hörte ihr schweigend zu und sagte dann mit völlig verändertem Ton:

„Das thut mir herzlich leid. Legen wir ihm kaltes Wasser auf die Stirn. Ich will, bis die Sklaven wieder kommen, in jeder Viertelstunde den Umschlag wechseln. Da steht ein Gefäß und hier ist ein Tuch.

Gut! das wäre gemacht! Vielleicht erwacht er dadurch, und wenn nicht, so tragen ihn die Leute in euere Wohnung."

„Schmählich — schmählich," seufzte das Mädchen.

„Nicht doch; auch der Oberpriester des Serapis kann unwohl werden. Laß mich nur machen."

„Es wird ihn von neuem erregen, wenn er Dich sieht. Er ist Dir so böse, — so böse!"

„Gewaltiger Zeus, was hab' ich denn Großes verbrochen? Die Götter vergeben die Sünden der Weisen und ein Mensch will nicht verzeihen, was ein dummer Junge in seinem Uebermuthe verbrochen!"

„Du hast ihn verhöhnt."

„Ich setzte an die Stelle des abgebrochenen Hauptes zwischen die Schultern des dicken Silen neben dem Thore einen Kopf von Thon, der ihm gleich sah. Es ist meine erste selbständige Arbeit gewesen."

„Du hast sie gemacht, um meinen Vater zu kränken."

„Gewiß nicht, Selene. Mich reizte der Spaß und nichts weiter."

„Aber Du wußtest, wie empfindlich er ist."

„Ueberlegt denn ein fünfzehnjähriger Wildfang die Folgen seines Uebermuths? Hätte er mir nur den Rücken zerprügelt, dann würde sein Groll sich mit Blitz und Donner entladen haben und die Luft wäre wieder rein geworden. Aber so! Von meinem Werke schnitt er mit dem Messer das Gesicht ab und zertrat langsam die am Boden liegenden Stücke. Mir gab er einen einzigen Puff mit dem Daumen, den

ich freilich heute noch fühle, und dann schmähte er mich und die Eltern so kühl und hart und mit so bitterer Verachtung . . .“

„Er wird niemals recht heftig, aber der Aerger frißt sich in ihn hinein, und so verdrossen wie damals sah ich ihn selten.“

„Hätte er nur unter vier Augen die Rechnung mit mir beglichen; aber so war mein Vater dabei und es regnete heftige Worte, zu denen meine Mutter das Ihrige gab, und seitdem war die Feindschaft fertig zwischen dem Häuschen da unten und euch hier oben. Am meisten hat mich's gekränkt, daß es Dir und Deiner Schwester verboten wurde, zu uns zu kommen und mit mir zu spielen.“

„Das hat mir auch manche Stunde verdorben.“

„Es war auch hübsch, wenn wir uns mit des Vaters Theaterkram und Mänteln ausputzten.“

„Und wenn Du uns Puppen aus Thon formtest.“

„Oder wenn wir olympische Wettkämpfe aufführten.“

„Ich war immer die Lehrerin, wenn wir mit den kleinen Geschwistern Schule spielten.“

„Arsinoe machte Dir am meisten zu schaffen.“

„Wie hübsch ist das Angeln gewesen!“

„Wenn wir Fische nach Hause brachten, dann gab uns meine Mutter Mehl und Rosinen, um damit zu kochen.“

„Erinnerst Du Dich noch an das Adonisfest und wie ich den durchgegangenen Fuchs des numidischen Reiters aufhielt?“

„Das Pferd hatte Arsinoe schon umgeworfen, und als wir nach Hause kamen, schenkte Mutter Dir einen Mandelkuchen.“

„Aber zum Dank biß Deine undankbare Schwester tapfer hinein und ließ mir nur ein winziges Stückchen übrig. Ist Arsinoe so hübsch geworden, wie sie zu werden versprach? Vor zwei Jahren hab' ich sie zum letzten Mal gesehen; unsereiner findet erst, wenn es finster wird, Zeit die Arbeit zu verlassen. Acht Monate lang hatt' ich für den Meister in Ptolemaïs zu thun und oft sah ich die Alten nur einmal im Monat.“

„Wir kommen auch wenig hinaus und dürfen nicht bei euch eintreten. Meine Schwester —“

„Ist sie sehr schön?“

„Ich glaube, ja. Wo sie ein Band erwischt, da flicht sie es in die Haare und auf der Straße sehen die Männer ihr nach. Sie ist sechzehn Jahre alt geworden.“

„Sechzehn Jahre! die kleine Arsinoe. Wie lang ist es denn her seit dem Tod Deiner Mutter?“

„Vier Jahre und acht Monate.“

„Du hast die Zeit ihres Endes gut im Gedächtniß. Solch' eine Mutter ist auch schwer zu vergessen. Sie war eine gute Frau, ja eine freundlichere ist mir nie begegnet, und ich weiß auch, daß sie es versucht hat, Deinen Vater milder zu stimmen. Aber es glückte ihr nicht und dann mußte sie sterben.“

„Ja,“ sagte Selene dumpf. „Wie haben die Götter das thun können! Sie sind oft grausamer als die härtesten Menschen!“

„Deine armen kleinen Geschwister.“

Das Mädchen nickte trüb mit dem Kopfe und auch Pollux blickte eine Zeit lang schweigend zu Boden. Dann hob er den Kopf und rief:

„Ich habe etwas für Dich, was Dich freuen wird.“

„Mich will nichts mehr freuen, seitdem sie todt ist.“

„Doch, doch,“ entgegnete der Bildhauer lebhaft. „Ich konnte die gute Frau nicht vergessen und habe einmal in müßigen Stunden ihre Büste aus dem Gedächtniß geformt. Morgen bring' ich sie Dir.“

„Oh!“ rief Selene und aus ihren großen, kühlen Augen leuchtete ein sonniger Glanz.

„Nicht wahr, Du freust Dich?“

„Ja, gewiß, sehr. Aber wenn mein Vater erfährt, daß Du mir das Bildniß schenktest ...“

„So ist er im Stande, es zu zerschlagen?“

„Wenn er es auch nicht zerschlägt, so duldet er's doch nicht im Hause, sobald er erfährt, daß Du es gemacht hast.“

Pollux nahm den Umschlag von der Stirn des Verwalters, feuchtete ihn von neuem an und rief, während er ihn wieder auf den Kopf des Schlafenden legte:

„Ich hab' einen Einfall. Es kommt doch nur darauf an, daß Dich meine Büste manchmal an Deine Mutter erinnert. In eurer Wohnung braucht der Kopf nicht zu stehen. Auf dem Rondel, das ihr von eurem Altan aus sehen könnt und an dem Du vorbei gehen kannst, wann Du willst, stehen die Büsten der ptolemäischen Frauen, von denen einige arg verstümmelt sind und geflickt werden müssen. Ich übernehme

die Herstellung der Berenice und setze ihr den Kopf Deiner Mutter auf den Hals. Du trittst in's Freie und kannst sie sehen. Ist es Dir recht so?"

„Ja, Pollux, Du bist ein guter Mensch."

„Ich sagte Dir's ja! Ich fange schon an mich zu bessern. Aber die Zeit, die Zeit! Wenn ich auch noch die Berenice übernehme, dann gilt es, mit den Minuten zu geizen."

„Geh' nur an Deine Arbeit zurück, das Umschlägemachen versteh' ich nur zu gut."

Bei diesen Worten schlug Selene den Mantel ihrer Mutter, um ihren Händen freien Spielraum zu schaffen, über die Schulter und stand mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem bleichen Gesicht und den schönen Falten in ihrem weiten Umwurf von gutem Stoff dem Künstler wie eine Bildsäule gegenüber.

„So bleibst Du — so — ganz so!" rief Pollux dem überraschten Mädchen so laut und lebhaft zu, daß es erschrak. „Der Mantel liegt wundervoll ungezwungen auf Deiner Schulter. Um aller Götter willen rühr' ihn nicht an! Darf ich ihn nachmodelliren, so gewinne ich in wenigen Minuten einen ganzen Tag für unsere Berenice. Die Umschläge mach' ich während der Pausen."

Ohne Selenens Antwort abzuwarten, eilte der Bildhauer in seinen Verschlag, kehrte erst mit einer Arbeitslampe in jeder Hand und kleinen Werkzeugen im Munde, dann aber mit seinem Wachsmodell zurück, das er auf die äußerste Kante des Tisches stellte, hinter dem der Verwalter ruhte.

Die Kerzen wurden verlöscht, die Lampen hier- und dorthin gerückt und auf und nieder geschoben, und als endlich ein erträgliches Licht gewonnen war, warf sich Pollux auf einen Sessel, streckte die Beine von sich, reckte den Hals und den Kopf mit der gebogenen Nase weit von sich wie ein Geier, der ein fernes Ziel mit dem Blick zu erfassen sucht, — senkte das Auge, hob es wieder, um etwas Neues mit ihm zu erbeuten, und wandte es auf längere Zeit niederwärts, und dabei tanzten seine Fingerspitzen und Nägel über die Fläche der Wachsfigur hin, versenkten sich in den bildsamen Stoff, klebten neue Stücke auf scheinbar vollendete Formen, beseitigten andere mit entschiedenen Schnitten und rundeten sie mit wirbelnder Schnelligkeit, um sie für einen neuen Zweck zu verwenden.

Ein Krampf schien in seine Hände gefahren zu sein, aber unter den zusammengezogenen Brauen glänzte sein Auge ernst, fest, ruhig und doch voll von unaussprechlich tiefer Begeisterung.

Selene hatte ihm mit keinem Worte gestattet, sie als Vorbild zu benützen; aber sie war, als habe sein Eifer sich auf sie übertragen, regungslos stehen geblieben, und wenn, während er arbeitete, sein Blick sie traf, so ahnte sie den schweren Ernst, der in dieser Stunde ihren muntern Gefährten erfüllte.

Weder er noch sie regten eine Zeit lang die Lippen.

Endlich trat er von seinem Werke zurück, bückte sich tief, schaute erst Selene, dann seine Arbeit mit einem scharfen, lauernden Blicke von unten nach oben

an und sagte dann, während er hochaufathmend das Wachs von den Fingern rieb:

„So! So muß es werden! Jetzt mach' ich Deinem Vater einen neuen Umschlag und dann fahren wir fort. Wenn Du müde bist, darfst Du Dich rühren."

Sie machte nur bescheidenen Gebrauch von dieser Erlaubniß und bald begann die Arbeit von neuem.

Als er einige gesunkene Falten ihres Umwurfs sorgfältig erneuerte, hob sie den Fuß, um zurückzutreten, er aber sagte ernst: „Bleibe stehen," und sie folgte seinem Geheiß.

Pollux bewegte jetzt seine Finger und Stäbchen mit größerer Ruhe, der Blick seines Auges war weniger gespannt als vorher, und er begann auch wieder zu sprechen.

„Du bist sehr bleich," sagte er. „Freilich, das Lampenlicht und die schlaflose Nacht thun dazu das Ihre."

„Ich sehe bei Tage ebenso aus, aber ich bin nicht krank."

„Ich dachte, Arsinoe würde Deiner Mutter ähnlich werden, aber jetzt finde ich viele Züge von ihr in Deinem Antlitz wieder. Das Oval eurer Gesichter ist das gleiche, fast geradlinig schmiegt sich auch bei Dir die Nase der Stirn an, Deine großen Augen und der Schwung der Brauen sind wie aus ihrem Antlitz genommen; aber Dein Mund ist kleiner und zierlicher geschnitten und die Verstorbene hätte wohl schwerlich ihr Haar zu einem so schweren Knoten am Hinterkopfe zusammenlegen können. Ich meine auch, daß das Deine heller ist als das ihre."

„Sie soll als Mädchen noch volleres Haar gehabt haben und ist vielleicht als Kind eben so blond gewesen, wie ich war. Jetzt bin ich braun.“

„Das hast Du auch von ihr, daß sich Dein Haar, ohne kraus zu sein, in so weichen Wellen um das Haupt legt.“

„Es läßt sich leicht regieren.“

„Bist Du nicht höher gewachsen als sie?“

„Ich glaube; aber weil sie voller war, so sah sie wohl weniger groß aus. — Bist Du bald fertig?“

„Du wirst müde vom Stehen?“

„Nicht sehr.“

„So habe noch ein wenig Geduld. Dein Anblick erinnert mich mehr und mehr an frühere Jahre. Ich freue mich, auch Arsinoe wiederzusehen. Mir ist zu Muth, als wäre die Zeit ein gutes Stück rückwärts gegangen. Hast Du dieselbe Empfindung?“

Selene schüttelte das Haupt.

„Du bist nicht glücklich?“

„Nein.“

„Ich weiß wohl, Du hast für Deine Jugend schwere Pflichten zu erfüllen.“

„Es geht so hin.“

„Nein, nein, ich weiß, daß Du die Dinge nicht gehen läßt, wie sie wollen. Wie eine Mutter sorgst Du für Deine Geschwister.“

„Wie eine Mutter,“ wiederholte Selene und ihr Mund verzog sich zu einem abweisenden, bittern Lächeln.

„Freilich, die Mutterliebe ist ein ganz besonderes

Ding, aber Dein Vater und Deine Geschwister sollen allen Grund haben, auch mit der Deinen zufrieden zu sein."

„Vielleicht sind's die Kleinen und unser blinder Helios, aber Arsinoe thut was sie mag."

„Du bist gewiß nicht zufrieden, ich hör' es Dir an, und Du warst doch früher frisch und heiter, wenn auch nicht so übermüthig wie Deine Schwester."

„Früher."

„Wie traurig das klingt! Und doch, doch, Du bist schön, bist jung, das Leben liegt vor Dir!"

„Welch ein Leben!"

„Welches?" fragte der Bildhauer, indem er seine Hände von seiner Arbeit entfernte, die schöne, bleiche Jungfrau feurig ansah und mit Herzlichkeit ausrief:

„Ein Leben, das ganz voll sein könnte von Glück und heiterer Liebe."

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf und gab gelassen zurück:

„‚Liebe ist Freude', sagt die Christin, die unsere Arbeit in der Papyrusfabrik beaufsichtigt, und seit die Mutter todt ist, habe ich mich nie mehr gefreut. Alles Glück hab' ich in der Kindheit auf einmal genossen. Jetzt bin ich froh, wenn uns das schwerste Unglück erspart bleibt. Was sonst die Tage bringen, nehm' ich hin, weil ich es nicht zu ändern vermag. Mein Herz ist ganz leer, und wenn es wirklich etwas empfindet, so ist es Furcht. Gutes von der Zukunft zu erwarten, das hab' ich schon lange verlernt."

„Mädchen, Mädchen!" rief Pollux. „Was ist mit

Dir vorgegangen? Ich begreife auch nur die Hälfte von dem, was Du sprichst. Wie kommst Du in die Papyrusfabrik?"

„Verrathe mich nicht," bat Selene ängstlich. „Wenn der Vater es hörte . . ."

„Er schläft, und was Du mir hier vertraust, wird Niemand erfahren."

„Warum soll ich's verschweigen? Ich gehe täglich mit Arsinoe auf einige Stunden in die Werkstätte und arbeite dort, um etwas Geld zu verdienen."

„Hinter dem Rücken Deines Vaters?"

„Ja. Er ließe uns lieber verhungern, als daß er das litte. Täglich gibt es den gleichen Ekel bei dem gleichen Betrug zu ertragen, aber es geht nicht anders, denn Arsinoe denkt nur an sich selbst, spielt mit dem Vater das Brettspiel, brennt ihm die Locken und tändelt manchmal mit den Kindern herum, als wären es Puppen, aber mir liegt es ob, für die Kleinen zu sorgen."

„Und Du, Du sagst, daß Du lieblos wärest. Zum Glück glaubt es Dir Niemand und ich am letzten. Neulich erzählte mir die Mutter von Dir, und da dacht' ich, Du wärest ein Mädchen, das eine Frau geben könnte, gerade so wie sie sein soll."

„Und heute?"

„Heute weiß ich's gewiß."

„Du könntest Dich irren."

„Nein, nein! Du heißt Selene und mild wie das freundliche Mondlicht bist Du. Namen haben auch ihre Bedeutung."

„Mein blinder Bruder, der das Licht noch niemals gesehen hat, heißt Helios," entgegnete das Mädchen.

Pollux hatte mit großer Wärme gesprochen, aber Selenens letzte Worte erschreckten ihn und dämpften seine hoch aufwallende Empfindung.

Als er nichts auf ihren bitteren Ausruf antwortete, sagte sie erst kühl, dann immer wärmer:

„Du fängst an mir zu glauben, und Du hast recht, denn was ich für die Kleinen thue, geschieht nicht aus Güte, nicht aus Liebe, nicht weil ihr Wohl mir höher steht als das meine. Vom Vater erbte ich den Stolz, und so wäre es mir gräßlich, wenn meine Geschwister zerlumpt einhergingen und die Leute uns für so arm und elend hielten, wie wir es sind. Das Schrecklichste ist mir Krankheit im Hause, denn sie steigert die Angst, die mich nie verläßt, und verschlingt die letzte Sesterzie; darum dürfen die Kinder nicht darben. Ich will mich nicht schlechter machen als ich bin: es thut mir auch leid, sie verkommen zu sehen. Aber Freude bereitet mir nichts von dem, was ich thue, es mäßigt höchstens die Furcht. Du fragst, wovor ich mich ängstige? Vor allem, ja allem, was kommen kann, denn Gutes zu erwarten fehlt mir jeglicher Grund. Wenn es klopft, so kann es ein Gläubiger sein; wenn sie Arsinoe auf der Straße nachstarren, so seh' ich die Unehre sie umschleichen; wenn der Vater gegen den Willen des Arztes handelt, so meine ich, wir stünden schon ohne Obdach auf offener Straße. Was thät' ich wohl freudigen

Herzens! Gewiß, ich bin nicht müßig, aber ich beneide jedes Weib, das die Hände in den Schooß legen und sich von Sklavinnen bedienen lassen kann; und fiele ein goldener Schatz in meine Hände, so rührte ich keinen Finger mehr und schliefe jeden Tag, bis die Sonne hoch steht, und ließe Sklaven für den Vater und die Geschwister sorgen. Mein Leben ist lauter Elend. Gibt es einmal eine bessere Stunde, so wundere ich mich, und ehe ich mit dem Erstaunen zu Ende bin, ist sie auch schon vorüber."

Den Bildhauer überlief es kalt, und sein Herz, das sich seiner schönen Gespielin weit geöffnet hatte, zog sich zusammen.

Ehe er das rechte, ermuthigende Wort gefunden, nach dem er suchte, ließ sich aus dem Saale, in dem die Arbeiter und Sklaven ruhten, ein Trompetenstoß hören, der sie zu erwecken bestimmt war.

Selene schrak zusammen, zog ihren Mantel fester um sich, bat Pollux, für den Vater Sorge zu tragen und den neben ihm stehenden Weinkrug vor den Leuten zu verbergen, und ging dann, ihre Lampe vergessend, schnell der Pforte entgegen, durch die sie gekommen war.

Pollux eilte ihr nach, um ihr zu leuchten, und während er sie bis zur Thür ihrer Wohnung begleitete, gewann er ihr mit warmen, dringenden und ihr Herz wunderbar berührenden Worten das Versprechen ab, ihm noch einmal in ihrem Mantel Modell zu stehen.

Eine Viertelstunde später lag der Verwalter im

Bette und fuhr fort zu schlafen; Pollux aber, der sich hinter seinen Schranken auf einem Polster ausgestreckt hatte, mußte noch lange an das blasse Mädchen mit der erstarrten Seele denken.

Endlich übermannte auch ihn der Schlummer, ein freundlicher Traum zeigte ihm die hübsche kleine Arsinoe, die ohne ihn beim Adonisfeste von dem scheuen Roß des Numidiers unfehlbar zu Boden gerissen worden wäre, wie sie ihrer Schwester Selene einen Mandelkuchen fortnahm und ihn ihm überbrachte. Die blasse Beraubte ließ sich dieß ruhig gefallen und lächelte dabei still und kühl vor sich hin.

Sechstes Kapitel.

Alexandria war in großer Erregung.

Der in naher Aussicht stehende Besuch des Kaisers lenkte die fleißige Ameisenschaar der Bürger von den Pfaden ab, auf denen sie Tag für Tag wimmelnd, eilend, einander fördernd und überrennend nach Brod und den Mitteln jagten, die arbeitsfreien Stunden mit Freude und Lust bis zum Rande zu füllen.

In vielen Fabriken, Werkstätten, Hörsälen und Magazinen stockte das ohne Rast sich schwingende Rad des Fleißes, denn alle Berufsklassen und Stände waren von dem gleichen Streben beseelt, den Besuch Hadrian's durch Feste von unerhörtem Glanz zu feiern.

Was an erfinderischem Sinn, an Reichthum und Schönheit in der Bürgerschaft lebte, war aufgerufen worden, sich an den Spielen und Aufzügen zu betheiligen, welche eine ganze Reihe von Tagen ausfüllen sollten.

Die reichsten heidnischen Bürger hatten die Aus-

stattung der aufzuführenden Theaterstücke, der vor dem Kaiser zu liefernden Scheingefechte zur See, sowie der blutigen Spiele im Amphitheater übernommen, und die Zahl der Begüterten war so groß, daß sich für kleinere Leistungen weit mehr Zahlungslustige meldeten, als berücksichtigt werden konnten.

Dennoch nahmen die Ausstattung von einzelnen Theilen des Aufzugs, an die auch Unbemittelte sich anschließen durften, die Ausführung der Bauten im Hippodrom, die Ausschmückung der Straßen und die Bewirthung der römischen Gäste so beträchtliche Summen in Anspruch, daß sie selbst dem Präfekten Titianus, der gewohnt war, seine römischen Standesgenossen mit Millionen spielen zu sehen, außerordentlich hoch erschienen waren.

Als kaiserlichem Statthalter lag es ihm ob, zu jeder seinem Gebieter vorzuführenden Augen- und Ohrenweide seine Zustimmung zu geben.

Im Ganzen ließ er den Bürgern der Großstadt freie Hand, aber gegen das Zuviel mußte er mehr als einmal kräftig einschreiten; denn wenn der Kaiser auch viel Vergnügen zu ertragen vermochte, so überstieg doch das, was die Alexandriner ursprünglich ihm anzusehen und anzuhören aufgeben wollten, auch die unermüdlichste Menschenkraft.

Am meisten Noth verursachten nicht nur ihm, sondern auch den von der Bürgerschaft erwählten Festleitern, die zwischen dem heidnischen und jüdischen Theile der Einwohner niemals ruhenden Zwistigkeiten und die Festzüge, denn keine Abtheilung wollte die

letzte, kein Mitglied einer solchen auch nur das dritte und vierte sein.

Aus einer Versammlung, in der alle diese Vorbereitungen endlich durch sein straffes Eingreifen zu einem unwiderruflichen Abschluß gebracht worden waren, begab sich Titianus in das Cäsareum, um der Kaiserin den Besuch, welchen sie täglich von ihm erwartete, abzustatten.

Er war froh, mit diesen Dingen wenigstens vorläufig zum Ziele gelangt zu sein, denn sechs Tage waren, seitdem man die Arbeiten im Palaste auf der Lochias begonnen hatte, verstrichen und Hadrian's Ankunft rückte näher und näher.

Er fand Sabina wie immer auf ihren Polstern; aber die Kaiserin lehnte sich heute in aufrechter Stellung an ihre Kissen.

Sie schien die Anstrengungen der Seefahrt überwunden zu haben, hatte zum Zeichen, daß sie sich wohler befinde, mehr Roth als vor drei Tagen auf die Wangen und Lippen gelegt, und weil sie den Besuch der Bildhauer Papias und Aristeas empfangen, ihr Haar so ordnen lassen, wie es die Bildsäule der siegreichen Venus trug, mit deren Attributen sie, allerdings nur mit Widerstreben, vor fünf Jahren in Marmor gebildet worden war.

Als man eine Nachbildung dieser Statue in Alexandria aufgestellt hatte, wurde von einer bösen Zunge das häufig unter den Bürgern der Stadt wiederholte Wort ausgesprochen:

„Siegreich ist diese Aphrodite gewiß, denn wer

sie sieht, macht schnell, daß er fortkommt. Man sollte sie ‚die in Flucht treibende Kypris‘ nennen!“

Erregt von den erbitterten Zänkereien und unerfreulichen Auftritten, denen er soeben beigewohnt hatte, trat Titianus vor die Kaiserin, welche er dießmal in einem kleinen Gemach allein mit ihrem Kämmerer und einigen dienenden Frauen fand.

Auf die ehrfurchtsvolle Frage des Präfekten nach ihrem Befinden antwortete sie, die Achseln zuckend:

„Wie soll es gehen? Sagt' ich gut, so würde ich lügen, sagt' ich schlecht, so gäb' es bedauerliche Gesichter, die nicht schön zu sehen sind. Man muß eben das Leben ertragen. Und doch! Die vielen Thüren in diesen Gemächern werden mich umbringen, wenn ich gezwungen bin, hier lange zu bleiben.“

Titianus schaute auf die beiden Pforten des Gemaches, in dem die Kaiserin sich befand, und begann seinem Bedauern über diesen von ihm unbemerkt gebliebenen Uebelstand Ausdruck zu geben; Sabina unterbrach ihn aber und sagte:

„Ihr Männer nehmt niemals wahr, was uns Frauen weh thut. Unser Verus ist der Einzige, der es fühlt und versteht, — es ahnt, möchte ich sagen. Fünfunddreißig Thüren befinden sich in den von mir bewohnten Gemächern; ich ließ sie zählen! Fünfunddreißig! Wären sie nicht alt und beständen sie nicht aus kostbarem Holze, so würde ich denken, man habe sie mir zum Possen anbringen lassen.“

„Einige können vielleicht durch Vorhänge ersetzt werden.“

„Laß nur! Auf etliche Plagen mehr oder weniger kommt es in meinem Leben nicht an. Sind die Alexandriner endlich mit ihren Vorbereitungen fertig?“

„So hoff' ich,“ entgegnete der Präfekt aufseufzend. „Sie setzen alles daran, ihr Bestes zu geben, aber in dem Bestreben, sich vorzudrängen, führt Jeder Krieg gegen den Andern, und ich stehe noch unter dem Einflusse des widerwärtigen Gezänkes, dem ich stundenlang beiwohnen mußte, und das ich durch manches derbe ‚warte, ich will euch‘ zu beschwichtigen hatte.“

„So?“ fragte die Kaiserin und verzog, als habe sie etwas Angenehmes vernommen, lächelnd die Lippen. „Erzähle mir etwas von dieser Versammlung. Ich langweile mich zum Sterben, denn Verus, Balbilla und die Andern haben mich um Erlaubniß gebeten, die Arbeiten auf der Lochias besichtigen zu dürfen. Ich bin gewohnt, daß man überall lieber ist als bei mir. Darf mich das wundern, wenn meine Gegenwart nicht einmal genügt, einem Freunde meines Gatten eine Disharmonie, die Erinnerung an kleine Widerwärtigkeiten vergessen zu lassen? Meine Flüchtlinge bleiben lange aus; es muß viel Schönes auf der Lochias zu sehen geben.“

Der Präfekt unterdrückte sein Mißbehagen, gab seiner Besorgniß, daß der Baumeister und seine Gehülfen gestört werden könnten, keinerlei Ausdruck und begann im Ton der Boten in der Tragödie:

„Der erste Streit entspann sich wegen der Anordnung der Aufzüge.“

„Tritt etwas weiter zurück," bat Sabina und drückte ihre mit Ringen bedeckte Rechte, als ob sie einen Schmerz empfinde, auf ihr Ohr.

Des Präfekten Wangen rötheten sich leise, aber er that der Gattin des Cäsars den Willen und fuhr, seine Stimme tiefer dämpfend als vorher, in seinem Berichte fort:

„Wegen der Aufzüge wurde also die Ruhe zuerst unterbrochen."

„Das habe ich schon einmal gehört," entgegnete die Matrone und gähnte. „Ich liebe die Aufzüge."

„Aber," sagte der Präfekt, ein Mann im Anfang der sechziger Jahre, mit leiser Erregung, „sie sind hier wie zu Rom und überall, wo sie nicht der strenge Befehl eines Einzelnen ordnet, Kinder des Streites und gebären Streit, auch wenn sie zur Feier eines Friedensfestes veranstaltet werden."

„Es scheint Dich zu verdrießen, daß man Hadrian durch sie zu ehren begehrt."

„Du scherzest. Eben weil mir alles daran gelegen ist, sie möglichst glänzend ausfallen zu lassen, bekümmerte ich mich in eigener Person auch um das Einzelne und habe es auch zu meiner Freude verstanden, selbst die Widerwilligen gefügig zu machen. Es wäre wohl kaum meines Amtes . . ."

„Ich dachte, Du dientest nicht bloß dem Staat, sondern wärest auch der Freund meines Gatten."

„Ich bin stolz, mich so nennen zu dürfen."

„Ja, Hadrian hat viele, sehr viele Freunde, seitdem er den Purpur trägt. Hast Du jetzt Deine üble

Laune vergessen? Du mußt sehr empfindlich geworden sein, Titianus; die arme Julia hat einen reizbaren Gatten."

„Sie ist weniger beklagenswerth als Du denkst," entgegnete Titianus mit Würde, „denn mein Amt nimmt mich so völlig in Anspruch, daß sie nur selten in der Lage ist wahrzunehmen, was mich bewegt. Wenn ich meine Erregung vor Dir zu verbergen vergaß, so bitte ich dieß meinem Eifer, Hadrian einen würdigen Empfang zu sichern, vergeben zu wollen."

„Als ob ich Dir zürnte! Aber um auf Deine Gattin zurückzukommen. Sie ist also, wie ich höre, meine Schicksalsgenossin. Wir Armen, die wir von unseren Männern nichts zu erwarten haben als das abgestandene Gericht, welches die Geschäfte, die alles Andere verschlingen, uns übrig lassen! Aber Deine Erzählung, Deine Erzählung!"

„Die schwersten Stunden bereitete mir das üble Verhältniß der Juden zu den andern Bürgern."

„Ich hasse diese verruchten Sekten, Juden, Christen, oder wie sie sonst heißen mögen! Weigern sie sich, das Ihre für den Empfang des Kaisers zu steuern?"

„Im Gegentheil. Der Alabarch, ihr reiches Oberhaupt, hatte sich erboten, die gesammten Kosten für die Naumachie zu bestreiten, und sein Glaubensgenosse Artemion . . ."

„Nun? — Man nehme ihr Geld, man nehm' es!"

„Die hellenischen Bürger fühlen sich reich genug, alle Ausgaben, die viele Millionen Sesterzien betragen werden, zu bestreiten, und wünschen die Juden, wo

es nur angeht, von ihren Aufzügen und Spielen auszuschließen."

„Sie haben Recht."

„Erlaube mir, Dich zu fragen, ob es gerecht sein würde, die Hälfte der Alexandriner zu verhindern, ihrem Kaiser Ehre zu erweisen?"

„Dieser Ehre wird Hadrian mit Vergnügen entsagen. Der ‚Afrikanische', der ‚Germanische', der ‚Dacische' genannt zu werden, gereichte unseren Siegern zum Ruhm, aber Titus schlug es aus, nachdem er Jerusalem zerstört hatte, sich den ‚Jüdischen' nennen zu lassen."

„Er that es, weil er die Erinnerung an die Blutströme scheute, die vergossen werden mußten, um den furchtbar zähen Widerstand dieses Volkes zu brechen. Dem Besiegten hatte Glied auf Glied, Finger auf Finger geknickt werden müssen, ehe er sich entschließen konnte sich zu ergeben."

„Du sprichst wieder halb wie ein Dichter. Oder haben Dich diese Leute zu ihrem Sachwalter erwählt?"

„Ich kenne sie, und bin bestrebt, ihnen wie allen Bürgern dieses Landes, das ich im Namen des Staates und Kaisers verwalte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie zahlen Steuern so viel wie die andern Alexandriner, ja mehr, denn es gibt unter ihnen sehr reiche Männer, sie thun sich rühmlich hervor im Handel, in Gewerben, Wissenschaft und Kunst, und darum messe ich sie mit gleichem Maß, wie die übrigen Bewohner dieser Stadt. Ihr Aberglauben ficht mich so wenig an wie der der Aegypter."

„Aber er überschreitet das Maß. Sie weigerten sich, zu Aelia capitolina, das Hadrian mit vielen Bauten geschmückt hat, den Bildsäulen des Jupiter und der Hera zu opfern. Das heißt, sie verschmähen es, mir und meinem Gatten zu huldigen."

„Es ist ihnen verboten, einem anderen als ihrem eigenen Gotte zu dienen. Aelia ward auf dem Grund und Boden ihres zerstörten Jerusalems erbaut, und die Statuen, von denen Du redest, stehen an ihren heiligsten Stätten."

„Was geht das uns an?"

„Du weißt, auch Cajus konnte sie nicht dahin bringen, seine Bildsäule im Allerheiligsten ihres Tempels aufzustellen. Selbst der Statthalter Petronius mußte zugestehen, sie zwingen, heiße sie aufreiben."

„So mag ihnen geschehen, was sie verdienen, so vertilge man sie!" rief Sabina.

„Vertilgen?" fragte der Präfekt. „In Alexandria allein beinah die Hälfte der Bürger, das heißt mehrere Hunderttausend von gehorsamen Unterthanen — vertilgen?"

„So viele?" fragte die Kaiserin erschreckt. „Das ist ja entsetzlich! Gewaltiger Zeus, wenn diese Masse gegen uns aufsteht! Niemand hat mir von diesen Gefahren geredet. In der Kyrenaïka und zu Salamis auf Kyprus haben sie ihre Mitbürger zu Zehntausenden umgebracht."

„Man hatte sie auf's äußerste gereizt, und sie waren ihren Bedrängern an Macht überlegen."

„Und in ihrem eigenen Lande soll sich Aufstand an Aufstand schließen.“

„Wegen der Opfer, von denen wir sprachen.“

„Tinnius Rufus ist jetzt Legat in Palästina. Er hat eine widerwärtige schrille Stimme, — aber er sieht aus, als ließe er nicht mit sich spaßen, und wird die gefährliche Brut zu bändigen wissen.“

„Vielleicht,“ entgegnete Titianus, „aber ich fürchte, daß er mit bloßer Härte sein Ziel nicht erreicht, und erreicht er es dennoch, eine Provinz entvölkert.“

„Es gibt nur zu viele Menschen im Reiche.“

„Aber niemals genug nützliche Bürger!“

„Aufrührerische Götterverächter und nützliche Bürger!“

„Hier in Alexandria, wo sich viele von ihnen völlig den Sitten und der Denkweise der Hellenen gefügt und alle ihre Sprache angenommen haben, sind sie es gewiß, und zweifellos dem Kaiser auf's treueste ergeben.“

„Sie nehmen Theil an den Festen?“

„Soweit es die hellenischen Bürger zulassen, ja.“

„Und die Ausstattung der Naumachie?“

„Wird nicht auf sie übertragen, aber dem Artemion wurde gestattet, die wilden Thiere für die Spiele im Amphitheater zu stellen.“

„Und er erwies sich nicht geizig?“

„So wenig, daß Du staunen wirst. Der Mann muß es wie Midas verstehen, Steine in Gold zu verwandeln.“

„Gibt es viel seinesgleichen unter euren Juden?“

„Eine hübsche Anzahl.“

„So wünscht' ich, daß sie einen Aufstand versuchten, denn wenn dieser die reichen Leute verschlingt, so bleibt doch ihr Gold.“

„Einstweilen suche ich sie als gute Steuerzahler am Leben zu erhalten.“

„Theilt Hadrian diesen Wunsch?“

„Ohne Zweifel.“

„Dein Nachfolger bringt ihn vielleicht auf andere Gedanken.“

„Er handelt stets nach seinem eigenen Ermessen, und noch bin ich im Amte,“ sagte Titianus stolz.

„Und der Judengott möge Dich lange darin erhalten,“ gab Sabina dem Präfekten höhnisch zurück.

Siebentes Kapitel.

Ehe Titianus seine Lippen zu einer Antwort öffnen konnte, wurde die Hauptthür des Gemaches vorsichtig, aber weit aufgethan und der Prätor Lucius Aurelius Verus, seine Gattin Domitia Lucilla, die junge Balbilla und als letzter von ihnen der Geschichtsschreiber Annäus Florus betraten das Gemach.

Alle Vier waren heiter erregt und wollten gleich nach den ersten Begrüßungen der Kaiserin über das, was sie auf der Lochias gesehen hatten, Bericht erstatten, Sabina aber wehrte ihnen mit der Hand und hauchte:

„Nicht, nicht, noch nicht; ich fühle mich erschöpft; das lange Warten, und dann — mein Riechfläschchen, Verus! Leukippe, einen Becher Wasser mit Fruchtsaft, aber nicht so süß wie gewöhnlich!“

Die griechische Sklavin beeilte sich diesen Auftrag zu erfüllen, und während die Kaiserin das aus Onyx geschnittene zierliche Fläschchen zur Nase führte, sagte sie:

„Nicht wahr, Titianus, es ist eine kleine Ewigkeit her, seitdem wir uns von Staatsgeschäften unter-

halten? Ihr Andern wißt ja, daß ich offen bin und nicht schweigen kann, wenn mir verkehrte Ansichten begegnen. Während ihr fort waret, habe ich viel sprechen und hören müssen. Das hätte auch einem Stärkeren die Kräfte gebrochen. Mich wundert, daß ihr mich nicht elender findet, denn was gibt es wohl Aufreibenderes für eine Frau, als gegen einen Mann, der etwas ganz Anderes vertheidigt, für männliche Entschiedenheit eintreten zu müssen? Reich' mir das Wasser, Leukippe."

Während die Kaiserin, indem sie ohne Unterlaß die schmalen Lippen kostend bewegte, den Fruchtsaft in kleinen Zügen austrank, näherte sich Verus dem Präfekten und fragte ihn flüsternd:

„Du warst lange mit Sabina allein, mein Vetter?"

„Ja," entgegnete Titianus, und dabei biß er die Zähne so fest zusammen und ballte die Faust so kräftig, daß der Prätor seine Meinung nicht mißverstehen konnte und ihm leise zurückgab:

„Sie ist zu beklagen, und namentlich jetzt hat sie Stunden . . ."

„Was für Stunden?" fragte Sabina, indem sie den Becher von ihren Lippen entfernte.

„Solche," entgegnete Verus schnell, „in denen ich mich nicht um den Senat und die Staatsgeschäfte zu kümmern habe. Wem anders dank' ich das wieder als Dir?"

Bei diesen Worten nahte er sich der Matrone und nahm ihr so liebevoll dienstbeflissen, wie ein aufmerksamer Sohn seiner verehrten leidenden Mutter, den

geleerten Pokal aus der Hand, um ihn der Griechin zu reichen.

Die Kaiserin winkte dem Prätor mehrmals, als Zeichen ihres Dankes, wohlgefällig zu und sagte dann mit einem Anflug von Heiterkeit in der Stimme:

„Nun? Was gab es auf der Lochias zu sehen?"

„Wunderdinge," entgegnete Balbilla schnell, und schlug die kleinen Hände zusammen. „Ein Bienenschwarm, ein Ameisenhaufen ist in den alten Palast eingedrungen. Weiße und braune und schwarze Arme, — mehr als wir zählen konnten, fanden wir thätig, und von den Hunderten von Arbeitern, die sich da regten, war keiner dem andern im Wege, denn wie die vorsichtige Weisheit der Götter die Sterne in der ‚gnädigen, gnädigen Nacht' Wege führt, auf denen sie einander niemals hindern und stoßen, so lenkte diese alle ein kleiner Mann."

„Ich muß für den Baumeister Pontius eintreten," unterbrach Verus das Mädchen. „Er ist immerhin ein Mann von mittlerer Größe."

„Sagen wir also, um Deinem Gerechtigkeitsgefühl zu genügen," gab Balbilla zurück, „sagen wir also, es lenkt sie alle ein Menschenkind von mittlerer Größe, mit einer Papyrusrolle in der Rechten und einem Stift in der Linken. Gefällt Dir meine Ausdrucksweise so besser?"

„Sie kann mir niemals mißfallen," entgegnete der Prätor.

„Laß Balbilla weiter erzählen," forderte die Kaiserin.

„Wir haben das Chaos gesehen," sagte das Mädchen, „aber man ahnt in dem Durcheinander die Bedingungen für eine künftige geordnete Schöpfung; ja man sieht sie mit Augen."

„Und man stößt sich an mancherlei mit den Füßen," lachte der Prätor. „Wäre es dunkel gewesen und wären die Arbeiter Würmer, wir hätten die Hälfte von ihnen todt getreten, so wimmelte es überall von ihnen auf dem Estrich."

„Was machten sie da?" fragte Sabina.

„Alles," entgegnete Balbilla schnell. „Diese glätteten schadhaft gewordene Stellen, jene legten neue Mosaikstücke in die leeren Betten, aus denen man die alten geraubt hatte, und gewandte Künstler malten auf glatte Gypsflächen bunte Figuren. Jede Säule, jede Statue war von einem Gerüst umgeben, das bis zu den Decken reichte, und alles wurde von Menschen erstiegen, die einander drängten wie die Matrosen, welche bei einer Naumachie den Bord des feindlichen Schiffes ersteigen."

Die Wangen des hübschen Mädchens hatten sich bei der lebhaften Erinnerung an das Gesehene geröthet, und während sie sprach und dabei die Hände voll Ausdruck bewegte, bebte das hohe Lockengebäu, das sein Köpfchen krönte.

„Deine Schilderung fängt an poetisch zu werden," unterbrach die Kaiserin ihre junge Gefährtin. „Vielleicht begeistert Dich noch die Muse zu Versen."

„Alle neun Pieriden," sagte der Prätor, „sind auf der Lochias vertreten. Acht haben wir gesehen;

die nennte aber, die den Beobachtern der Sterne hülfreiche Beschützerin der schönen Künste, die hohe Urania, hatte noch an Stelle des Kopfes — erlaube mir, Dich rathen zu lassen, was? göttliche Sabina."

„Nun?"

„Einen Strohwisch."

„O weh," seufzte die Kaiserin. „Was meinst Du, Florus, sollte es unter Deinen gelehrten und Verse schmiedenden Genossen keinen geben, der dieser Urania gleichsieht?"

„Jedenfalls," entgegnete der Angeredete, „sind wir vorsichtiger als die Göttin, denn der Inhalt unserer Köpfe wird von der harten Kapsel des Schädels und mehr oder weniger reichlichen Haaren verborgen. Urania trägt ihr Stroh offen zur Schau."

„Das klingt ja beinah," lachte Valbilla, auf ihre Lockenfülle weisend, „als thäte es mir besonders noth, das, was unter diesen Haaren sitzt, zu verbergen?"

„Auch der lesbische Schwan ward ‚die schöngelockte' genannt," entgegnete Florus.

„Und Du bist unsere Sappho," sagte des Prätors Gattin Lucilla und zog den Arm des Mädchens an ihre Brust.

„Ernstlich! Willst Du nicht in Verse bringen, was Du heute gesehen?" fragte die Kaiserin.

Valbilla schaute zu Boden und sagte dann frisch:

„Es könnte mich reizen; alles Seltsame, das mir begegnet, drängt mich zu Versen."

„Aber folge dem Rath des Grammatikers Apollonius," mahnte Florus. „Du bist die Sappho unserer

Zeit und solltest darum nicht in attischem Griechisch, sondern in der alten äolischen Sprechweise dichten."

Verus lachte, die Kaiserin, deren Zwerchfell sich niemals kräftig bewegte, kicherte kurz und schneidend auf, Balbilla aber fragte lebhaft:

„Glaubt ihr, es würde mir nicht gelingen, das zu Stande zu bringen? Morgen fange ich an, mich in der alten äolischen Mundart zu üben."

„Laß das," bat Domitia Lucilla. „Deine einfachsten Lieder sind immer die schönsten gewesen."

„Man soll nicht über mich lachen," entgegnete Balbilla eigenwillig. „In wenigen Wochen verstehe ich den äolischen Dialekt zu gebrauchen, denn ich kann alles, was ich will, alles — alles —"

„Was für ein Trotzkopf steckt unter diesen Locken!" sagte die Kaiserin und drohte gnädig mit dem Finger.

„Und welches Fassungsvermögen!" rief Florus. „Ihr Lehrer in der Grammatik und Metrik sagte mir, sein bester Schüler sei ein Weib von edlem Geschlechte, und dazu eine Dichterin, sei Balbilla gewesen."

Das Mädchen erröthete bei diesen Worten und fragte freudig bewegt:

„Schmeichelst Du, oder hat Hephästion das wirklich gesagt?"

„O weh!" rief der Prätor. „Hephästion war auch mein Lehrer, und ich gehöre also zu den von Balbilla geschlagenen männlichen Schülern. Aber das ist mir nichts Neues, denn der Alexandriner hat mir das Gleiche gesagt wie dem Florus, und ich bin

nicht eitel genug auf meine Verse, um nicht zu fühlen, daß sein Urtheil gerecht ist."

„Ihr folgt verschiedenen Mustern," sagte Florus, „Du dem Ovid, sie der Sappho, Du dichtest lateinisch, sie griechisch. Führst Du noch immer die Liebesgesänge Deines Ovid bei Dir?"

„Stets," entgegnete Verus. „Wie Alexander seinen Homer."

„Und aus Ehrfurcht vor dem Meister bemüht sich Dein Gatte, unter dem Beistand der Venus nach ihnen zu leben," fügte die Kaiserin hinzu, indem sie sich an Domitia Lucilla wandte.

Die schlanke und schöne Römerin antwortete nur mit einem leisen Achselzucken auf diese wenig freundlich gemeinten Worte, Verus aber sagte, indem er Sabina's zu Boden gesunkene seidene Decke aufhob und sorgfältig über ihre Kniee breitete:

„Mein schönstes Glück ist das, daß die siegreiche Venus mir wohl will. Aber wir sind mit unserem Berichte noch nicht zu Ende: unser lesbischer Schwan ist auf der Lochias einem andern Vogel begegnet, einem plastischen Künstler."

„Seit wann werden die Bildhauer zu den Vögeln gerechnet?" fragte Sabina. „Man könnte sie höchstens mit den Spechten vergleichen."

„Wenn sie in Holz arbeiten," lachte Verus; „unser Künstler ist aber ein Gehülfe des Papias und behandelt edle Stoffe in großem Styl. Dießmal freilich baute er seine Statue aus ganz wunderlichem Material zusammen."

„Einen Vogel nennt Verus wohl unsern neuen Bekannten," unterbrach Balbilla den Prätor, „weil er, als wir uns den Schranken nahten, hinter denen er arbeitete, ein Lied so rein und munter und laut mit den Lippen pfiff, daß es, den Lärm der Arbeiter übertönend, durch die weite, leere Halle klang. Eine Nachtigall flötet nicht schöner. Wir blieben stehen und lauschten, bis der heitere Gesell, der nichts von unserer Anwesenheit ahnte, still schwieg, und als er des Baumeisters Stimme vernahm, diesem über seine Schranken hinweg zurief: ‚Nun muß es der Urania an den Kopf gehen. Ich sah ihn auch schon vor den Augen und mit drei Dutzend Griffen brächt' ich ihn fertig, aber Papias sagte, er habe einen auf Lager. Ich bin neugierig auf das honigsüße Dutzendgesicht, das er meinem Torso, der mir wenigstens bis übermorgen gefällt, auf den Hals stülpt. Schaffe mir für die Büste der Sappho, die ich herstellen soll, ein gutes Modell! Es spuken mir tausend Bremsen im Kopf. Ich bin so erregt, so erregt! Was ich jetzt auch vornehme, das wird was!'"

Balbilla hatte sich bemüht, bei den letzten Worten die tiefe Stimme eines Mannes nachzuahmen, und als sie die Kaiserin lächeln sah, fuhr sie lebhaft fort:

„Das kam alles so frisch aus einem bis zum Springen von heiterer, übermüthiger Schaffenslust erfüllten Herzen, daß mir's ganz wohl ward, und wir alle an die Schranken traten und den Bildhauer ersuchten, uns seine Arbeit sehen zu lassen."

„Und ihr fandet —?" fragte Sabina.

„Er versagte uns entschieden, sein Gehege zu durchbrechen," entgegnete der Prätor; „aber Balbilla schmeichelte ihm die Erlaubniß ab, und der lange Gesell hat wirklich etwas gelernt. Der Faltenwurf des Gewandes, das die Gestalt der Muse bedeckt, ist der Möglichkeit durchaus entsprechend, reich, kräftig behandelt und dabei von erstaunlicher Feinheit. Urania schlingt den Mantel fester um die schlanken Glieder, als schütze sie sich, nach den Sternen schauend, vor der Kühlung der Nacht. Wenn er mit seiner Muse fertig ist, so soll er einige verstümmelte Frauenbüsten wieder herstellen. Einer Berenice setzt er noch heute den fertigen Kopf auf; für die Sappho aber hab' ich ihm Balbilla zum Modell vorgeschlagen."

„Ein guter Gedanke," sagte die Kaiserin. „Wenn die Büste gelingt, so nehm' ich sie mit mir nach Rom."

„Ich sitze ihm gern," rief das Mädchen; „der frische Gesell hat mir gefallen."

„Und Balbilla ihm," fügte des Prätors Gattin hinzu. „Er staunte sie an wie ein Wunder, und sie versprach ihm auch, wenn Du es gestatten würdest, ihm morgen auf drei Stunden ihr Antlitz zur Verfügung zu stellen."

„Mit dem Kopfe beginnt er," fiel Verus ein. „Was für ein glücklicher Mensch ist doch solch ein Künstler! Von ihm läßt sie sich ohne Bedenken das Haupt drehen und das Peplum in Falten legen, und als es heute Sümpfe von Gyps und Lachen von frischer Farbe zu umgehen gab, hat sie kaum den

Saum ihres Kleides geschützt und mir, der ihr so gern beigestanden haben würde, nicht einmal gestattet, sie über die schlimmsten Stellen zu heben."

Valbilla erröthete und sagte gereizt:

„Ernstlich, Verus, ich leide es nicht, daß Du so mit mir sprichst, und damit Du es ein- für allemal weißt: was nicht sauber ist, lieb' ich so wenig, daß es mir auch ohne Beistand leicht wird, es zu vermeiden."

„Du bist zu streng," unterbrach die Kaiserin das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln. „Nicht wahr, Domitia Lucilla, sie sollte Deinem Gatten das Recht gewähren, ihr dienlich zu sein?"

„Wenn die Kaiserin es für schicklich und recht hält," entgegnete die Angeredete, indem sie die Schultern hob, mit einer bedeutungsvollen Bewegung beider Hände.

Sabina verstand ihre Meinung, und indem sie ein neues Gähnen erzwang, sagte sie leichthin:

„Man muß in unserer Zeit nachsichtig sein gegen einen Gemahl, der die Liebesgesänge Ovid's zu seinem treuesten Begleiter erwählt hat. — Was gibt es, Titianus?"

Schon während Valbilla von ihrer Begegnung mit dem Bildhauer Pollux erzählt hatte, war dem Präfekten durch einen Kämmerer ein wichtiger, keinen Aufschub duldender Brief überbracht worden.

Der Staatsmann hatte sich mit ihm in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen, das feste Siegel eröffnet, und ihn eben zu Ende gelesen, als die Kaiserin ihm ihre Frage vorlegte.

Sabina's kleinen Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung geschah, und so bemerkte sie auch, daß der Statthalter, während er das an ihn gerichtete Schreiben zusammenlegte, sich unruhig bewegt hatte.

Es mußte wichtige Dinge enthalten.

„Ein dringender Brief," entgegnete Titianus, „ruft mich in die Präfektur zurück. Ich sage Dir Lebewohl und hoffe, Dir bald etwas Angenehmes mittheilen zu können."

„Was enthält dieser Brief?"

„Wichtige Nachrichten aus der Provinz," entgegnete Titianus.

„Darf man erfahren?"

„Ich muß diese Frage leider verneinen. Der Kaiser befahl ausdrücklich, diese Sache völlig geheim zu halten. Ihre Erledigung fordert die größte Eile, und so seh' ich mich leider gezwungen, Dich sogleich zu verlassen."

Sabina erwiederte mit eisiger Kühlheit den Abschiedsgruß des Präfekten, und verlangte sogleich in die inneren Gemächer geführt zu werden, um sich für die Abendmahlzeit vorzubereiten.

Balbilla begleitete sie, Florus aber begab sich in die „olympische Tafel", die vortreffliche Garküche des Lykortas, von der ihm Feinschmecker zu Rom erstaunliche Dinge erzählt hatten.

Als Verus mit seiner Gattin allein war, näherte er sich ihr freundlich und fragte:

„Darf ich Dich in Deine Wohnung zurückführen?"

Domitia Lucilla hatte sich in ein Polster geworfen, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und gab keine Antwort.

„Darf ich?“ wiederholte der Prätor.

Als seine Gemahlin in ihrem Schweigen verharrte, trat er ihr näher, legte seine Rechte auf die zierlichen Finger, mit denen sie ihr Antlitz bedeckte, und sagte:

„Ich glaube, Du zürnst mir?“

Sie wies seine Hand mit einer leichten Bewegung zurück und rief:

„Laß mich!“

„Ja, leider muß ich Dich verlassen,“ seufzte Verus. „Geschäfte rufen mich in die Stadt, und ich werde . . .“

„Und Du wirst Dir von den jungen Alexandrinern, mit denen Du gestern die Nacht durchschwärmtest, neue Schönheiten zeigen lassen; das weiß ich.“

„Es gibt hier in der That Frauen von unglaublicher Anmuth,“ gab Verus völlig unbefangen zurück, „weiße, braune, kupferfarbene, schwarze, und alle sind in ihrer Art reizend. Man wird nicht müde sie zu bewundern.“

„Und Deine Gattin?“ fragte Lucilla und stellte sich ihm ernst gegenüber.

„Meine Gattin? Ja, Schönste: Gattin ist ein ernster Ehrentitel und hat nichts mit den Freuden des Lebens zu thun! Wie möchte ich Deinen Namen in einer Stunde mit demjenigen der armen Kinder nennen, die mir müßige Stunden verkürzen?“

Domitia Lucilla war an ähnliche Worte gewöhnt,

und doch thaten sie ihr auch dießmal weh. Aber sie verbarg ihren Schmerz, und ihre Arme kreuzend sagte sie entschieden und mit Würde:

„So fahre mit Deinem Ovid und Deinen Liebesgöttern weiter durch's Leben, aber versuche es nicht, die Unschuld unter die Räder Deines Wagens zu werfen."

„Du meinst Valbilla?" fragte der Prätor und lachte laut auf. „Sie weiß sich selber zu wehren und hat zu viel Geist, um sich von den Groten fangen zu lassen. Das Söhnlein der Venus hat nichts mit so guten Freunden wir wir sind zu schaffen."

„Ich darf Dir glauben?"

„Mein Wort darauf, daß ich nichts von ihr begehre als gute Worte," rief er und hielt seiner Gattin freimüthig die Hand hin.

Lucilla berührte sie nur leicht mit den Fingern und sagte dann:

„Sende mich nach Rom zurück. Ich sehne mich unsagbar nach den Kindern, besonders nach unserem Knaben."

„Es geht nicht," entgegnete Verus ernst. „Jetzt nicht, aber hoffentlich in einigen Wochen."

„Warum nicht eher?"

„Frage mich nicht."

„Eine Mutter darf zu wissen verlangen, warum man sie von ihrem in der Wiege liegenden Sohne trennt."

„Diese Wiege steht jetzt im Hause Deiner Mutter, und die sorgt für unsere Kleinen. Habe noch etwas

Geduld, denn das, wonach ich für Dich und für mich und nicht zuletzt für unsern Sohn strebe, ist so groß, so ungeheuer groß und schwer, daß es Jahre der Sehnsucht aufzuwiegen vermag."

Diese letzten Worte hatte Verus leise, doch mit einer ihm nur in entscheidenden Augenblicken eigenen Würde gesprochen; seine Gattin aber faßte, noch ehe er seine Rede geschlossen, seine Rechte mit beiden Händen und fragte leise und ängstlich:

„Du strebst nach dem Purpur?"

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Darum also," murmelte sie.

„Was?"

„Sabina und Du."

„Nicht nur darum. Sie ist hart und scharf gegen Andere, aber mir hat sie schon als Knabe nur Gutes erwiesen."

„Sie haßt mich."

„Geduld, Lucilla, Geduld! Es kommt ein Tag, an dem des Nigrinus Tochter die Gattin des Cäsar sein wird, und die frühere Kaiserin . . . Aber das sprech' ich nicht aus. Ich bin, Du weißt es ja, Sabina verbunden und wünsche dem Kaiser aufrichtig ein langes Leben."

„Und die Adoption?"

„Leise! Er denkt an sie, und seine Gemahlin wünscht sie."

„Kann sie bald erfolgen?"

„Wer vermag in diesem Augenblicke zu wissen, was der Kaiser in der nächsten Stunde beschließt;

aber vielleicht erfolgt die Entscheidung am dreißigsten Dezember."

„An Deinem Geburtstag?"

„Er fragte nach ihm, und sicher stellt er mein Horoskop in der Nacht, in der mich meine Mutter gebar."

„So werden die Sterne unser Loos entscheiden?"

„Sie nicht allein. Hadrian muß auch gewillt sein, sie zu meinen Gunsten zu deuten."

„Wie kann ich Dir helfen?"

„Zeige Dich ganz wie Du bist im Verkehr mit dem Kaiser."

„Ich danke Dir für diese Worte und bitte Dich nicht mehr, mich reisen zu lassen. Wär' es noch etwas Anderes als ein Ehrenposten, das Weib des Verus zu sein, so fragte ich nicht nach der neuen Würde der Gattin des Cäsar."

„Ich gehe heut nicht in die Stadt und bleibe bei Dir. Bist Du zufrieden?"

„Ja, ja!" rief sie und erhob ihren Arm, um ihn um den Hals ihres schönen Gatten zu schlingen, — er aber wies sie zurück und raunte ihr zu:

„Lass' das; — Schäferspiel taugt nichts bei der Jagd nach dem Purpur!"

Achtes Kapitel.

Titianus befahl seinem Wagenlenker, sogleich nach der Lochias zu fahren. Der Weg führte an seiner auf dem Bruchium gelegenen Wohnung im Präfekturpalaste vorbei, und er ließ vor ihr halten, denn der Brief, den die Brustfalten seiner Toga verbargen, enthielt eine Nachricht, welche ihm leicht in wenigen Stunden die Nothwendigkeit auferlegen konnte, erst am folgenden Morgen nach Hause zu kommen.

Ohne sich von den Beamten, Offizieren und Lictoren aufhalten zu lassen, die auf seine Heimkehr warteten, um ihm Mittheilungen zu machen und seine Befehle einzuholen, durchschritt er die Vorräume und die weite Männerhalle, um seine Gattin in dem an den Garten der Präfektur grenzenden Frauensaale aufzusuchen.

Schon vor der Thür dieses Raumes konnte er seine Gemahlin begrüßen, denn sie hatte die Schritte des Nahenden erkannt und war ihm entgegengegangen.

„Ich habe mich nicht getäuscht," rief die Matrone mit aufrichtiger Freude. „Wie schön, daß Du Dich

dießmal so früh losmachen konntest! Ich hatte Dich nicht vor dem Ende der Abendmahlzeit erwartet."

„Ich komme auch nur, um zu gehen," entgegnete Titianus, indem er das Gemach seiner Gattin betrat. „Laß mir ein Stück Brod und einen Becher mit gemischtem Wein reichen. Aber nein, da steht ja schon, was ich brauche, als hätt' ich's bestellt. Du hast recht, ich war dießmal weniger lange als sonst bei Sabina; aber sie ist bemüht gewesen, in kurzer Zeit so viel saure Worte zusammenzudrängen, als hätten wir einen halben Tag mit einander verhandelt. In fünf Minuten verlass' ich Dich wieder, um wann? das wissen die Götter, zurückzukehren. Es wird mir schwer, es über die Lippen zu bringen, aber all unsere Mühe, unsere Sorge und Eile und die umsichtige Arbeit des armen Pontius ist vergebens gewesen."

Bei diesen Worten warf sich der Präfekt in ein Polster, seine Gattin aber reichte ihm die Erfrischung, welche er begehrt hatte, und sagte, indem sie ihm mit der Hand über den ergrauten Scheitel strich:

„Armer Mann! Hat sich Hadrian dennoch entschlossen, im Cäsareum zu wohnen?"

„Nein! Geh' hinaus, Syra! Du wirst gleich sehen! Bitte, lies mir den Brief des Kaisers noch einmal vor. Da ist er."

Julia, die Gattin des Präfekten, faltete den feinen Papyrus auseinander und begann:

„Hadrian seinem Freunde Titianus, dem Statthalter von Aegypten. Tiefstes Geheimniß! — Hadrian grüßt Titianus, wie er es seit Jahren so oft am Anfang

widerwärtiger Geschäftsbriefe und nur mit halbem Herzen gethan hat. Morgen hofft er indessen seinen lieben Jugendfreund und weisen Stellvertreter nicht nur mit ganzer Seele, sondern auch mit Hand und Mund begrüßen zu können. Und nun, um deutlicher zu sein, das Folgende: Ich komme schon morgen den fünfzehnten Dezember gegen Abend ganz allein mit Antinous, dem Sklaven Mastor und meinem Geheimschreiber Phlegon nach Alexandria. Wir landen im kleinen Hafen an der Lochias und mein Schiff wird an einem großen silbernen Stern am Schnabel kenntlich sein. Sollte es Nacht werden bis zu meiner Ankunft, so werden Dir drei rothe Laternen an der Spitze des Mastes mittheilen, welcher Freund sich Dir naht. Die gelehrten und witzigen Männer, welche Du mir entgegensandtest, um mich aufzuhalten und mehr Zeit für die Herstellung des alten Nestes zu gewinnen, in dem es mich bei den Vögeln Minerva's zu hausen gelüstet, die ihr hoffentlich noch nicht alle vertrieben, hab' ich heimgesandt, damit es Sabina und ihrem Troß nicht an Unterhaltung fehle und um die berühmten Herren nicht unnöthig in ihrer Arbeit zu stören. Ich brauche sie nicht. Wenn Du es vielleicht dennoch nicht warst, der sie sandte, so bitt' ich Dich um Vergebung. Freilich würde ein Irrthum in diesem Falle immerhin etwas Demüthigendes in sich schließen, denn es ist leichter Geschehenes zu erklären, als Kommendes vorauszusehen. Oder sollte es sich umgekehrt verhalten? Ich werde die klugen Männer für die unnütze Reise entschädigen, indem ich im Museum mit

ihnen und ihren Genossen über diese Frage disputire. Dem Grammatiker, dem die Gelehrsamkeit aus jeder Haarspitze hervorsieht, und der mehr still sitzt, als ihm gut ist, wird die schnelle Bewegung, zu der er sich um meinetwillen entschloß, das Leben verlängern. — Wir kommen in schlichter Kleidung und werden auf der Lochias schlafen. Du weißt, daß ich mehr als einmal auf der harten Erde geruht habe, und wenn es sein muß, ebenso gern auf einer Matte wie auf Polstern schlummere. Mein Kopfkissen folgt mir. Es ist mein großer Molosser, den Du ja kennst. Ein Zimmerchen, in dem ich ungestört meine Aufzeichnungen für das folgende Jahr vornehmen kann, wird sich ja finden. Ich ersuche Dich, mein Geheimniß sorgsam zu hüten. Keiner und Keine, ich bitte Dich so dringend, wie ich als Freund und Kaiser nur immer zu bitten vermag, darf von meiner Ankunft das Geringste erfahren. Auch nicht die kleinste Vorbereitung soll verrathen, wen Du empfängst. Meinem lieben Titianus kann ich nichts befehlen, aber ich lege ihm noch einmal an's Herz, meinen Wunsch zu erfüllen. — Wie freue ich mich Dich wiederzusehen, und welche Lust wird mir der Wirrwarr bereiten, den ich auf der Lochias zu finden hoffe; Du führst mich bei den Künstlern, von denen es jetzt gewiß in dem alten Schlosse wimmelt, als den Baumeister Claudius Venator aus Rom ein, der dem Pontius mit seinem Rathe zur Seite stehen soll. — Dieser Pontius, der für Herodes Atticus so schöne Bauten ausführte, ist mir bei dem reichen Sophisten begegnet und er wird mich sicher wiedererkennen. Theile

ihm also mit, was ich vorhabe. Er ist ein ernster, zuverlässiger Mann, kein Schwätzer oder windiger Tropf, der sich selbst vergißt. Ziehe ihn also mit in's Geheimniß, aber erst wenn mein Fahrzeug in Sicht ist. Mag es Dir wohl ergehen."

„Nun, was sagst Du?" fragte Titianus, indem er seiner Gattin den Brief aus der Hand nahm. „Ist das nicht mehr als verdrießlich? Unser Werk war so köstlich im Gange."

„Aber," entgegnete Julia bedächtig und mit einem klugen Lächeln, „vielleicht wäret ihr doch nicht fertig geworden. Wie die Dinge jetzt liegen, braucht ihr es gar nicht zu sein und Hadrian sieht dennoch den guten Willen. Ich freue mich über diesen Brief, denn er nimmt Dir eine schwere Verantwortung von den ohnehin schon überlasteten Schultern."

„Du siehst immer das Rechte," rief der Präfekt. „Es ist gut, daß ich herkam, denn ich erwarte jetzt den Kaiser mit viel leichterem Herzen. Laß mich den Brief verschließen und nun lebe wohl. Dieser Abschied gilt Dir auf viele Stunden und meiner Ruhe auf eine lange Reihe von Tagen."

Titianus reichte seiner Gattin die Hand.

Sie hielt sie fest und sagte:

„Ehe Du gehst, muß ich Dir gestehen, daß ich sehr stolz bin."

„Dieß ist Dein Recht."

„Du hast mich mit keinem Worte zu schweigen gebeten."

„Weil Du Deine Proben bestanden. Aber frei-

lich, auch Du bist ein Weib, und noch dazu ein sehr schönes."

„Eine alte Großmutter mit ergrauendem Haar!"

„Und doch noch immer stattlicher und reicher an Anmuth als tausend viel bewunderte junge."

„Du willst mich zwingen, in meinen alten Tagen den Stolz mit der Eitelkeit zu vertauschen."

„Nein, nein! Ich sah Dich nur, wie unser Gespräch das mit sich brachte, mit prüfenden Augen an und dachte an Sabina's Seufzer, die schöne Julia sähe nicht gut aus. Aber wo gibt es denn ein anderes Weib in Deinem Alter mit solcher Haltung, so faltenlosen Zügen, einer so reinen Stirn, so tiefen und guten Augen, so wundervoll gemeißelten Armen . . ."

„Schweig' doch," rief Julia, „Du machst mich erröthen."

„Soll mich's nicht freuen, daß dieß einer Großmutter aus Rom, die mein Weib ist, so leicht wird? Du bist ganz anders als die anderen Frauen."

„Weil Du anders bist als die anderen Männer."

„Schmeichlerin; seitdem die Kinder alle fort sind, ist es als fingen wir unsere Ehe von vorn an."

„Die Zankäpfel fehlen im Hause."

„Für das Liebste geräth man allerdings am leichtesten in Eifer. Aber nun noch einmal lebe wohl."

Titianus küßte die Stirn seiner Gattin und eilte der Thür zu, Julia aber rief ihn zurück und sagte:

„Etwas kann man doch für den Kaiser thun. Ich sende dem Baumeister täglich eine Mahlzeit auf

die Lochias. Heute soll sie dreimal so reichlich ausfallen als sonst."

„Vortrefflich."

„So lebe denn wohl."

„Und wir sehen uns wieder, wenn es die Götter und der Kaiser uns gönnen."

Als der Präfekt an der bezeichneten Stelle anlangte, war kein Schiff mit einem silbernen Stern zu sehen.

Die Sonne ging unter und kein Fahrzeug mit drei rothen Laternen wollte sich zeigen.

Der Hafenvorsteher, in dessen Haus Titianus getreten war, und dem er mittheilte, daß er einen großen Baumeister aus Rom, der Pontius mit seinem Rath bei den Arbeiten auf der Lochias beistehen sollte, erwarte, fand die Ehre, welche der Statthalter dem fremden Künstler erwies, begreiflich; die ganze Stadt wußte ja schon, mit welch unerhörter Eile und mit dem Aufgebot wie großer Mittel der alte Ptolemäerpalast als Wohnung für den Kaiser hergestellt werde.

Während des Wartens dachte Titianus an den jungen Bildhauer Pollux, den er kennen gelernt hatte, und an seine Mutter in dem freundlichen Thorwärterhäuschen.

Wohlgesinnt, wie er war, schickte er sogleich zu der alten Doris und ließ sie ersuchen, sie möge sich diesen Abend nicht zur Ruhe begeben, denn er, der Präfekt, käme spät auf die Lochias.

„Sage der Frau von Deiner Seite, nicht von der

meinen," befahl Titianus dem Boten, „daß ich vielleicht bei ihr eintreten würde. Sie mag ihr Stübchen gut beleuchten und in Ordnung halten."

Auf der Lochias ahnte Niemand etwas von der Ehre, welche dem alten Palast bevorstand.

Nachdem Verus mit seiner Gattin und Balbilla ihn verlassen und der Bildhauer Pollux wieder eine Stunde lang thätig gewesen war, trat er aus seinem Gehege heraus, streckte die Arme und rief dem auf einem Gerüst stehenden Baumeister Pontius zu:

„Ich muß mich ausruhen oder etwas Neues vornehmen. Das Eine bewahrt mich so gut vor Müdigkeit wie das Andere. Geht es Dir auch so?"

„Genau so," entgegnete der Gefragte und leitete weiter die Arbeit der Bausklaven, welche ein neues korinthisches Säulenkapitäl an die Stelle eines alten, zerbrochenen zu setzen hatten.

„Laß Dich nicht stören," rief Pollux wieder hinauf. „Ich will Dich nur bitten, meinem Meister Papias, wenn er mit dem Antiquitätenhändler Gabinius herkommt, zu sagen, er fände mich auf dem Rondel, das Du gestern mit mir besichtigt. Ich setze der Berenice den neuen Kopf auf. Mein Lehrjunge müßte mit den Vorarbeiten längst fertig sein, aber der Schlingel ist mit zwei linken Händen auf die Welt gekommen, und weil er das eine Auge verwirft, so kommt ihm alles Gerade schief vor und nach den Gesetzen der Optik das Schiefe gerad. Er hat den Holzstift, der den neuen Kopf halten soll, jedenfalls schräg in den Hals hineingetrieben und da kein Historiker mit-

theilt, daß Berenice jemals den Kopf schief getragen, wie der alte Farbenreiber da hinten, so muß ich selbst nach dem Rechten sehen. In einer halben Stunde, denk' ich, wird die kluge Königin nicht mehr zu den kopflosen Frauen gehören."

„Wo hast Du das neue Haupt her?" fragte Pontius.

„Aus dem geheimen Archiv meiner Erinnerungsköpfe," gab Pollux zurück. „Hast Du es gesehen?"

„Ja."

„Gefällt es Dir?"

„Sehr."

„Dann ist es werth, daß es lebe," sang der Bildhauer und verließ die Halle. Dabei winkte er dem Baumeister mit der Linken und steckte mit der Rechten eine Nelke, die er am Morgen von einem der Blumenstöcke im Hause seiner Mutter gebrochen, hinter das Ohr.

Auf dem Rondel hatte der Lehrling seine Sache besser gemacht, als sein Meister es erwarten konnte; Pollux war aber mit seinen eigenen Anordnungen keineswegs zufrieden. Sein Werk mußte nun wie viele andere auf der gleichen Seite der Plattform stehende Büsten dem Altan des Palastverwalters den Rücken zukehren, und doch hatte er sich nur von dem ihm so lieben Porträtkopfe der Mutter Selenens getrennt, damit seine Spielgefährtin ihm zu jeder beliebigen Stunde in's Gesicht sehen könne.

Zu seiner Beruhigung fand er, daß die Büsten nur durch ihre eigene Schwere auf ihren hohen Postamenten festgehalten würden, und so beschloß er denn,

die geschichtliche Ordnung der Frauenköpfe zu unterbrechen, eine Umstellung vorzunehmen und die berühmte Kleopatra dem Hause den Rücken kehren zu lassen, damit sein Lieblingskopf es anschauen könne.

Um dieß Vorhaben sogleich zur Ausführung zu bringen, rief er einige Sklaven heran und ließ sich von ihnen bei seinem Umtausche helfen.

Dabei erscholl mehr als ein mahnender Ruf, und das laute Reden und Befehlen an dieser seit Jahren vereinsamten Stelle lockte eine Neugierige herbei, welche sich, schon kurz nachdem der Lehrling seine Arbeit begonnen, auf dem Altan der Verwalterswohnung gezeigt hatte, aber rasch wieder zurückgetreten war, nachdem sie den garstigen, über und über mit Gyps befleckten Burschen erblickt hatte.

Dießmal blieb sie stehen und folgte jeder Bewegung des die Sklaven leitenden Pollux, der ihr indessen bei allem, was er vornahm, den Rücken zukehrte.

Jetzt hatte der gegen die Abdrücke der Arbeiterhände mit einem Tuche verwahrte Porträtkopf den rechten Platz gefunden.

Aufathmend drehte der Künstler sich um und wandte dem Verwalterhause sein volles Antlitz zu, und sogleich rief eine helle, heitere Frauenstimme:

„Der lange Pollux! Wahrhaftig, es ist der lange Pollux! Wie mich das freut!“

Bei diesen Worten klatschte das Mädchen auf dem Altane laut die Hände, und als der Bildhauer winkte und ihr zurief: „Die kleine Arsinoe bist Du; ihr ewigen

Götter, was ist aus dem kleinen Dinge geworden!“ stellte sie sich auf die Zehen, um recht groß zu erscheinen, nickte ihm freundlich zu und lachte hinunter:

„Ich bin mit dem Wachsen noch gar nicht fertig, aber Du, Du siehst ordentlich ehrwürdig aus mit dem Bart am Kinn und der Adlernase. Selene hat mir erst heute gesagt, daß Du da drin mit den Andern wirthschafte st.“

Des Künstlers Augen hingen wie gebannt an dem Mädchen.

Es gibt Dichternaturen, deren Einbildungskraft alles Ungewöhnliche, was sie erblicken oder erleben, schnell in eine Geschichte verwandeln, oder in eine rasch sich bildende Reihe von Versen verweben, und wie Viele seines Berufes, so konnte auch Pollux keinem schönen Menschengebilde mit den Augen begegnen, ohne es sogleich mit seiner Kunst in Verbindung zu bringen.

„Eine Galatea, eine Galatea sonder Gleichen,“ dachte er, während sein Blick sich an Arsinoe's Gestalt und Antlitz heftete. „Als wäre sie vor einer Sekunde dem Meere entstiegen, so frisch, so froh, so gesund steht diese Gestalt da. Und wie die kleinen Locken von der Stirn aufstreben, als schwämmen sie noch auf dem Wasser. Nun biegt sie sich grüßend niederwärts. Wie rund ist jede Bewegung! Es ist, als schmiege sich die Tochter des Nereus an die zum Wellenberg sich erhebende und sich zum Wellenthal niederwärts neigende Woge. Sie sieht Selene und ihrer Mutter in der Form des Kopfes und dem griechischen Schnitt

des Gesichtes ähnlich, aber die ältere Schwester gleicht einem Prometheusbilde, ehe es beseelt ward, und Arsinoe demselben Meisterwerke, nachdem sich das himmlische Feuer in seine Adern ergossen."

In wenigen Sekunden hatte der Künstler dieß alles gefühlt und gedacht, dem Mädchen aber dauerte das Schweigen ihres stummen Bewunderers zu lange, und ungeduldig rief es:

„Du hast mich noch gar nicht recht begrüßt. Was machst Du da unten?"

„Sieh her," gab er zurück und zog das Tuch von dem wohlgetroffenen Bildwerke.

Arsinoe beugte sich weit über die Brüstung des Altans, beschattete ihre Augen mit der Hand und schwieg länger als eine Minute.

Dann schrie sie plötzlich laut auf, und mit dem Rufe: „Die Mutter! die Mutter!" eilte sie in das Zimmer zurück.

„Jetzt ruft sie ihren Vater und wird der armen Selene die Freude verderben," dachte Pollux, während er den schweren Marmor, welchen sein Gypskopf krönte, zurecht rückte. „Er mag nur kommen. Jetzt haben wir hier zu gebieten, und an des Kaisers Eigenthum darf Keraunus nicht rühren."

Mit gekreuzten Armen stellte er sich dann der Büste gegenüber und murmelte vor sich hin:

„Flickwerk, erbärmliches Flickwerk! Aus lauter Lappen stümpern wir ein Kleid für den Kaiser zusammen; Tapezierer sind wir hier oben und keine Künstler. Wär's nicht für Hadrian, für Diotima

und ihre Kinder, keinen Finger rührt' ich hier weiter!"

Der Weg von des Verwalters Wohnung leitete durch Gänge und über einige Treppen zu dem Rondel, auf dem der Bildhauer stand, und doch hatte Arsinoe in nicht viel länger als einer Minute, nachdem sie von dem Altan verschwunden war, dasselbe erreicht.

Mit gerötheten Wangen drängte sie den Bildhauer von seiner Arbeit zurück und stellte sich auf den Platz, auf dem er gestanden, um fort und fort in die geliebten Züge zu schauen. Dann rief sie:

„Die Mutter, die Mutter!"

Dabei liefen ihr helle Thränen über die Wangen und sie kümmerte sich weder um den Künstler, noch um die Arbeiter und Sklaven, an denen sie vorbei geeilt war und die sie so ängstlich anstarrten, als wäre sie von Dämonen besessen.

Pollux störte sie nicht.

Ihm wurde weich um's Herz, als er die Zähren sah, die über die Wangen dieses heiteren Kindes rannen, und er dachte dabei, es verlohne sich doch gut zu sein, wenn man dafür so lange dauernde und warme Liebe ernte, wie die arme, verstorbene Frau dort auf dem Postamente.

Nachdem Arsinoe lange Zeit das Werk des Bildhauers betrachtet hatte, ward sie ruhiger, wandte sich an Pollux und fragte:

„Hast Du das gemacht?"

„Ja," entgegnete er und schlug die Augen nieder.

„Und ganz aus dem Gedächtniß?"

„Ja doch!“

„Weißt Du was?“

„Nun?“

„Dann hatte die Seherin beim Adonisfeste Recht, als sie im Jalemus sang, das halbe Werk eines Künstlers machten die Götter.“

„Arsinoe!“ rief Pollux, dem es bei diesen Worten zu Muth war, als ergieße sich ein heißer Quell in sein Herz, und erfaßte dankbar ihre Hand; sie aber entzog sie ihm, denn ihre Schwester Selene war auf den Altan getreten und rief sie.

Pollux hatte für seine ältere Jugendgespielin und nicht für Arsinoe sein Werk an diesem Platze aufgestellt, und nun wirkte ihr Anblick erkältend und störend auf seine bewegte Seele.

„Da steht das Bild Deiner Mutter,“ rief er in erklärendem Ton, auf die Büste weisend, zu dem Altan hinauf.

„Ich seh' es,“ entgegnete sie kühl. „Nachher will ich es näher betrachten. Komm herauf, Arsinoe, der Vater will mit Dir reden.“

Pollux stand wieder allein.

Als Selene in ihr Zimmer zurücktrat, schüttelte sie leise das blasse Haupt und murmelte:

„Es sollte für mich sein, hatte Pollux gesagt; einmal etwas für mich, und auch diese Freude verdorben!“

Neuntes Kapitel.

Der Palastvorsteher, zu dem Selene seine jüngere Tochter Arsinoe berufen hatte, war soeben aus der Bürgerversammlung heimgekehrt, und sein alter schwarzer Sklave, welcher ihm stets, wenn er ausging, folgte, nahm ihm das krokusgelbe Pallium von den Schultern und den goldenen Reifen, mit dem er außerhalb des Hauses seine gebrannten Locken zu umgeben liebte, vom Haupte.

Kerannus sah noch erhitzter aus, seine Augen traten noch weiter vor als gewöhnlich, und heller Schweiß perlte auf seiner Stirn, als seine Töchter zu ihm in das Wohngemach traten.

Arsinoe's freundlichen Gruß beantwortete er gedankenlos mit zwei hingeworfenen Worten und ging, ehe er die wichtige Mittheilung, welche er zu machen hatte, seinen Töchtern eröffnete, eine Zeit lang vor ihnen auf und nieder. Dabei blies er die starken Wangen voll auf und kreuzte die Arme.

Selene war ängstlich, Arsinoe längst ungeduldig geworden, als er endlich begann:

„Habt ihr von den Festen gehört, die zu Ehren des Kaisers gefeiert werden sollen?"

Selene nickte bejahend mit dem Kopfe, und ihre Schwester rief:

„Freilich! Hast Du Plätze für uns auf den Bänken des Rathes bekommen?"

„Unterbrich mich nicht," herrschte der Verwalter mürrisch seine Tochter an. „Von Zuschauen ist keine Rede. Man hat alle Bürger aufgefordert, ihre Töchter an den zu veranstaltenden großen Dingen Theil nehmen zu lassen, und gefragt, wie viele Mädchen sie hätten."

„Wir sollen an den Spielen Theil nehmen?" fragte Arsinoe und klatschte froh in die Hände.

„Ich wollte mich, bevor der Aufruf erfolgte, zurückziehen, aber der Schiffsbaumeister Tryphon, der unten neben dem königlichen Hafen seine Werkstätte hat, hielt mich zurück und rief in die Versammlung, seine Söhne sagten, daß ich zwei schöne junge Töchter besäße. Woher wissen sie das?"

Bei diesen letzten Worten zog der Verwalter seine grauen Augenbrauen in die Höhe, und sein Antlitz röthete sich bis zur Stirn.

Selene zuckte die Achseln, Arsinoe aber sagte:

„Des Tryphon Werft liegt ja da unten und wir gehen oft an ihr vorüber, aber ihn selbst oder seine Söhne kennen wir nicht. Hast Du sie gesehen, Selene? Es ist jedenfalls artig von ihnen, daß sie uns schön nennen."

„Keiner darf sich um euer Aussehen kümmern,

der euch nicht von mir zum Weibe begehrt," entgegnete der Verwalter mürrisch.

„Was hast Du Tryphon entgegnet?" fragte Selene.

„Ich habe gethan, was ich mußte. Euer Vater verwaltet einen Palast, der ja nun einmal Rom und seinem Imperator gehört; so werde ich Hadrian als Gast in dieser Wohnung meiner Väter aufnehmen, und kann ihm darum weniger als andere Bürger meinen Theil an der Ehre vorenthalten, welche der Rath der Stadt ihm zu erweisen beschlossen hat."

„Also wir dürfen?" fragte Arsinoe und näherte sich ihrem Vater, um ihn mit schmeichelnder Hand zu streicheln.

Keraunus war aber nicht geneigt, Liebkosungen hinzunehmen, wies sie mit einem verdrossenen: „Laß mich!" zurück und fuhr dann fort:

„Wenn Hadrian fragen wird: ‚Wo waren Deine Töchter an meinem Ehrentage, Keraunus?' und ich müßte entgegnen: ‚Sie fehlten unter den Töchtern der edlen Bürger', so würde das eine Beleidigung für den Cäsar sein, dem ich im Grunde wohlgesinnt bin. Das alles bedachte ich und nannte darum eure Namen und versprach, euch zu der Versammlung der Jungfrauen im kleinen Theater zu senden. Ihr werdet dort den edelsten Matronen und Töchtern der Stadt begegnen, und die ersten Maler und Bildhauer sollen bestimmen, zu welchem Theile der Spiele euer Aussehen am besten paßt."

„Aber Vater," rief Selene, „wie können wir uns in unseren einfachen Kleidern in dieser Versammlung

zeigen, und woher nehmen wir Geld, uns neue zu schaffen?"

„Wir können uns in sauberer weißer Wolle und hübsch mit frischen Bändern geputzt neben allen anderen Mädchen sehen lassen," versicherte Arsinoe, indem sie sich zwischen ihre Schwester und ihren Vater drängte.

„Das ist es nicht, was mich besorgt macht," entgegnete der Verwalter. „Die Kostüme sind's, die Kostüme! Nur den Töchtern ärmerer Bürger werden sie vom Rathe bezahlt, und zu den Armen gezählt zu werden, würde uns schänden. Ihr versteht mich, Kinder."

„Ich nehme nicht Theil an dem Zuge," erklärte Selene entschieden, Arsinoe aber fiel ihr in's Wort:

„Arm zu sein ist unbequem und widerwärtig, aber eine Schande ist es gewiß nicht. Den mächtigsten Römern in alter Zeit hat es zur Ehre gereicht, als arme Leute zu sterben. Unsere macedonische Herkunft bleibt uns, auch wenn uns die Stadt die Kostüme bezahlt."

„Still!" rief der Verwalter. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich solch niedrige Gesinnung an Dir bemerke. Die Nachtheile der Armuth kann auch der Edle ertragen, aber die Vortheile, die sie bringt, vermag er nur zu genießen, wenn er sich entschließt, es nicht mehr — sein zu wollen."

Dem Verwalter hatte es schwere Mühe gekostet, diesen letzten Gedanken, den er sich nicht erinnerte von einem Andern gehört zu haben, der ihm fremd

vorkam und der doch völlig wiedergab, was er empfand, in solcher Form zum Ausdruck zu bringen, und darum ließ er sich mit allen Anzeichen der Erschöpfung langsam auf das Polster des Divans sinken, welcher eine tiefe Seitennische seines geräumigen Wohngemaches umgab.

In diesem letzteren sollten Kleopatra mit Antonius jene Gastmähler genossen haben, deren erlesene und unübertroffene Feinheit durch alle Gaben der Kunst und des Witzes gewürzt worden war.

Gerade an demselben Platze, auf dem jetzt Kerannus ruhte, hatte wohl das Speiselager des berühmten Liebespaares gestanden, denn das ganze Zimmer war zwar mit einem sorgfältig gearbeiteten Estrich versehen, hier aber befand sich ein aus Steinen von verschiedenen Farben zusammengesetztes Gemälde von so großer Schönheit und Feinheit der Ausführung, daß Kerannus seinen Kindern stets verboten hatte, darauf zu treten. Dieß war freilich weit weniger aus Achtung vor dem herrlichen Kunstwerke geschehen, als weil ihm von seinem Vater, und diesem von dem seinigen, das Gleiche untersagt worden war. Das Gemälde brachte die Hochzeit der Thetis mit dem Peleus zur Darstellung, und der Divan bedeckte nur den mit einer Reihe von lieblichen Eroten geschmückten unteren Rand des herrlichen Bildes.

Kerannus befahl seiner Tochter, ihm einen Becher Wein zu reichen, sie aber mischte den Rebensaft reichlich mit Wasser.

Nachdem er mit vielen Zeichen des Abscheus den

verdünnten Inhalt des Pokals zur Hälfte ausgetrunken hatte, sagte er:

„Wollt ihr wissen, was ein einziger von euren Anzügen, wenn wir nicht gar zu weit hinter den Andern zurückstehen wollen, kosten wird?“

„Nun?“ fragte Arsinoe ängstlich.

„Unter siebenhundert Drachmen*), sagt der Schneider Philinus, der für das Theater arbeitet, sei etwas Rechtes herzustellen unmöglich.“

„Du denkst doch nicht im Ernst an solche wahnsinnige Ausgabe!“ rief Selene. „Wir haben nichts, und den möchte ich kennen, der uns noch borgte!“

Die jüngere Tochter des Verwalters schaute verlegen auf ihre Fingerspitzen und schwieg; ihre in Thränen schwimmenden Augen verriethen aber, was sie empfand.

Keraunus war erfreut über die stumme Zustimmung, welche Arsinoe seinem Wunsch zu ertheilen schien, sie um jeden Preis bei den Schaustellungen mitwirken zu lassen. Er vergaß, daß er ihr soeben niedrige Gesinnung vorgeworfen hatte, und sagte:

„Die Kleine fühlt immer, was recht ist. Dir, Selene, geb' ich ernstlich zu bedenken, daß ich Dein Vater bin und mir diesen zurechtweisenden Ton verbitte. Du hast ihn Dir bei Deinem Verkehr mit den Kindern angewöhnt, und ihnen gegenüber magst Du ihn weiter gebrauchen. Vierzehnhundert Drachmen scheinen auf den ersten Blick eine hohe Summe zu

*) Eine Drachme kommt etwa 75 Pfennigen gleich.

sein, aber wenn man den Stoff und den Schmuck, welchen ihr gebraucht, mit Verständniß einkauft, so läßt er sich vielleicht nach dem Fest wieder mit Nutzen an den Mann bringen."

„Mit Nutzen!" rief Selene bitter. „Nicht die Hälfte wird für die alten Sachen bezahlt, nicht ein Viertel! Und wenn Du mich aus dem Hause jagst — ich will nicht helfen, uns tiefer in's Elend zu stürzen; ich nehme nicht Theil an den Spielen."

Dem Verwalter stieg dießmal das Blut nicht in den Kopf, er wurde auch nicht heftig, vielmehr erhob er gelassen und nicht ohne einen Anflug von Zufriedenheit den Blick und verglich die eine seiner Töchter mit der andern.

Er war gewöhnt, Selene als sein nützliches, Arsinoe als sein schönes Kind in seiner Weise zu lieben, und weil es hier im Grunde doch nur galt, seiner Eitelkeit Genüge zu thun, und dieser Zweck durch seine jüngere Tochter allein erreicht werden konnte, sagte er:

„So bleibe Du meinetwegen bei den Kindern. Wir entschuldigen Dich mit schwacher Gesundheit, und wirklich, Mädchen, Du siehst wieder bleich aus zum Erschrecken. Für die Kleine allein schaff' ich die Mittel schon eher."

Auf Arsinoe's Wangen zeigten sich wieder zwei reizende Grübchen, Selenens Lippen aber waren so blaß wie ihre blutlosen Wangen, als sie nun rief:

„Aber Vater, Vater! Weder der Bäcker, noch der Schlächter haben seit zwei Monaten eine Sesterzie

bekommen, und Du willst siebenhundert Drachmen verschwenden!"

„Verschwenden?" fragte Keraunus empört, aber doch eher kleinlaut als aufbrausend. „Ich verbiete Dir nochmals, so mit mir zu reden. Die reichsten jungen Herren nehmen Theil an dem Spiele, Arsinoe ist schön und vielleicht wählt sie sich einer von ihnen zur Gattin. Heißt es verschwenden, wenn ein Vater bestrebt ist, für sein Kind einen würdigen Gemahl zu suchen! Und was weißt Du eigentlich von dem, was ich besitze!?"

„Wir haben nichts, darum kann ich nichts davon wissen!" rief das Mädchen außer sich.

„Sooo?" fragte Keraunus gedehnt und mit einem überlegenen Lächeln. „Ist das nichts, was in dem Schranke dort liegt und hier auf dem Sims steht? Euch zu Liebe werd' ich mich davon trennen. Die Onyxfibula, die Ringe, den goldenen Reifen und den Gürtel freilich . . ."

„Sie sind nur von vergoldetem Silber," fiel Selene erbarmungslos ein. „Des Großvaters echte hast Du nach dem Tode der Mutter verkauft."

„Sie mußte unserem Stande gemäß verbrannt und bestattet werden," entgegnete Keraunus. „Jetzt will ich an diese traurigen Tage nicht denken."

„Denke nur an sie, Vater!"

„Schweig'! Was zu meinem Schmucke gehört, kann ich natürlich nicht missen, denn ich muß dem Kaiser entgegentreten als Der, der ich bin; aber was wird der kleine Eros von Bronze dort werth sein,

der elfenbeinerne, köstlich geschnitzte Becher Plutarch's, vor allem aber das Bild dort, von dem sein früherer Besitzer fest überzeugt war, daß es von Apelles selbst hier in Alexandria gemalt worden sei. Gleich sollt ihr erfahren, was die kleinen Dinge dort werth sind, denn als hätten es die Götter also gefügt, bin ich hier im Palaste, als ich nach Hause kam, dem Kunsthändler Gabinius von Nicäa begegnet. Er hat mir versprochen, nachdem er seine Geschäfte mit dem Baumeister abgeschlossen, zu mir zu kommen, meine Schätze zu besichtigen und was ihm zusagt, gegen baares Geld anzukaufen. Wenn mein ‚Apelles' ihm gefällt, so gibt er allein für ihn zehn Talente, und kauft er ihn auch nur für die Hälfte oder den zehnten Theil dieser Summe, so zwing' ich Dich, Selene, Dir auch einmal eine Freude zu gönnen."

„Wir werden ja sehen," sagte das bleiche Mädchen, die Achseln zuckend, und ihre Schwester rief:

„Zeig' ihm auch das Schwert, von dem Du immer sagtest, es habe dem Antonius gehört, und gibt er viel dafür, so kaufst Du mir ein goldenes Armband."

„Auch Selene wird eines erhalten. Aber auf das Schwert setz' ich die allergeringste Hoffnung, — denn ein Kenner wird es schwerlich für echt erklären. Aber ich habe da andere, ganz andere Sachen! Horch! das wird Gabinius wohl sein. Schnell, Selene, wirf mir wieder den Chiton um. Meinen Reifen her, Arsinoe! Dem Wohlhabenden bietet man höhere Preise als dem ärmlichen Manne. Ich habe dem Sklaven

befohlen, daß er den Händler im Vorsaale erwarte; so wird es in jedem guten Hause gehalten!"

Der Kunsthändler war ein kleiner, hagerer Mann, der sich mit Klugheit und Glück zum Vornehmsten unter seinesgleichen und zum reichen Manne heraufgearbeitet hatte. Durch Fleiß und Erfahrung zum Kenner gereift, verstand er wie kein Anderer Gutes vom Mittelmäßigen und Schlechten, Echtes vom Unechten zu unterscheiden. Niemand hatte feinere Augen als er, aber er war roh im Verkehr mit Jedem, von dem er nichts zu erwarten hatte. Da freilich, wo Gewinn in Aussicht stand, konnte er höflich bis zur Unterwürfigkeit sein und unermüdliche Geduld bewähren.

Er gewann es auch über sich, dem Verwalter mit dem Ausdruck der Ueberzeugung zuzuhören, als dieser ihm von oben herab versicherte, er sei seiner kleinen Besitzthümer überdrüssig, er könne sie eben so gut behalten, wie nicht behalten; aber er wolle sie ihm, dem besseren Kenner, doch zeigen und sich auch von ihnen trennen, wenn ihm für das brachliegende Kapital eine hübsche, flüssige Summe geboten werde.

Ein Stück nach dem andern wanderte durch die feinen Finger des Kenners und wurde vor ihm hingestellt, damit er es betrachte.

Der Mann war sehr schweigsam und schüttelte, sobald er einen neuen Gegenstand geprüft hatte, mit dem Kopfe.

Wenn Keraunus ihm erzählte, woher dieses oder jenes Stück seines Schatzes stamme, murmelte er ein „So!", „Du glaubst!" oder „Wirklich!"

Nachdem das letzte Stück durch seine Hände gegangen war, fragte der Verwalter:

„Nun? Was sagst Du?“

Der Anfang dieses Satzes klang zuversichtlich, das Ende fast ängstlich, denn der Kunsthändler lächelte nur und schüttelte abermals den Kopf, ehe er sagte:

„Recht artige Sächelchen sind darunter, aber nichts, was der Rede werth ist. Ich rathe Dir, sie zu behalten, denn sie sind Dir lieb, für mich aber gibt es wenig daran zu verdienen.“

Keraunus vermied es, Selene anzuschauen, deren große Augen voller Angst an den Lippen des Kaufmanns gehangen hatten; Arsinoe aber, die nicht minder aufmerksam seinen Bewegungen gefolgt war, ließ sich weniger schnell entmuthigen und fragte, mit dem Finger auf ihres Vaters Apelles zeigend:

„Und auch dieses Gemälde sollte nichts werth sein?“

„Es thut mir leid, daß ich einer so schönen Jungfrau nicht sagen kann, es sei unschätzbar,“ entgegnete der Kunsthändler, seinen grauen Zwickelbart streichend. „Aber wir haben es hier leider nur mit einer recht schwachen Nachahmung zu thun. Das Original befindet sich in der Villa des Plinius am Larinussee, die er den Kothurn nennt. Ich habe gar keine Verwendung für dieses Stück.“

„Und dieser geschnitzte Becher?“ fragte Keraunus. „Er stammt aus dem Nachlaß des Plutarch, ich kann es beweisen, und er soll ein Geschenk des Kaisers Trajan sein.“

„Das hübscheste Stück aus der Sammlung," entgegnete Gabinius, „aber mit vierhundert Drachmen mehr als reichlich bezahlt."

„Und dieser Cylinder aus Cypern mit der schönen Gravirung?"

Der Verwalter griff nach dem glatt geschliffenen Krystall, aber seine Hand zitterte vor Erregung und stieß ihn, statt ihn zu fassen, vom Tische.

Klirrend rollte er auf dem Estrich hin und über das glatte Mosaikgemälde fort bis zu den Polstern.

Keraunus wollte sich bücken, um ihn aufzuheben, seine beiden Töchter hielten ihn aber fest und Selene rief:

„Vater, Du sollst nicht; der Arzt hat es auf's strengste verboten!"

Während der Verwalter die Mädchen brummend von sich abwehrte, hatte sich der Kunsthändler schon auf ein Knie niedergelassen, um den Cylinder aufzuheben.

Es schien übrigens dem zierlich gebauten Manne weit weniger schwer zu fallen, sich zu bücken, als sich vom Boden zu erheben, denn es dauerte mehrere Minuten, bis er wieder auf seinen Füßen und vor Keraunus stand.

Seine Züge hatten einen gespannten Ausdruck angenommen und er ergriff noch einmal die dem Apelles zugeschriebene Tafel, setzte sich mit ihr auf das Polster und schien sich in das Gemälde, das sein Antlitz den drei Anwesenden verbarg, ganz zu vertiefen.

Aber sein Auge weilte keineswegs auf dem Bilde

vor ihm, sondern auf der Hochzeit zu seinen Füßen, in der er jeden Augenblick neue, unschätzbare Vorzüge entdeckte.

Als der Kunsthändler minutenlang regungslos mit dem kleinen Gemälde dagesessen hatte, erheiterten sich des Verwalters Züge, Selene athmete auf und Arsinoe näherte sich dem Verwalter, um sich an seinen Arm zu klammern und ihm in's Ohr zu flüstern:

„Gib ihm den Apelles nicht billig und denk' an mein Armband."

Jetzt erhob sich Gabinius, überblickte die auf dem Tische vor ihm stehenden Sachen und sagte weit kürzer und geschäftsmäßiger als vorher:

„Für all diese Dinge zusammen kann ich Dir, warte — zwanzig — siebzig — vierhundert — vierhundertfünfzig — kann ich sechshundertfünfzig Drachmen bieten; keine Sesterzie mehr!"

„Du scherzest!" rief Keraunus.

„Keine Sesterzie mehr," entgegnete der Andere kühl; „ich will nichts verdienen, aber daß ich auch nicht mit sicherer Aussicht auf Verlust zu kaufen wünsche, wirst Du als billiger Mann begreifen. Was den Apelles angeht . . ."

„Nun?"

„So könnte er schon Werth für mich haben, aber nur unter gewissen Bedingungen. Es hat mit dem Bild seine eigene Bewandtniß. Ihr beiden Jungfrauen, ihr wißt, daß schon mein Geschäft mich alles schätzen lehrt, was schön ist, aber ich muß euch doch bitten, mich ein wenig mit eurem Vater allein

zu lassen. Ich habe mit ihm über dieß seltsame Gemälde zu sprechen."

Keraunus winkte seinen Töchtern, die sich sogleich entfernten.

Ehe die Thür sich hinter ihnen geschlossen, rief der Kunsthändler ihnen nach:

„Es dämmert bereits; darf ich euch bitten, mir durch euren Sklaven eine möglichst hell brennende Lampe zu senden?"

„Was ist's mit dem Bilde?" fragte Keraunus.

„Reden wir, bis das Licht gebracht wird, von etwas Anderem," bat Gabinius.

„So nimm auf dem Polster Platz," sagte Keraunus. „Du thust mir und vielleicht auch Dir selbst einen Gefallen damit."

Sobald das Polster beide Männer aufgenommen hatte, begann Gabinius:

„Man gibt solche kleine Dinge, die man mit Liebe gesammelt, nicht gern aus den Händen; ich weiß es aus langer Erfahrung. Mancher Mann, der, nachdem er seine kleinen Alterthümer verkauft hatte, zu Besitz kam, bot mir das Zehnfache des von mir gezahlten Preises, um sie zurückzuerwerben; leider gewöhnlich vergebens. Was von Anderen gilt, das gilt auch von Dir. Würdest Du augenblicklich kein Geld bedürfen, so hättest Du mir schwerlich diese Dinge dort angeboten."

„Ich muß Dich ersuchen —" unterbrach ihn Keraunus; der Kunsthändler aber schnitt ihm das Wort ab und sagte:

„Auch dem Reichsten fehlt es zu Zeiten an baarem Gelde, das weiß Keiner besser als ich, dem doch, — ich darf es bekennen, — große Summen zur Verfügung stehen. Jetzt gerade wär' es mir leicht, Dich aus jeder Verlegenheit zu befreien."

„Da steht mein Apelles," fiel der Verwalter dem Kaufmann in die Rede. „Er gehört Dir, wenn Dein Gebot mir ansteht."

„Das Licht, da wäre das Licht!" rief Gabinius und nahm dem alten Sklaven die dreiarmige, von Selene schnell mit neuem Docht versehene Lampe aus der Hand und stellte sie, indem er Kerannus ein „Du erlaubst" zugemurmelt hatte, inmitten des musivischen Gemäldes nieder.

Der Verwalter schaute den seltsamen Mann zu seiner Linken verdutzt und fragend an, Gabinius aber beachtete ihn nicht, sondern ließ sich wiederum auf die Kniee nieder, betastete die Mosaik mit den Händen und verschlang das Bild der Hochzeit des Peleus mit beiden Augen.

„Hast Du etwas verloren?" fragte Kerannus.

„Nein, gar nichts. Da, in der Ecke ... Nun weiß ich genug. Darf ich die Lampe dort auf den Tisch stellen? So! Und nun zurück zu unserem Geschäft!"

„Ich bitte darum, aber es sei Dir im Voraus gesagt, es handelt sich bei mir nicht mehr um Drachmen, sondern um ganze attische Talente."*)

*) Ein attisches Talent sind etwa 4500 Mark.

„Das versteht sich von selbst, und ich biete Dir deren fünf, das heißt eine Summe, für die Du in manchem Viertel der Stadt ein schönes, geräumiges Haus kaufst!"

Dießmal stieg dem Verwalter wiederum das Blut in den Kopf.

Einige Minuten lang vermochte er kein Wort zu reden, denn das Herz schlug ihm heftig; endlich aber ward er so weit Herr über sich, daß er, fest gewillt, wenigstens dießmal das Glück beim Schopfe zu fassen und sich nicht übervortheilen zu lassen, entgegnen konnte:

„Fünf Talente thun es nicht; biete mehr!"

„So sagen wir sechs."

„Wenn Du das Doppelte zahlst, so sind wir einig!"

„Mehr als zehn Talente vermag ich nicht zu bewilligen. Man baut sich für diese Summe einen kleinen Palast."

„Ich bleibe bei zwölf."

„So geschehe Dein Wille, aber keine Sesterzie mehr."

„Ich trenne mich schwer von dem edlen Kunstwerk," seufzte Serannus, „aber ich thu' Dir den Willen und lasse Dir meinen Apelles."

„Es handelt sich nicht um diese Tafel, die wenig Werth hat und an der Du Dich weiter freuen magst," entgegnete der Händler. „Ich wünsche ein anderes Kunstwerk aus diesem Zimmer, das Dir bisher kaum der Beachtung werth schien. Ich hab' es entdeckt und ein reicher Kunde von mir sucht gerade dergleichen."

„Ich weiß nicht.“

„Dir gehört doch alles Geräth in diesem Zimmer?“

„Wem anders?“

„So darfst Du auch darüber verfügen?“

„Gewiß.“

„Nun wohl; die zwölf attischen Talente, die ich Dir bot, beziehen sich auf das Gemälde zu unseren Füßen.“

„Die Mosaik? die? Die gehört zum Palaste.“

„Zu Deiner Wohnung gehört sie, und diese, das hörte ich aus Deinem eigenen Munde, haben Deine Vorfahren seit länger als hundert Jahren inne. Ich kenne das Gesetz. Es spricht aus, daß alles, was sich seit hundert Jahren im unbestrittenen Besitz einer Familie befindet, ihr als Eigenthum zufällt.“

„Diese Mosaik gehört dem Palaste.“

„Ich behaupte das Gegentheil. Sie ist ein Bestandtheil Deiner Familienwohnung und Du darfst frei über sie verfügen.“

„Sie gehört dem Palaste.“

„Nein, nochmals nein; Du bist der Besitzer! Morgen früh erhältst Du zwölf attische Talente in Gold, und ich werde später mit Hülfe meines Sohnes das Gemälde loslösen, verpacken und, wenn es dunkelt, fortschaffen lassen. Sorge für einen Teppich, mit dem wir einstweilen die leere Stelle verdecken können. An der Geheimhaltung der Sache muß mir natürlich eben so viel und mehr noch gelegen sein als Dir selbst.“

„Die Mosaik gehört dem Palaste!“ rief der Verwalter dießmal mit lauter Stimme. „Hörst Du's,

sie gehört dem Palaste, und wer sie anrührt, dem zerbrech' ich die Knochen."

Bei diesen Worten erhob sich Keraunus, sein gewaltiger Körper keuchte, seine Wangen und Stirn waren kirschroth gefärbt und seine gegen den Kunsthändler erhobenen Fäuste bebten.

Gabinius trat erschrocken zurück und fragte:

„Du willst also nicht meine zwölf Talente?"

„Ich will, — ich will, —" röchelte Keraunus, „ich will Dir zeigen, wie ich Den behandle, der mich für einen Spitzbuben nimmt. Hinaus, Schurke, und kein Wort mehr von dem Gemälde und dem Diebstahl im Dunklen, sonst schick' ich Dir des Präfekten Lictoren auf den Hals und lasse Dich in Eisen werfen, Du lumpiger Räuber."

Gabinius zog sich eilends zur Thür zurück, dort aber wandte er sich noch einmal nach dem stöhnenden und schnaubenden Kolosse um und rief, während er die Schwelle betrat:

„Behalte Deinen Kram. Wir sprechen uns wieder!" —

Als Selene und Arsinoe in das Wohngemach zurückkehrten, fanden sie ihren Vater tief athmend mit weit vorgeneigtem Haupte auf dem Polster sitzen.

Erschrocken näherten sie sich ihm, er aber rief ununterbrochen:

„Wasser, einen Schluck Wasser! der Dieb, der Halunke!"

Ohne jeden Seelenkampf hatte der bedrängte Mann das zurückgewiesen, was ihm und den Seinen ein

freundliches Loos bereiten konnte; aber er würde sich nicht geschent haben, dieselbe, ja die doppelte Summe, gleichviel ob von einem Armen oder Reichen, zu leihen, obgleich er sicher wußte, daß er niemals im Stande sein würde, sie ihm zurückzuerstatten.

Er war gar nicht stolz auf seine That, er fand sie nur natürlich für einen macedonischen Edelmann.

Auf den Vorschlag des Händlers einzugehen, lag für ihn völlig außerhalb des Bereichs der möglichen Dinge.

Aber woher sollte er nun das Geld für Arsinoe's Anzug nehmen, wie seine in der Bürgerversammlung gegebene Zusage halten?

Eine Stunde lang blieb er sinnend auf dem Polster liegen. Dann nahm er eine Wachstafel aus der Truhe und begann einen Brief an den Präfekten in sie einzuritzen. Er wollte Titianus das kostbare Mosaikgemälde, welches sich in seiner Wohnung befand, für den Kaiser zur Verfügung stellen; aber er brachte sein Schreiben nicht zu Ende, denn er verwickelte sich bald in hochtönenden Sätzen. Endlich verzweifelte er an dem Gelingen seiner Arbeit, warf den unvollendeten Brief in die Kiste und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Während in der Wohnung des Verwalters die Sorge sich breit machte und Kummer, Angst und Enttäuschung mit schweren Wolken die Seelen umdüsterten, wurde in der Musenhalle fröhlich geschmaust und gelacht.

Julia, des Präfekten Gattin, hatte dem Baumeister ein für sechs hungrige Magen genügendes, sorgsam bereitetes Mahl auf die Lochias geschickt, und des Baumeisters Pontius Sklave, der es in Empfang genommen und Schüssel für Schüssel ausgepackt und auf die schlichteste aller Tafeln aufgestellt hatte, war zu seinem Herrn geeilt, um ihm all diese Wunder der Kochkunst zu zeigen.

Der Baumeister hatte beim Anblick eines so überreichen Segens den Kopf geschüttelt und vor sich hin gemurmelt:

„Titianus hält mich für ein Krokodil oder besser für zwei Krokodile."

Dann war er zu dem Verschlag des Bildhauers gegangen, in dem er Papias, den Meister desselben,

fand, um beide Männer zu bitten, sein Mahl mit ihm zu theilen.

Außerdem lud er zwei Maler und den vorzüglichsten unter allen Mosaicisten der Stadt ein, die den ganzen Tag emsig an der Herstellung der alten, verblichenen Deckenbilder und Fußböden gearbeitet hatten, und bald leerten sich bei gutem Wein und heiterem Gespräch die Schüsseln und Vasen und Dosen.

Wer lange Stunden den Geist oder die Hände oder gar beide auf einmal regt, der wird hungrig, und hier war seit einer Reihe von Tagen von allen Künstlern, die Pontius auf die Lochias berufen hatte, bis zur Erschöpfung gearbeitet worden.

Jeder that sein Bestes, zunächst gewiß, um dem hochgeachteten Pontius und sich selbst zu genügen, dann aber auch, um dem Kaiser eine Probe seines Könnens vorzuführen und ihm zu zeigen, was man in Alexandria vermöge.

Als die Schüsseln abgetragen worden waren und die reichlich gesättigten Tischgenossen ihre Hände gereinigt und getrocknet hatten, wurden aus einem Mischkruge, dessen Größe dem genossenen Mahle entsprach, die Becher gefüllt.

Nun schlug einer der Maler vor, ein ordentliches Trinkgelage zu veranstalten und den Bildhauer Papias, welcher als vortrefflicher Tischredner ebenso bekannt war wie als Künstler, zum Festleiter zu erwählen.

Aber der Meister des jungen Pollux versicherte, diese Ehre nicht annehmen zu können, denn sie gebühre

dem Würdigsten unter ihnen, dem Manne, der vor wenigen Tagen in diesen leeren Palast getreten sei und dort als ein zweiter Deukalion so edle Künstler, wie die hier versammelten, in großer Zahl und geschickte Arbeiter zu Hunderten, statt aus bildsamem Stein, aus dem Nichts erweckt habe.

Während er sodann versicherte, daß er Hammer und Meißel besser als die Zunge zu gebrauchen verstehe und es nicht gelernt habe, eine Festrede zu halten, kleidete er seinen Wunsch, Pontius möge das Gelage leiten, in die Form einer solchen.

Aber es war ihm nicht vergönnt, diese Probe seiner Gewandtheit zu Ende zu führen, denn der Thorhüter des kaiserlichen Palastes, Euphorion, der Vater des jungen Pollux, trat eilig mit einem Brief in der Hand in die Musenhalle und reichte ihn dem Baumeister.

„In geflügelter Eile zu lesen," sagte er dabei, indem er sich mit theatralischer Würde vor den Künstlern verneigte. „Ein Lictor des Präfekten überbrachte diese, wenn anders mein Wunsch sich erfüllt, heilbringende Botschaft. — Haltet die Schnauzen, Lumpenzeug, sonst schlag' ich euch nieder!"

Diese letzten Worte, die sich, was ihren Ton betraf, sehr wenig harmonisch an die für die Ohren großer Künstler berechnete Anrede schlossen, galten den drei vierfüßigen Grazien seiner Frau, die ihm gegen seinen Willen gefolgt waren und bellend die Tafel umsprangen, auf der die spärlichen Reste der aufgegessenen Mahlzeit standen.

Pontius liebte die Thiere, hatte sich mit den Hündchen der Thorwächtersfrau befreundet und sagte, während er den Brief des Präfekten öffnete:

„Ich lade die drei Kleinen für die Reste unserer Mahlzeit zu Gaste. Gib ihnen, was für sie taugt, Euphorion, und was Dir besser für Deinen eigenen Magen zu passen scheint, das soll dem bekommen!"

Während der Baumeister das Schreiben zuerst rasch durchflog, dann aber aufmerksam durchlas, hatte der Sänger manchen guten Bissen für die Lieblinge seiner Frau auf einen Teller zusammengelegt und endlich die letzte übrig gebliebene Pastete sammt der Schüssel, auf der sie stand, seiner Adlernase genähert.

„Für Menschen oder für Hunde?" fragte er seinen Sohn, indem er mit dem straff ausgestreckten Finger auf die Pastete wies.

„Für Götter," antwortete Pollux. „Bring' sie der Mutter. Sie wird gern einmal Ambrosia essen."

„Fröhlichen Abend!" rief der Sänger, verneigte sich vor den die Becher leerenden Künstlern und verließ mit der Pastete und seinen drei Hündchen die Halle.

Während er den weiten Raum noch mit langen Schritten durchmaß, hob der in seiner Rede unterbrochene Papias den Becher von neuem und begann:

„Unser Deukalion, unser mehr als Deukalion also . . ."

„Entschuldige," unterbrach Pontius den Bildhauer, „wenn ich Deine Rede, die so vielversprechend begann, unterbreche; dieser Brief enthält wichtige Nachrichten

und mit dem Zechen ist es für heute vorbei. Verschieben wir unser Symposion und Deinen Trinkspruch."

„Es war kein Trinkspruch, denn wenn ein bescheidener Mann . . ." begann Papias.

Pontius fiel ihm wiederum in's Wort und sagte: „Titianus schreibt mir, er gedenke heute Abend auf die Lochias zu kommen. Jeden Augenblick kann er hier erscheinen, und zwar nicht allein, sondern mit meinem Kunstgenossen Claudius Venator aus Rom. Der Mann soll mir mit seinem Rathe zur Seite stehen."

„Ich hörte seinen Namen noch niemals," sagte Papias, der sich ebensoviel um die Personen wie um die Werke anderer Künstler zu kümmern pflegte.

„Das wundert mich," entgegnete Pontius, indem er die doppelte Tafel, welche die Nachricht enthielt, daß der Kaiser heute noch ankommen werde, zusammenschlug.

„Kann er etwas?" fragte Pollux.

„Mehr als wir alle," gab Pontius zurück. „Er ist ein gewaltiger Mensch."

„Das ist schön!" rief Pollux. „Ich sehe gern große Männer. Wenn sie einem in's Auge schauen, so ist es immer, als flöße etwas von ihrer Fülle in uns über, und unwillkürlich reckt man sich und denkt: es wäre doch schön, wenn man Dem eines Tages bis an's Kinn reichen könnte."

„Nur keinen krankhaften Ehrgeiz," unterbrach Papias seinen Schüler im Ton der Ermahnung. „Nicht wer sich auf die Zehen stellt, sondern wer fleißig seine Pflicht thut, kann etwas Großes erreichen."

„Er thut redlich die seine," sagte der Baumeister, indem er sich erhob und Pollux die Hand auf die Schulter legte. „Wir thun sie alle. Morgen beim Aufgang der Sonne sei Jeder wieder auf seinem Posten. Um meines Kollegen willen wird es gut sein, wenn ihr alle bei Zeiten da seid."

Die Künstler erhoben sich mit Dank und Bedauern.

„Die Fortsetzung dieses Abends bleibt Dir nicht geschenkt," rief einer der Maler, und Papias sagte, indem er sich von Pontius verabschiedete:

„Wenn wir wieder zusammenkommen, so werd' ich Dir zeigen, was ich unter einem Trinkspruch verstehe. Er wird vielleicht Deinem römischen Gastfreunde gelten. Ich bin neugierig, was er über unsere Urania sagt. Pollux hat sein Theil an der Arbeit gut ausgeführt, und ich hab' ihr vorhin noch ein Stündchen gewidmet, das ihr gut gethan haben wird. Je schlichter unser Material ist, desto mehr würde es mich freuen, wenn sie dem Kaiser gefiele; er ist ja selbst ein wenig Bildhauer."

„Wenn Hadrian das hörte!" fiel einer der Maler ein. „Er will für einen gewaltigen Künstler gelten, den ersten in unserer Zeit. Man sagt, er habe dem großen Baumeister Apollodor, der für Trajan so herrliche Werke ausführte, das Lebenslicht ausblasen lassen. Und warum? Weil der vorzügliche Mann den kaiserlichen Pfuscher früher einmal als Stümper behandelt hatte und seinen Plan für den Venustempel in Rom nicht billigen wollte."

„Gerede," gab Pontius auf diese Beschuldigung

zurück. „Apollodor ist im Gefängniß gestorben, aber seine Verhaftung hat mit seinem Urtheil über die Leistungen des Kaisers nur wenig zu thun. — Entschuldigt mich, ihr Herren, ich muß die Risse und Anschläge noch einmal durchsehen."

Der Architekt entfernte sich, Pollux aber setzte das begonnene Gespräch fort, indem er sagte:

„Ich begreife nur nicht, wie einer, der so viele Künste zugleich treibt, wie Hadrian, und dabei doch für den Staat und seine Regierung sorgt, der ein leidenschaftlicher Jäger ist und sich mit allerlei gelehrtem Schnickschnack abgibt, seine fünf Sinne, die er hierhin und dahin und dorthin hat ausfliegen lassen, gleich wieder in's Nest zurückbekommt, wenn er sie für die Uebung einer besondern Kunst gebrauchen möchte. In seinem Kopfe muß es aussehen wie in der hübschen, von uns in's Nichts beförderten Salatschüssel, in der Papias dreierlei Fisch, schwarzes und weißes Fleisch, Austern und noch fünf andere Substanzen entdeckte."

„Und wer," fiel ihm Papias in's Wort, „wird leugnen, daß, wenn das Talent die Mutter und der Fleiß der Vater jeder künstlerischen Thätigkeit ist, die Uebung der Erzieher des Künstlers sein muß? Seitdem Hadrian bildhauert und malt, ist es überall und auch hier Mode geworden, diese Künste zu betreiben, und unter den reichen jungen Leuten, die in meine Werkstätte kommen, sind manche sehr gut begabte; aber Keiner von ihnen bringt etwas Rechtes zu Stande, weil ihnen das Gymnasium, die Bäder, die Wachtelkämpfe,

die Gastmähler und was weiß ich, so viele Zeit nehmen, daß es mit der Uebung nichts wird."

„Ja," fügte einer der Maler hinzu, „ohne den Zwang und die Plage der Lehrjahre kann Keiner zu freiem und freudigem Schaffen gelangen. In der Rhetorenschule, auf der Jagd und im Kriege macht man aber keine Zeichenstudien. Erst wenn ein Schüler fest zu sitzen und sich sechs Stunden hinter einander hat plagen lernen, fang' ich an zu glauben, es könne aus ihm etwas Rechtes werden. Hat einer von euch ein Werk des Kaisers gesehen?"

„Ich," antwortete der Mosaicist. „Vor mehreren Jahren ließ mir Hadrian ein Bild, das er gemalt hatte, übersenden. Ich sollte eine Mosaik danach machen. Es war ein Fruchtstück: Melonen, Kürbisse, Aepfel und grüne Blätter. Die Zeichnung war so so, die Farbe über alles Erlaubte lebendig, aber die Komposition gefiel mir durch Rundheit und Fülle. Besser doch, denkt man, wenn man sie ansieht, solcher Ueberreichthum, als magere Armuth. Die großen Früchte unter den saftstrotzenden Blättern hatten wohl etwas so Ungeheuerliches, als wären sie im Garten der Ueppigkeit selbst erwachsen, aber das Ganze sah doch nach etwas aus. Bei meiner Ausführung dämpfte ich die Farben ein wenig. Eine Kopie dieses Bildes könnt ihr noch bei mir sehen. Sie hängt im Saal meiner Zeichner. Der reiche Realkes ließ in seiner Fabrik einen Teppich nach ihr weben, mit dem Pontius die eine Wand des Arbeitszimmers da hinten behängen will; ich aber hab' einen schönen Rahmen an sie gewendet."

„Sag' lieber an ihren Erfinder!"

„Oder noch lieber an seinen möglichen Besuch in Deiner Werkstätte," lachte der gesprächigste unter den Malern. „Ob der Kaiser wohl auch zu uns kommt? Meine Begrüßung Alexander's im Tempel des Jupiter Ammon möcht ich gern an ihn verkaufen."

„Ich hoffe, daß Du ihn, wenn es den Preis festzustellen gilt, als Kollegen behandelst," sagte sein Kunstgenosse schmunzelnd.

„Ich werde mich nach Deinem Beispiel richten," entgegnete der Andere.

„Dabei wirst Du kaum zu kurz kommen," rief Papias, „denn Eustorgius weiß, was seine Arbeiten werth sind. Wenn übrigens Hadrian bei allen Meistern, in deren Kunst er hineinpfuscht, Bestellungen macht, so wird er eine besondere Flotte brauchen, um seine Einkäufe nach Rom zu schaffen."

„Man sagt," lachte der Maler Eustorgius, „er sei der Maler unter den Dichtern, der Bildhauer unter den Malern, der Astronom unter den Musikern, der Sophist unter den Künstlern, das heißt, daß er jede Kunst und Wissenschaft als seine Nebenbeschäftigung mit einigem Glück betreibt."

Bei den letzten Worten war Pontius wieder zu den die Tafel mit dem Mischkruge umstehenden Künstlern zurückgekehrt.

Er hatte die letzten Worte des Malers gehört und unterbrach ihn, indem er sagte:

„Aber, Freund, Du vergißt, daß er unter den Regenten, und nicht nur unter denen von heute, in

des Wortes vollster Bedeutung Regent ist. Jeder von euch leistet in seiner Kunst gewiß mehr und Vollendeteres, aber wie groß ist der Mann, welcher nicht nur mit müßiger Neugier, sondern mit Ernst und Geschick allem nahe tritt, was der Geist nur immer zu erfassen und der künstlerisch bildende Sinn zu gestalten vermag! Ich kenne ihn und weiß, daß er tüchtige Meister liebt und mit fürstlicher Freigebigkeit aufzumuntern bestrebt ist. Aber er hat seine Ohren überall und wird schnell zum unerbittlichen Feind eines Jeden, der seine Empfindlichkeit reizt. Hütet darum jetzt eure losen alexandrinischen Zungen und laßt euch sagen, daß mein Kollege, den ich aus Rom erwarte, Hadrian nahe steht. Er ist sein Altersgenosse, sieht ihm auch ähnlich und verschweigt ihm nichts, was er über ihn hört. Laßt also das Gerede über den Kaiser und beurtheilt den Dilettanten im Purpur nicht strenger, als eure reichen, aus Liebhaberei malenden und bildhauenden Schüler, für die euch so leicht ein ‚allerliebst', ‚wunderhübsch' oder ‚außerordentlich nett' über die Lippen schlüpft. Nehmt mir den warnenden Ton nicht übel, ihr wißt, wie ich's meine."

Die letzten Worte waren mit jener männlichen Innigkeit gesprochen, die der tiefen Stimme des Baumeisters zu Gebote stand und ihm auch des Widerstrebenden Vertrauen sicher gewann.

Grüße und Händedrücke wurden getauscht, die Künstler verließen die Halle, ein Sklave trug den Mischkrug fort und säuberte die Tafel, auf der

Pontius seine Risse und Anschläge auszubreiten begann.

Aber er blieb nicht lange allein, denn bald stand Pollux neben ihm und sagte mit komischem Pathos und seine Nase mit dem Finger berührend:

„Ich bin aus meinem Käfig entsprungen, um Dir noch etwas zu sagen."

„Nun?"

„Die Stunde naht, in der ich Dir die Wohlthaten, die Du meinem Magen zu verschiedenen Zeiten erwiesen, zu vergelten versuchen werde. Meine Mutter kann Dir morgen ihr Kohlgericht vorsetzen. Eher ging's nicht, denn der in seiner Art einzige Wurstmacher, der König seiner Zunft, bereitet nur in jeder Woche einmal seine saftigen kleinen Cylinder. Vor wenigen Stunden hat er seine Würstlein vollendet, und morgen wärmt uns meine Mutter zum Frühstück das edle Gericht auf, das heute Abend bereitet wurde — denn, ich sagte Dir's schon, — im aufgewärmten Zustand ist es erst das Ideal seiner Gattung. Was später noch Süßes kommt, haben wir wieder der Kunst meiner Mutter, das erheiternd Erquickende aber, ich meine den finstere Sorgen brechenden Wein, meiner Schwester zu danken."

„Ich komme," entgegnete Pontius, „wenn mir unser Gast eine freie Stunde übrig läßt, und freue mich auf das gute Gericht. Aber was weißt Du munterer Vogel von finsteren Sorgen?"

„Das Wort paßt in den Hexameter," entgegnete Pollux, „und ich habe von meinem Vater, der, wenn

er nicht das Thor hütet, auch singt und dichtet, die leidige Nothwendigkeit geerbt, sobald mir etwas die Seele bewegt, rhythmisch zu reden."

„Du warst heut schweigsamer als sonst, und doch kamst Du mir unglaublich vergnügt vor. Nicht nur Dein Gesicht, sondern Du ganzer langer Mensch vom Fuß bis zum Scheitel sahst aus wie ein Gefäß der Freude."

„Es ist auch schön auf der Welt!" rief Pollux, dehnte sich wohlig und streckte seine Arme, mit gefalteten Händen, hoch über seinem Kopf gen Himmel.

„Hat sich etwas besonders Angenehmes für Dich ereignet?"

„Ist gar nicht vonnöthen! Ich lebe hier in herrlicher Gesellschaft, die Arbeit fleckt und — warum sollt' ich's verhehlen? — es gab heute auch etwas Besonderes zu verzeichnen. Ich bin einer alten Bekannten wieder begegnet!"

„Einer alten?"

„Seit sechzehn Jahren kenn' ich sie schon, aber als ich sie zum ersten Mal sah, da lag sie noch in den Windeln."

„Also mehr als sechzehn, höchstens siebenzehn Jahre zählt diese würdige Freundin? Ist Eros der Glücklichen Freund oder kommt das Glück erst in seinem Gefolge?"

Während der Baumeister diese Worte nachdenklich vor sich hin sprach, lauschte Pollux aufmerksam auf und sagte dann:

„Was mag zu dieser Stunde da draußen vor-

gehen? Hörst Du nicht das tiefe Gebell eines großen Hundes zwischen dem hohen Gekläff der drei Grazien?"

„Titianus bringt den Baumeister aus Rom," sagte Pontius erregt. „Ich gehe ihm entgegen. Und noch Eins, mein Freund! Auch Du hast eine alexandrinische Zunge. Hüte Dich, in Gegenwart des Römers über die künstlerischen Leistungen des Kaisers zu spotten. Ich wiederhole es: der Mann, der da kommt, ist uns allen überlegen, und nichts ist mir tiefer zuwider, als wenn Kleine sich in die Brust werfen, weil sie an großen Männern ein wundes Stellchen gefunden zu haben meinen, das zufällig an ihrem winzigen Leibe gesund ist. Der Künstler, den ich erwarte, ist groß, aber Kaiser Hadrian ist noch weit größer. Nun geh' hinter Deine Schranken und morgen will ich Dein Gast sein."

Elftes Kapitel.

Pontius warf sein Pallium über den Chiton, welchen er bei der Arbeit zu tragen pflegte, und ging dem Beherrscher der Welt, von dessen Ankunft er durch den Brief des Präfekten unterrichtet worden war, entgegen. Er war dabei völlig ruhig, und wenn das Herz ihm schneller schlug als sonst, so geschah es nur, weil er sich freute, dem wunderbaren Manne, dessen Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wieder zu begegnen.

In dem Bewußtsein, was in seinen Kräften stand, gethan zu haben und keinen Tadel zu verdienen, schritt er durch die Vorräume und das Hauptthor des Palastes in den Hof hinaus, auf dem viele Sklaven bei Fackellicht mit dem Legen von neuen marmornen Fliesen beschäftigt waren.

Weder diese Leute noch ihre Aufseher hatten Acht auf das Hundegebell und das laute Reden, welches sich seit kurzer Zeit neben dem Wächterhäuschen hören ließ; denn es war den Arbeitern und ihren Führern eine besondere Belohnung in Aussicht gestellt worden,

wenn sie bis zu einer gewissen Zeit ein begrenztes Stück des neuen Pflasters zur Zufriedenheit des Baumeisters vollendet haben würden.

Niemand ahnte, wem die tiefe Männerstimme angehörte, die von dem Thore her über den Hof klang.

Der Kaiser war von widrigen Winden aufgehalten worden und erst kurz vor Mitternacht im Hafen eingelaufen.

Er begrüßte den auf ihn wartenden Titianus als lieben alten Freund mit von Herzen kommender Wärme und bestieg mit ihm und Antinous sogleich den Wagen des Präfekten, während der Geheimschreiber Phlegon, der Arzt Hermogenes und der Sklave Mastor mit dem Gepäck, zu dem auch Feldbetten gehörten, auf einem andern Fuhrwerke ihm folgen sollten.

Die Hafenwächter stellten sich dem in großer Eile in der dunklen Straße dahinbrausenden Wagen und der ungeheuren, die Ruhe der Nacht mit ihrem Gebell störenden Dogge unmuthig entgegen; sobald sie aber Titianus erkannten, traten sie ehrerbietig zur Seite.

Der Thorhüter und sein Weib waren, gehorsam der Mahnung des Präfekten, wach geblieben, und sobald der Sänger den Wagen, welcher den Kaiser trug, nahen hörte, eilte er an die Pforte des Palastes und öffnete sie.

Das aufgerissene Pflaster und die mit seiner Erneuerung beschäftigten Leute nöthigten Titianus und seinen Begleiter, hier von dem Fuhrwerke zu steigen und hart an dem Thorwächterhäuschen vorüber zu gehen.

Hadrian, von dem nichts unbemerkt blieb, was auf seinen Wegen der Beachtung werth zu sein schien, blieb vor der weit geöffneten Thür der Wohnung Euphorion's stehen und blickte in den freundlichen, mit Blumen und Vögeln und der Apollostatue geschmückten Raum, auf dessen Schwelle Frau Doris in ihrem neuesten Gewande den Präfekten erwartete. Titianus begrüßte sie herzlich, denn er war gewöhnt, so oft er auf die Lochias kam, manches heitere und kluge Wort mit ihr zu tauschen.

Die kleinen Hunde waren schon in ihre Körbchen gekrochen; sobald sie aber die fremde Dogge witterten, stürzten sie mit lautem Gekläffe an ihrer Herrin vorbei in's Freie, und so sah sich Frau Doris gezwungen, während sie den Gruß ihres freundlichen Gönners erwiederte, Euphrosyne, Aglaja und Thalia mehr als einmal bei ihren schönen Namen zu rufen.

„Prächtig, prächtig!" rief Hadrian, und wies in das Häuschen. „Ein Idyll, ein reines Idyll. Wer hätte solchen lachenden Friedenswinkel in der unruhigsten, geschäftigsten Stadt des Reiches zu finden erwartet!"

„Ich und Pontius waren auch überrascht über dieß Nestchen und darum ließen wir es unangetastet," sagte der Präfekt.

„Verständige Leute verstehen einander, und ich weiß euch Dank für die Schonung dieses Häuschens," entgegnete der Kaiser. „Welches Omen, welche günstige, überaus günstige Vorbedeutung das ist! Die Grazien empfangen mich hier in dem alten Gemäuer: Aglaja, Euphrosyne, Thalia!"

„Freue Dich, Herr," rief nun Doris dem Präfekten entgegen.

„Wir kommen spät," sagte Hadrian.

„Das schadet nichts," lachte die Alte. „Hier auf der Lochias haben wir seit einer Woche ohnehin verlernt Tag und Nacht zu unterscheiden, und das Gute kommt niemals zu spät."

„Ich bringe heute auch einen vortrefflichen Gast mit," sagte Titianus, „den großen römischen Baumeister Claudius Venator. Er ist erst vor wenigen Minuten dem Schiff entstiegen."

„So wird ein Schluck Wein ihm wohlthun. Wir haben guten mareotischen weißen, aus dem am See gelegenen Garten meiner Tochter, im Hause. Wenn Dein Freund bescheidenen Leuten die Ehre erweisen will, so bitte ich ihn bei uns einzutreten. Nicht wahr, Herr, sauber ist es bei uns, und des Bechers, den ich ihm reiche, braucht sich der Kaiser selbst nicht zu schämen. Wer weiß, was ihr da oben in dem schrecklichen Wirrwarr findet."

„Ich folge Deiner Einladung gern, mein Mütterchen," gab Hadrian zurück. „Man sieht es Dir an, daß Du uns gern bewirtheſt und man könnte Dich um Dein Häuschen beneiden."

„Wenn die Kletterrosen und das Gaisblatt erblühen, so wird es noch hübscher," entgegnete Doris, den Becher füllend. „Hier ist auch das Wasser zur Mischung."

Der Kaiser ergriff den von Pollux geschnitzten Pokal, sah ihn voller Bewunderung an und sagte, ehe er ihn an die Lippen führte:

„Ein Meisterwerk, Mutter. Woraus soll hier der Kaiser trinken, wenn die Thorhüter sich solcher Gefäße bedienen? Wer verfertigte diese vortreffliche Arbeit?“

„Mein Sohn hat ihn in freien Stunden für mich geschnitzt!“

„Er ist ein tüchtiger Bildhauer,“ fügte Titianus ergänzend hinzu.

Nachdem der Kaiser mit großem Behagen den Becher halb geleert hatte, stellte er ihn auf den Tisch und sagte:

„Ein ausgezeichneter Trank! Ich danke Dir, Mutter.“

„Und ich Dir, daß Du mich Mutter nennst. Es gibt keinen schöneren Titel für eine Frau, die gute Kinder heranzog, und ich habe deren drei, die sich sehen lassen können.“

„So wünsch' ich Dir Glück zu ihnen, mein Mütterchen,“ entgegnete der Kaiser. „Wir sehen uns wieder, denn ich bleibe einige Tage hier auf der Lochias.“

„Jetzt, in diesem Getreibe?“ fragte Doris.

„Dieser große Baumeister,“ sagte Titianus erklärend, „soll den vortrefflichen Pontius unterstützen.“

„Der braucht keine Hülfe!“ rief die Alte. „Der ist ein Mann vom besten Schlage. Seine Umsicht und Thatkraft, sagt mein Sohn, wären ohnegleichen. Ich habe ihn auch selbst befehlen sehen und ich kenne meine Leute.“

„Und was hat Dir an ihm besonders gefallen?“

fragte Hadrian, den die unbefangene Art der klugen Frau ergötzte.

„Er verliert keinen Augenblick die Ruhe in dieser Hast, spricht kein Wort zu viel oder zu wenig, kann streng sein, wo es noth thut, und ist gegen Geringere freundlich. Was er als Künstler vermag, das verstehe ich nicht zu würdigen, aber ganz sicher weiß ich, daß er ein rechter, tüchtiger Mann ist."

„Ich kenne ihn selbst," sagte der Kaiser, „und Du schilderst ihn richtig; doch er ist mir strenger erschienen als Dir."

„Weil er ein Mann ist, muß er auch hart sein können; aber er ist es nur, wo es noth thut, und wie gütig er sein kann, das zeigt er uns täglich. Man macht sich seine eigenen Gedanken, wenn man häufig allein ist, und das habe ich bemerkt: wer sich abweisend und herb gegen Geringere benimmt, der ist selbst nichts Hohes, denn der hält es für nöthig der Gefahr vorzubeugen, daß man ihn für eben so klein halte wie den Armen, mit dem er verkehrt. Wer was Rechtes ist, der weiß, daß man's ihm ansieht, auch wenn er unser einen wie seinesgleichen behandelt. Pontius thut es und der edle Statthalter Titianus und Du, der Du sein Freund bist, nicht minder. Es ist schön, daß Du herkamst, aber, wie gesagt, der Baumeister oben wird auch ohne Dich fertig."

„Du scheinst meine Tüchtigkeit nicht eben hoch anzuschlagen; das thut mir leid, denn Du hast mit offenen Augen gelebt und die Menschen gut beurtheilen lernen."

Doris schaute den Kaiser mit ihren freundlichen Augen klug und prüfend an und entgegnete in zuversichtlichem Ton:

„Du — Du bist etwas Großes und es kann sein, daß Dein Auge Manches sieht, was Pontius entgeht. Es gibt einige Wenige, mit denen es die Musen besonders gut meinen, und zu diesen wirst Du gehören."

„Was führt Dich auf diese Vermuthung?"

„Ich erkenne es an Deinem Blick, an Deiner Stirn."

„Seherin!"

„Nein, ich bin nichts dergleichen, aber ich bin eine Mutter, die zwei Söhne hat, denen die Himmlischen auch etwas Besonderes verliehen, das ich nicht zu beschreiben vermöchte. Bei ihnen sah ich's zuerst, und wo ich es dann bei anderen Künstlern und Menschen wiederfand, da waren's die größten in ihrem Kreise. Du aber, daß Du in dem Deinigen die Anderen hoch überragst, darauf möchte ich schwören!"

„Nimm's nicht zu leicht mit dem Eide," lachte der Kaiser. „Wir reden noch mehr mit einander, mein Mütterchen, und beim Abschied will ich Dich fragen, ob Du Dich nicht dennoch in mir getäuscht hast. Komm nun, Telemachus, Dich scheinen die Vögel dieser Frau besonders zu freuen!"

Diese letzten Worte waren an Antinous gerichtet, der, von einem Käfig an den andern getreten war und die schlafenden gefiederten Lieblinge der Alten neugierig und mit Vergnügen betrachtet hatte.

„Ist das Dein Sohn?“ fragte Doris, auf den Jüngling zeigend.

„Nein, Mutter. Er ist nur mein Schüler, aber ich halte ihn so, als wär' er mein Kind.“

„Ein schöner Bursch!“

„Seh' einer, unsere Alte schaut noch den Jünglingen nach.“

„Das lassen wir nicht bis zum hundertsten Jahr oder bis uns die Parze den Lebensfaden zerschneidet.“

„Welches Bekenntniß!“

„Laß mich nur zu Ende reden. Wir verlernen es nie, uns an schönen jungen Gesellen zu freuen; aber nur so lange wir jung sind, fragen wir, was sie uns wohl gewähren könnten; im Alter genügt es uns völlig, ihnen Freundliches zu erweisen. Hörst Du, junger Herr, Du findest mich immer hier, wenn Du etwas brauchst, womit ich Dir dienen kann. Ich bin wie eine Schnecke und verlasse nur selten mein Häuschen.“

„Auf Wiedersehen!“ rief Hadrian und betrat mit seinen Begleitern den Hof.

Hier galt es, auf dem gelockerten Pflaster einen Halt für die Füße zu finden.

Titianus schritt dem Kaiser und Antinous voran, und es konnten nur wenige Worte des Wohlgefallens über diese erste freundliche Begegnung zwischen dem Herrscher und seinem Statthalter gewechselt werden.

Hadrian schritt behutsam vorwärts und lächelte dabei voller Befriedigung vor sich hin.

Das Urtheil der schlichten, klugen Frau aus dem

Volke hatte ihm größeres Vergnügen bereitet, als die schwülstigen Lieder, in denen Mesomedes und seinesgleichen ihn besangen, und die Schmeichelworte, mit denen Sophisten und Rhetoren ihn zu überschütten pflegten.

Die Alte hielt ihn für einen einfachen Künstler, sie konnte nicht wissen, wer er sei, und erkannte dennoch — oder war Titianus unvorsichtig gewesen?

Wußte oder vermuthete das Weib, mit wem sie es zu thun hatte?

Hadrian's äußerst mißtrauischer Sinn wurde mehr und mehr lebendig. Er begann die Worte der Thorhütersfrau für eingelernt, ihre Bewillkommnung für eine Veranstaltung zu halten, und indem er plötzlich stehen blieb, ersuchte er den Präfekten ihn zu erwarten, Antinous aber mit dem Hunde zurückzubleiben.

Er selbst kehrte um, näherte sich von neuem der Thorwächterwohnung und schlich sich in sehr unfürstlicher Weise zu ihr heran.

Vor der immer noch weit geöffneten Thür des Häuschens blieb er stehen und horchte auf das Gespräch, welches Frau Doris mit ihrem Gatten führte.

„Ein stattlicher Mann," sagte Euphorion, „er gleicht dem Kaiser ein wenig."

„Doch nicht," entgegnete Doris. „Denke nur an das Standbild Hadrian's im Paneumsgarten; das sieht unzufrieden und spöttisch drein, und der Baumeister hat wohl eine ernste Stirn, aber aus seinen Zügen leuchtet lauter freundliche Güte. Nur wegen des Bartes denkt man, wenn man den Einen sieht,

an den Andern. Hadrian könnte sich freuen, wenn er aussähe wie der Gast des Präfekten."

„Ja, der ist auch schöner, — wie soll ich sagen, ist den Göttern ähnlicher als das kalte, marmorne Standbild," deklamirte Euphorion. „Ein großer Herr ist er gewiß, aber doch auch ein Künstler. Ob man ihn nicht durch Pontius, Papias, Aristeas oder einen der großen Maler veranlassen könnte, in unserer Gruppe beim Festspiel den Seher Kalchas zu spielen? Er würde ihn anders zur Darstellung bringen als der dürre Elfenbeinschnitzer Philemon. Reiche mir meine Laute, ich habe den Anfang der letzten Verse schon wieder vergessen. O, dieses Gedächtniß! Ich danke!"

Euphorion griff kräftig in die Saiten und sang mit seiner immer noch erträglich klingenden und gut geschulten Stimme:

„‚Sabina, Heil Dir, Sabina! — Heil und siegreiches Heil der gewaltigen Göttin Sabina!' Wäre Pollux nur hier, der brächte mich wieder auf die richtigen Worte. ‚Heil und siegreiches Heil der hundertfachen Sabina.' — Unsinn: ‚Heil und göttliches Heil der siegesgewissen Sabina.' Auch so war es nicht! Wenn ein Krokodil diese Sabina verschlingen wollte, so gäb' ich ihm gern den frischen Kuchen dort auf der Schüssel zum Nachtisch! Aber halt, nun hab' ich's! ‚Heil und hundertfach Heil der gewaltigen Göttin Sabina.'"

Hadrian hatte genug gehört.

Während Euphorion seinen Vers zwanzig- und

mehrmal seinem widerspenstigen Gedächtniß einzuprägen versuchte, wandte er dem Wächterhäuschen den Rücken, und indem er sich mit seinen Begleitern nicht ohne Mühe seinen Weg durch die hie und da am Boden kauernden Arbeiter suchte, klopfte er Titianus mehr als einmal auf die Schulter und rief, nachdem er die Begrüßung des Baumeisters Pontius entgegengenommen:

„Ich segne meinen Entschluß, schon jetzt hieher zu kommen! Ein guter Abend, ein ganz vortrefflicher Abend!“

Seit Jahren hatte der Kaiser sich nicht so sorglos und heiter gefühlt wie heute, und als er trotz der späten Stunde die Arbeiter noch überall thätig fand und sah, was in dem alten Palaste schon alles hergestellt war und seiner Erneuerung entgegenging, gab der rastlose Mann seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er Antinous zurief:

„Hier kann man sehen, daß auch in unserer nüchternen Zeit durch guten Willen, Fleiß und Geschick große Wunder geschehen können. Erkläre mir, wie Du dieß Ungeheuer von einem Gerüst konstruirt hast, mein Pontius!“

Zwölftes Kapitel.

Dem heiteren Einzuge des Kaisers in seine halbfertige Wohnung auf der Lochias sollten noch andere gute Nachtstunden folgen.

Pontius schlug ihm vor, mehrere wohl erhaltene Zimmer, welche ursprünglich für die Herren seines Gefolges bestimmt worden waren und von denen eins einen freien Ausblick auf den Hafen, die Stadt und die Insel Antirrhodus gewährte, vorläufig für seine Aufnahme einrichten zu lassen.

Dank der Umsicht des Baumeisters, den geübten Händen des Sklaven Mastor und den vielen auf der Lochias thätigen, zu jeder Dienstleistung geschickten Arbeitern, war schnell für die nächtliche Ruhe Hadrian's und seiner Begleiter gesorgt.

Das gute Lager, welches der Präfekt für Pontius auf die Lochias gesandt hatte, ward in das Schlafgemach des Kaisers gebracht, und in anderen Kammern standen bald die Feldbetten für Antinous und das Gefolge.

Tische, Polster und mancherlei Geräth, welches

alexandrinische Fabriken bereits abgeliefert hatten und die noch unausgepackt in Ballen und Kisten in dem großen Mittelhof des Palastes lagerten, wurden rasch geöffnet, und so weit ihr Inhalt verwendbar war, ward er in den schnell auszustattenden Zimmern aufgestellt.

Ehe noch Hadrian unter Führung des Präfekten das letzte Zimmer, in dem Herstellungsarbeiten vorgenommen wurden, besichtigt hatte, war Pontius mit seinen Anordnungen fertig und konnte Hadrian die Versicherung ertheilen, daß er heute schon ein gutes Lager und ein erträgliches Unterkommen, morgen aber recht artig ausgestattete Zimmer finden werde.

„Schön, schön, ganz vortrefflich!“ rief der Herrscher, als er sein Gemach betrat. „Man sollte glauben, daß euch fleißige Dämonen beistünden. Gieße mir Wasser über die Hände, Mastor, und dann zur Mahlzeit! Mich hungert wie den Hund eines Bettlers.“

„Ich denke, wir finden, was Du brauchst,“ entgegnete Titianus, während Hadrian sich die Hände und das bärtige Gesicht wusch. „Hast Du Alles verzehrt, was wir Dir heute auf die Lochias sandten, mein Pontius?“

„Leider, ja,“ entgegnete dieser seufzend.

„Aber ich hatte befohlen, Dir eine Mahlzeit für fünf Männer zu senden.“

„Sie hat sechs hungrige Künstler gesättigt,“ gab der Baumeister zurück. „Hätt' ich nur ahnen können, für wen das viele Essen bestimmt war! Was ist nun zu machen? Wein und Brod steht wohl noch in der Musenhalle; indessen —“

„Das muß auch genug sein," erwiederte der Kaiser, sein Antlitz trocknend. „Im dacischen Kriege, in Numidien und auf mancher Jagd war ich froh, wenn es nur nicht an dem Einen oder dem Andern gebrach."

Antinous, der sehr müde und hungrig war, machte bei diesen Worten seines Gebieters ein betrübtes Gesicht.

Als Hadrian dieses wahrnahm, sagte er lächelnd:

„Die Jugend braucht mehr als Brod und Wein, um zu leben. Ihr zeigtet mir ja vorhin den Eingang zu der Wohnung des Palastverwalters. Sollte man bei ihm kein Stück Fleisch, keinen Käse oder dergleichen finden?"

„Schwerlich," entgegnete Pontius, „denn der Mann stopft seinen großen Magen und seine acht Kinder mit Brod und Mehlbrei. Aber ein Versuch würde sich immerhin lohnen."

„So sende zu ihm; uns aber führe sogleich in den Saal, woselbst die Musen Brod und Wein, die sie ihren Jüngern nicht immer gewähren, für mich und diesen da aufbewahren."

Pontius führte den Kaiser sogleich in die Halle.

Auf dem Wege dorthin fragte Hadrian:

„Ist der Verwalter so elend gestellt, daß er gezwungen ist, sich mit so magerer Kost zu begnügen?"

„Er hat freie Wohnung und monatlich zweihundert Drachmen."

„Das ist nicht so gar wenig. Wie heißt der Mann und weß Geistes Kind ist er?"

„Er heißt Kerannus und ist von alter, macedoni-

scher Herkunft. Seine Vorfahren bekleideten seit unvordenklicher Zeit das Amt, dem er vorsteht, und er bildet sich sogar ein, durch irgend eine Geliebte eines Lagiden mit dem ausgestorbenen Königsgeschlechte verwandt zu sein. Keraunus sitzt im Rathe der Bürger und geht nie ohne seinen Sklaven, der zu denen gehört, welche die Händler auf dem Markte den Käufern zugeben, auf die Straße. Er ist dick wie ein gemästeter Hamster, kleidet sich wie ein Senator, ist ein Freund von Alterthümern und Raritäten, die er sich für seine letzten Groschen aufhängen läßt, trägt seine Armuth mit mehr Hochmuth als Würde, ist aber ein ehrlicher Mann, der sich auch brauchen läßt, wenn man ihn richtig anfaßt."

„Also ein seltsamer Bursch. Du sagst, er sei dick. Ist er heiter?"

„Nichts weniger als das."

„Fette und mürrische Leute sind mir zuwider. Was ist das für ein Verschlag hier in der Halle?"

„Hinter diesen Schranken arbeitet der beste Schüler des Papias. Er heißt Pollux und ist der Sohn des Thorhüterpaares. Er wird Dir gefallen."

„Rufe ihn an," bat der Kaiser.

Bevor noch der Baumeister diesem Geheiß willfahren konnte, tauchte über den Schranken des Bildhauers Kopf hervor.

Der junge Mann hatte die Stimmen und Schritte der Nahenden vernommen, grüßte den Präfekten von seiner hohen Stellung aus ehrerbietig und wollte, nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, wieder von

dem Gestell, auf das er gestiegen war, herunterspringen, als Pontius ihm zurief, der Baumeister Claudius Venator aus Rom wünsche ihn kennen zu lernen.

„Das ist freundlich von ihm und mehr noch von Dir," rief Pollux hernieder, „denn nur durch Dich kann er wissen, daß ich unter dem Monde wandle. und Hammer und Meißel zu brauchen lernte. Laß mich von meinem vierbeinigen Kothurn steigen, Herr; denn jetzt mußt Du zu mir hinaufsehen, und nach dem, was Pontius mir von Deinem Können erzählte, dürfte es nichts Verkehrteres geben."

„Bleibe nur, wo Du bist," entgegnete Hadrian. „Unter Kunstgenossen bedarf es keiner Förmlichkeiten. — Was machst Du da drin?"

„Ich schiebe gleich die eine Schranke zurück, um Dir unsere Urania zu zeigen. Es thut gut, von einem Manne, der das Ding ernstlich versteht, ein Urtheil zu hören."

„Nachher, Freund, nachher; erst laß mich einen Bissen Brod genießen, denn die Grausamkeit meines Hungers könnte sich leicht auf mein Urtheil übertragen."

Der Baumeister reichte dem Kaiser während dieser Worte eine Tafel mit Brod, Salz und einem Becher Wein, die ihm sein Sklave überbracht hatte.

Als Pollux diese spärliche Mahlzeit erblickte, rief er hinunter:

„Das ist ja Gefangenenkost, Pontius; haben wir denn gar nichts weiter im Hause?"

„Vermuthlich hast Du mitgeholfen, die guten Schüsseln, die ich dem Baumeister sandte, zu vertilgen," entgegnete der Präfekt und drohte Pollux mit dem Finger.

„Du trübst eine süße Erinnerung," seufzte der Bildhauer mit komischer Wehmuth. „Aber, beim Herkules, ich habe das Meine bei dem Vernichtungswerke gethan. Wenn man nur — Halt! Da kommt mir ein Gedanke, der des Aristoteles würdig wäre. Das Frühstück, zu dem ich Dich auf morgen einlud, edelster Pontius, steht fertig bei meiner Mutter und kann in wenigen Minuten aufgewärmt werden. Erschrick nicht, Herr, es handelt sich um Kohl mit Würstchen, ein Gericht, das, wie die Seele eines Aegypters, im Zustand der Auferstehung edlere Eigenschaften besitzt, als wenn es zum ersten Male das Licht sieht."

„Vortrefflich," rief Hadrian, „Kohl mit Würstchen."

Schmunzelnd wischte er mit der Hand die vollen Lippen und lachte laut auf, als er das aus dem Herzen kommende freudige „Ah!" des Antinous vernahm, der näher zu den Schranken herantrat.

„Auch ein Gaumen und Magen kann in beglückenden Zukunftsbildern schwelgen," rief der Kaiser dem Präfekten zu, indem er auf seinen Liebling wies.

Aber er hatte den frohen Ruf dieses Letzteren doch falsch gedeutet, denn der Name des einfachen Gerichts, welches des Günstlings Mutter in Bithynien oft auf den Tisch ihres schlichten Hauses gestellt hatte, erinnerte Antinous an seine Heimat und Kindheit und versetzte ihn mitten unter die Seinen. Eine

schnelle Bewegung des Herzens, nicht nur ein lüsterner Reiz des Gaumens hatte das „Ah!“ auf seine Lippen gedrängt. Und doch freute er sich auf die heimische Speise und er hätte sie nicht für das köstlichste Gastmahl hergeben mögen.

Pollux war aus seiner Umhegung hervorgetreten und sagte:

„In einer Viertelstunde bin ich mit meinem in eine Abendmahlzeit verwandelten Frühstück bei euch. Vertreibt nur den gröbsten Hunger mit dem Brod und dem Salz, denn das Kohlgericht meiner Mutter sättigt nicht nur, es will auch mit ruhigem Verständniß genossen sein.“

„Grüße Frau Doris,“ rief Hadrian dem Bildhauer nach, und als Pollux die Halle verlassen hatte, sagte er, indem er sich an Titianus und Pontius wandte:

„Ein prächtiger Junge. Ich bin neugierig zu sehen, was er als Künstler leistet.“

„So folge mir,“ entgegnete Pontius und führte Hadrian hinter die Schranken.

„Was sagst Du zu dieser Urania? Das Haupt der Muse hat Papias gemacht, den Körper und die Gewandung formte Pollux mit eigener Hand in wenigen Tagen.“

Der kaiserliche Künstler stellte sich mit gekreuzten Armen der Statue gegenüber und blieb lange schweigend vor ihr stehen.

Dann nickte er beifällig mit dem bärtigen Haupte und sagte ernst:

„Ein tiefdurchdachtes und mit wunderbarer Freiheit hingeworfenes Werk. Dieses über die Brust zusammengezogenen Mantels brauchte sich kein Phidias zu schämen. Alles groß, eigenthümlich und wahr! Hat der junge Meister seine Modelle hier auf der Lochias benützt?"

„Ich habe keins gesehen und glaube, daß er die Figur aus dem Kopfe modellirt hat," entgegnete Pontius.

„Unmöglich, völlig unmöglich," rief der Kaiser im Tone des Kenners, der seiner Sache gewiß ist. „Solche Linien, solche Flächen wäre kein Praxiteles zu erfinden fähig gewesen. Sie müssen geschaut, müssen gegenüber dem frischen Anblick des Lebens geformt sein. Wir werden ihn fragen. Was soll aus dieser neu aufgebauten Thonmasse werden?"

„Vielleicht die Büste einer Fürstin aus dem Hause der Lagiden. Du wirst morgen einen Bereniceskopf von unserem jungen Freunde sehen, der mir zu dem Besten zu gehören scheint, was je in Alexandria gemacht worden ist."

„Versteht sich dieser Bursch auf magische Künste?" fragte Hadrian. „Diese Urania und einen durchgeführten Frauenkopf in wenigen Tagen fertig zu stellen, ist einfach unmöglich."

Pontius theilte nun dem Kaiser mit, daß Pollux den Gypskopf auf ein vorhandenes Bruststück gesetzt habe und verrieth ihm, indem er seine Fragen ohne Rückhalt beantwortete, welche Kunstgriffe angewandt worden wären, um dem vernachlässigten Gebäude ein

schickliches und in seiner Weise glänzendes Aussehen zu geben.

Er bekannte frei, hier nur auf den Schein hin zu arbeiten, und sprach mit Hadrian durchaus ebenso, wie er mit jedem andern Kunstgenossen über den gleichen Gegenstand geredet haben würde.

Während der Kaiser und der Baumeister sich in dieser Weise eifrig unterhielten und der Präfekt sich von dem Geheimschreiber Phlegon erzählen ließ, was sie auf ihrer Reise erlebt hätten, erschien Pollux mit seinem Vater in der Musenhalle.

Der Sänger trug auf einer Schüssel ein dampfendes Gericht, frischen Kuchen und die Pastete, welche er vor wenigen Stunden seiner Frau von der Tafel des Baumeisters heimgebracht hatte.

Pollux drückte einen ziemlich großen, doppelt gehenkelten Krug mit mareotischem Wein an die Brust, um den er schnell grüne Epheuranken geschlungen hatte.

Wenige Minuten später lag der Kaiser auf einem für ihn aufgestellten Polster und griff tapfer in das schmackhafte Gericht.

Er war in der glücklichsten Stimmung, rief Antinous, den Arzt und den Geheimschreiber zu sich heran, legte mit eigener Hand tüchtige Portionen auf die Teller, die sie ihm hinreichen mußten, und versicherte dabei, er thue das, damit sie ihm nicht die leckersten Würstchen aus dem Kohl fischen möchten.

Auch dem mareotischen Wein sprach er wacker zu.

Als es dann an die Oeffnung der Pastete ging, änderte sich der Ausdruck seiner Züge.

Er runzelte die Stirn und fragte den Präfekten mißtrauisch, ernst und streng:

„Wie kommen diese Leute zu solchem Gericht?“

„Woher hast Du diese Pastete?“ fragte der Präfekt den Sänger.

„Von dem Gastmahl, das der Baumeister heute den Künstlern gab,“ antwortete Euphorion. „Die Knochen wurden den Grazien, diese unangerührte Schüssel mir selbst für meine Frau überlassen. Sie widmet sie mit Vergnügen dem Gaste des Pontius.“

Titianus lachte und rief:

„So also erklärt sich das völlige Verschwinden der reichlichen Mahlzeit, die wir dem Baumeister sandten. Diese Pastete — darf ich sie ansehen? — diese Pastete ward nach der Angabe des Verus bereitet. Er lud sich gestern zu uns zum Frühstück und hat meinen Koch gelehrt sie zu bereiten.“

„Kein Platoniker kann eifriger die Lehre seines Meisters verbreiten, als Verus die Vorzüge dieses Gerichtes,“ sagte der Kaiser, der seine Heiterkeit wiedergefunden hatte, sobald er sah, daß auch hier an keine künstliche Veranstaltung zu denken war. „Was dieses verzogene Glückskind für Thorheiten treibt! Kocht er jetzt gar mit eigenen Händen?“

„Das nicht,“ entgegnete der Präfekt, „er ließ sich ein Polster in die Küche schaffen, streckte sich lang aus und gab nun meinem Koch an, wie er diese Pastete bereiten müsse, die ja auch Dir — ich wollte sagen, welche der Kaiser besonders gern essen soll. Sie besteht aus Fasan, Schinken, Euter und röschem Teig.“

„Ich theile den Geschmack Hadrian's," lachte der Kaiser und that dem guten Gericht alle Ehre an. „Ihr bewirthet mich köstlich, meine Freunde, und macht mich zu eurem Schuldner. — Wie heißest Du gleich, junger Mann?"

„Pollux."

„Deine Urania, Pollux, ist eine gute Arbeit, und Pontius sagt, Du habest den Mantel ohne Modell vollendet. Ich wiederhole es: das ist einfach nicht möglich."

„Du hast recht gesehen. Ein Mädchen hat mir gestanden."

Der Kaiser sah den Baumeister an, als wollte er sagen: ich wußte es. Pontius aber fragte erstaunt:

„Wann denn? Ich sah hier nie ein weibliches Wesen."

„Nenlich."

„Aber ich habe die Lochias keine Minute verlassen, bin nie vor Mitternacht zur Ruhe gegangen und war längst vor dem Aufgang der Sonne wieder auf den Beinen."

„Aber es lagen doch zwischen Deinem Einschlafen und Erwachen immerhin einige Stunden," entgegnete Pollux.

„Die Jugend, die Jugend!" rief der Kaiser und ein faunisches Lächeln trat auf seine Lippen. „Trenne Damon und Phyllis durch eiserne Thore, und durch die Schlüssellöcher finden sie den Weg zu einander!"

Euphorion sah bedenklich auf seinen Sohn hin,

der Baumeister unterdrückte kopfschüttelnd weitere Fragen, Hadrian aber erhob sich von seinem Lager, gestattete Antinous und dem Geheimschreiber zur Ruhe zu gehen, bat Titianus mit freundlichen Worten heimzukehren und seine Gattin zu grüßen, und forderte Pollux auf, ihn hinter seine Schranken zu führen, denn er sei nicht müde und gewohnt, sich mit wenigen Stunden Schlaf zu begnügen.

Der Bildhauer fühlte sich von dem gewaltigen Manne mächtig angezogen.

Es war ihm nicht entgangen, wie sehr der graubärtige Fremde dem Kaiser gleiche; aber Pontius hatte ihn auf diese Aehnlichkeit vorbereitet und es lag doch Manches in den Augen und um den Mund des römischen Architekten, das er auf keinem Bildnisse des Imperators gefunden hatte.

Gegenüber seiner kaum vollendeten Bildsäule wuchs seine Achtung vor dem neuen Gaste der Lochias, denn er wies ihn mit ernster Freimüthigkeit auf einige Fehler hin, und indem er die Vorzüge der schnell entstandenen Bildsäule lobte, legte er in kurzen, kernigen Sätzen dar, wie er selbst das Wesen der Urania auffasse.

Dann entwickelte er knapp und klar, wie der plastische Künstler nach seiner Ansicht sich zu seinen Aufgaben zu verhalten habe.

Das Herz des jungen Mannes begann schneller zu schlagen und mehrmals überlief es ihn kalt und heiß, denn von den bärtigen Lippen dieses gewaltigen Mannes hörte er in wohltönenden und verständlichen

Worten Dinge aussprechen, die er oftmals geahnt oder dunkel empfunden, für die er aber lernend, beobachtend und schaffend niemals nach einem Ausdruck gesucht hatte.

Und wie freundlich nahm der große Meister seine schüchternen Bemerkungen auf, wie schlagend wußte er ihnen zu entgegnen.

Solchem Manne war er noch nie begegnet, so willig hatte er sich noch nie vor der Ueberlegenheit und Uebermacht eines andern Geistes gebeugt.

Die zweite Stunde nach Mitternacht war angebrochen, als Hadrian vor der roh angelegten Thonbüste stehen blieb und Pollux fragte:

„Was wird das?"

„Ein Frauenbildniß," war die Antwort.

„Etwa das Deines muthigen Modells, das sich in der Nacht auf die Lochias wagt?"

„Nein, eine vornehme Dame will mir sitzen."

„Aus Alexandria?"

„O nein. Eine Schöne aus dem Gefolge der Kaiserin."

„Wie heißt sie? Ich kenne die Römerinnen alle."

„Balbilla."

„Balbilla? Es gibt mehrere dieses Namens. Wie sieht die aus, die Du meinst?" fragte Hadrian mit einem schelmisch lauernden Blick.

„Das ist leichter gefragt als gesagt," entgegnete der Künstler, der, als er den ernsten Graubart lächeln sah, seine heitere Lebendigkeit wiederfand. „Aber warte! Du hast doch Pfauen gesehen, die ein Rad

schlagen? Denke Dir nun jedes Auge im Schwanz des Vogels der Hera wäre ein rundes, zierliches Löckchen und setze unter das Rad ein reizendes, kluges Mädchengesicht mit einer lustigen kleinen Nase und einer etwas zu hohen Stirn, dann hast Du das Bild des vornehmen Frauenzimmers, das mir gestatten will seine Büste zu formen."

Hadrian lachte hell auf, warf sein Pallium ab und rief:

„Tritt zurück, ich kenne das Mädchen, und wenn ich eine falsche meine, so sollst Du es sagen."

Noch während er diese Worte sprach, hatte er mit seinen nervigen Händen in den gefügigen Thon gegriffen und wie ein gut geschulter Bildhauer knetend und formend, abreißend und zusetzend, bildete er ein Frauengesicht mit einem gewaltigen Lockengebäu, das Balbilla gleich sah, aber jede ihrer besonders in's Auge fallenden Eigenheiten so fratzenhaft übertrieben wiedergab, daß Pollux sich vor Vergnügen nicht zu halten wußte.

Als Hadrian endlich von dem gelungenen Zerrbilde zurücktrat und ihn aufforderte, zu erklären, ob das die Römerin sei, die er meine, rief Pollux:

„Sie ist es so sicher, wie Du nicht nur ein großer Baumeister, sondern auch ein vortrefflicher Bildhauer bist. Grob ist das Ding da, aber unglaublich, charakteristisch."

Dem Kaiser schien sein plastischer Scherz große Freude zu bereiten, denn er beschaute ihn lachend wieder und wieder.

Ganz anderes schien der Baumeister Pontius zu empfinden.

Voller Theilnahme war er dem Gespräche des Bildhauers mit Hadrian und dem Beginn der Arbeit des letztern gefolgt.

Später hatte er sich von ihr abgewandt, denn er haßte jede Verzerrung schöner Formen, die er oft von den Aegyptern mit besonderer Freude vornehmen sah.

Es war ihm geradezu schmerzlich, ein anmuthiges, reich begabtes, wehrloses Geschöpf, mit dem er sich durch Bande der Dankbarkeit verbunden fühlte, in solcher Weise von einem Manne wie der Kaiser verunglimpft zu sehen.

Er war Balbilla heute zum ersten Mal begegnet, aber er hatte durch Titianus gehört, daß sie mit der Kaiserin im Cäsareum weile, und durch den Präfekten erfahren, daß sie die Enkelin desselben Statthalters Claudius Balbillus sei, der seinem Großvater, einem gelehrten griechischen Sklaven, die Freiheit geschenkt hatte.

Mit dankbarer Theilnahme und Ergebenheit war er ihr entgegengekommen, ihr heiteres, lebhaftes Wesen hatte ihn erfreut, und bei jedem unbesonnenen Worte, das sie gesprochen, hätte er ihr so gern einen warnenden Wink gegeben, als stünde sie ihm ganz nahe durch Bande des Blutes oder eine alte, manches Recht gewährende Freundschaft.

Die herausfordernd werbende Weise, in der Verus, der leichtfertige Herzensbrecher, mit ihr verkehrt hatte, war ihm empörend und Besorgniß erregend erschienen,

und nachdem der vornehme Besuch die Lochias längst verlassen, hatte er oft an sie gedacht und sich vorgenommen, wenn es anginge, seine Augen über der Enkelin des Wohlthäters seines Hauses wach zu halten.

Er hielt es für seine heilige Pflicht, sie, die ihm vorkam wie ein leichter, schöner, waffenloser Singvogel, zu hüten und zu beschützen.

Des Kaisers Zerrbild wirkte auf ihn, als habe man vor seinen Augen etwas beschimpft, das heilig gehalten zu werden verdiene.

Da stand nun der ergrauende Herrscher vor seinem häßlichen Machwerk und wurde nicht müde, sich an ihm zu ergötzen.

Das that Pontius weh, denn wie allen edlen Naturen war es ihm schmerzlich, etwas Kleines, Gemeines an einem Manne zu entdecken, zu dem er als zu einer gewaltigen Erscheinung hinaufgeblickt hatte.

Als Künstler durfte der Kaiser die Schönheit, als Mensch die wehrlose Unschuld nicht in solcher Weise beleidigen.

In der Seele des Baumeisters, der bisher zu den wärmsten Bewunderern des Imperators gehört hatte, machte sich eine leise Abneigung gegen ihn geltend, und er war froh, als derselbe sich endlich zur Ruhe zu gehen entschloß.

In seinem Schlafgemach fand Hadrian alles, was er zu gebrauchen gewohnt war, und während sein Sklave Mastor ihn entkleidete, seine Nachtlampe anzündete und ihm die Kissen zurechtschob, sagte er:

„Der beste Abend, den ich seit Jahren erlebte. — Ist Antinous gut gebettet?“

„Wie in Rom.“

„Und der Molosser?“

„Ich lege seine Decke auf den Gang vor Deine Schwelle.“

„Hat er Futter bekommen?“

„Knochen, Brod und Wasser.“

„Hoffentlich hast Du selbst zu Abend gegessen?“

„Ich war nicht hungrig und es gab ja Brod und Wein zur Genüge.“

„Morgen werden wir besser versorgt sein. Nun gute Nacht. Wägt die Worte, damit ihr mich nicht verrathet. Einige Tage hier ohne Störung; es wäre köstlich!“

Bei diesen Worten wandte sich der Kaiser auf seinem Lager um und entschlummerte bald.

Auch der Sklave Mastor legte sich zur Ruhe, nachdem er auf dem Gang vor dem Schlafzimmer des Kaisers eine Decke für die Dogge ausgebreitet hatte.

Sein Kopf lehnte sich an einen Schild von starkem Rindsleder, das sich über ein kurzes Schwert wölbte.

Dieß Lager war schlecht, aber Mastor hatte seit Jahren auf keinem besseren geruht und sich doch des traumlosen Schlummers der Kinder erfreut; heute aber floh ihn der Schlaf und von Zeit zu Zeit faßte er mit der Hand an die weit geöffneten Augen, um das salzige Naß zu trocknen, das sich wieder und wieder in sie ergoß.

Er hatte die Thränen lange Zeit tapfer genug zurückgehalten, denn der Kaiser wünschte bei seiner Bedienung nur heitere Gesichter zu sehen; ja er hatte ihm einmal gesagt, daß er ihm wegen seiner fröhlichen Augen die Sorge für seine Person anvertraut habe.

Der arme, muntere Mastor!

Er war nur ein Sklave, aber er hatte doch auch ein Herz, das dem Leid und der Freude, der Lust und dem Kummer, dem Haß und der Liebe offen stand.

In seiner Kindheit war sein Heimatsdorf den Feinden seines Stammes in die Hände gefallen.

Er und sein Bruder waren als Sklaven erst nach Kleinasien, und dann, weil beide besonders hübsche, blondhaarige Buben waren, nach Rom geführt worden.

Dort hatte man sie für den Kaiser gekauft.

Mastor wurde dem persönlichen Dienste Hadrian's, sein Bruder den Arbeiten in den Gärten zugewiesen.

Es gebrach beiden an nichts als an der Freiheit, und es quälte sie nichts als die Sehnsucht nach ihrer Heimat.

Auch diese verschwand völlig, nachdem er das hübsche Töchterchen eines unfreien Aufsehers der kaiserlichen Gärten geheirathet hatte.

Sie war ein lebhaftes Weibchen mit feurigen Augen, an der Niemand vorüberging, ohne sie zu bemerken.

Dem Sklaven ließ sein Dienst wenig Zeit, sich an seiner hübschen Gefährtin und den beiden Kindern zu freuen, die sie ihm geboren; aber der Gedanke, sie zu besitzen, machte ihn glücklich, wenn er mit seinem

Gebieter auf die Jagd zog oder das Reich durchwanderte.

Seit sieben Monaten hatte er nichts von den Seinen gehört; zu Pelusium war ihm aber ein Brieflein zugekommen, das mit dem für den Kaiser bestimmten Schreiben von Ostia nach Aegypten geschickt worden war.

Er konnte nicht lesen, und in Folge der eiligen Reise des Kaisers kam er erst auf der Lochias dazu, sich über seinen Inhalt zu unterrichten.

Antinous hatte ihm, bevor er sich zur Ruhe legte, den Brief, welchen ein öffentlicher Schreiber für seinen Bruder verfaßt hatte, vorgelesen und sein Inhalt mußte wohl auch das Herz eines Sklaven erschüttern.

Seine hübsche, kleine Frau war aus seinem Hause und dem Dienste des Kaisers entflohen und strich mit einem griechischen Schiffsführer in der Welt herum, sein ältester Knabe, der Liebling seines Herzens, war gestorben, und seine blondlockige, zierliche, kleine Tullia mit den weißen Zähnchen, den runden Aermchen und den niedlichen Fingern, mit denen sie manches Mal sein geschorenes Haar zu zausen versucht oder freundlich gestreichelt hatte, war in dem elenden Hause untergebracht worden, unter dessen niedrigem Dache man die Waisen verstorbener Sklaven großzog.

Noch vor zwei Stunden hatte er in seiner Vorstellung ein eigenes Heim und einen Kreis von lieben Menschen besessen; jetzt aber war das alles dahin und mit wie harter Faust ihn auch der tiefste Jammer schüttelte, so durfte er doch nicht schluchzen oder laut

aufstöhnen oder nur sich von der rechten auf die linke Seite werfen, wozu es ihn doch wieder und wieder ungestüm antrieb, denn sein Herr hatte einen leisen Schlaf und jedes Geräusch konnte ihn stören.

Wie vorhin, so sollte er dem Kaiser auch beim Aufgang der Sonne heiter entgegentreten, und doch kam es ihm vor, als müßte er selbst wie sein Heim und sein Glück kläglich zu Grunde gehen.

Der Schmerz riß sein Herz in Stücke, aber er stöhnte und regte sich nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht weniger schlaflos als für den Sklaven war auch für des Palastverwalters Keraunus Tochter Selene diese Nacht vergangen.

Ihres Vaters eitler Wunsch, Arsinoe mit den reichen Bürgerstöchtern an den für den Kaiser zu veranstaltenden Schaustellungen theilnehmen zu lassen, erfüllte ihr Herz mit neuer Angst.

Das war der entscheidende Schlag, der das auf schwankendem Grunde stehende Gebäude ihres Scheinlebens einreißen und die Ihren und mit ihnen sie selbst in Schande und Noth stürzen mußte.

Wenn das letzte Stück von einigem Werthe verkauft war und die Gläubiger sich gerade während der Anwesenheit des Kaisers nicht länger zurückhalten ließen und ihren Vater auszupfänden oder in's Schuldgefängniß abzuführen versuchten, war es dann nicht so gut wie gewiß, daß ein Anderer seine Stelle erhielt und sie mit ihren Geschwistern dem Elend anheimfiel?

Da lag Arsinoe neben ihr und schlief mit so

ruhigen, tiefen Athemzügen wie der blinde Helios und die anderen Kleinen.

Vor dem Zubettegehen hatte sie das unbesonnene Mädchen so innig und beredt, wie sie nur konnte, zu überreden versucht, gebeten und angefleht, ebenso wie sie es gethan, dem Vater bestimmt zu erklären, keinen Theil an den Aufzügen nehmen zu wollen; Arsinoe aber hatte sie zuerst unwillig zurückgewiesen, dann geweint und zuletzt trotzig erklärt, es würde sich doch vielleicht noch Rath finden, und was der Vater erlaube, das habe sie, Selene, kein Recht ihr zu verkümmern oder gar zu verbieten.

Als sie später Arsinoe so ruhig an ihrer Seite schlafen sah, hätte sie sie am liebsten aufgerüttelt, aber sie war so gewohnt, alle Sorgen des Hauses allein zu tragen und von ihrer Schwester unwillig abgewiesen zu werden, wenn sie es versuchte, sie zu ermahnen, daß sie es unterließ.

Arsinoe hatte ein gutes, weiches Herz, aber sie war jung und schön und eitel.

Mit zärtlichem Zureden wäre alles von ihr zu gewinnen gewesen, aber Selene ließ sie bei jeder Mahnung die Ueberlegenheit fühlen, die ihr ihre Sorge für die Familie und ihr gereifteres Wesen verliehen.

So verging denn kein Tag, an dem es unter diesen so verschiedenen und doch gut gesinnten Schwestern nicht zu Zank und Thränen gekommen wäre.

Arsinoe war immer die erste, die zur Versöhnung die Hand bot, aber Selene hatte für ihre freundlichsten

Worte selten ein liebevolleres Wort als ein „Laß nur“ oder „Ich weiß schon“.

Ihr äußerer Verkehr trug den Stempel einer Lieblosigkeit, die sich bis zu feindselig klingenden Worten zu steigern vermochte.

Hundertmal gingen sie, ohne einander „Gute Nacht“ zu wünschen, in's Bett und öfter noch sparten sie den Morgengruß, wenn sie einander zum ersten Mal in der Frühe begegneten.

Arsinoe sprach gern, aber in Selenens Gegenwart wurde sie schweigsam; Selene fand an wenigen Dingen Freude, ihre Schwester an allen, die die Jugend ergötzen.

Die älteste Tochter des Verwalters sorgte für den Bedarf des Lebens der Kinder, ihre Kost und Kleider, die zweite für ihr Spiel und ihre Puppen. Die erstere bewachte und unterwies sie mit ängstlicher Sorge, indem sie in jeder kleinen Unart den Keim zu künftigen schlimmen Neigungen sah, die andere verlockte sie zu Thorheiten, aber öffnete ihr Gemüth dem Frohsinn und erreichte durch Küsse und gute Worte weit mehr als Selene durch Tadel. Diese letztere mußte die Kleinen rufen, wenn sie etwas von ihnen verlangte, auf Arsinoe liefen sie zu, sobald sie dieselbe erblickten. Ihr gehörten die Herzen der Kinder und das empfand Selene bitter und wollte ihr ungerecht erscheinen, denn sie sah, daß ihre Schwester mit Tändeleien in müßigen Stunden süßeren Lohn gewann, als sie durch Sorge, Mühe und schwere Arbeit, mit der sie oft ihre Nächte verdarb.

Aber Kinder sind doch so ungerecht nicht.

Freilich zahlen sie nur mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe. Wer ihnen die wärmere Liebe reicht, dem erstatten sie sie redlich zurück.

In dieser Nacht waren es sicher wenig schwesterliche Gefühle, mit denen Selene auf die schlummernde Arsinoe blickte, und die Worte, mit denen diese entschlummert war, hatten recht unfreundlich geklungen. Aber darum fühlten beide doch warm für einander, und wer es versucht haben würde, die eine vor der andern auch nur mit einem Worte anzugreifen, der hätte bald erfahren können, ein wie inniges Band diese beiden so verschieden gearteten Herzen verknüpfte.

Völlig schlaflos verbringt kein neunzehnjähriges Mädchen die Nacht, wie sorgenvoll es sich auch auf seinem Lager wendet und wieder wendet.

Auch Selenen übermannte auf Viertelstunden der Schlummer, und jedesmal träumte ihr dann von ihrer Schwester.

Einmal sah sie Arsinoe als Königin aufgeputzt und von Bettelkindern mit häßlichen Worten verfolgt, dann erblickte sie sie auf dem Rondel unter ihrem Altane, wie sie in ausgelassenem Getändel mit Pollux die Büste ihrer Mutter zerschlug. Endlich träumte ihr, daß sie selbst, wie in ihrer Kinderzeit, im Garten des Thorhüters mit dem Bildhauer spiele. Sie formten zusammen Kuchen aus Sand, und Arsinoe sprang auf alle, sobald sie fertig waren, und trat sie in Stücke.

Den erquickenden, traumlosen, festen Schlaf der

Jugend kannte das schöne, bleiche Mädchen schon lange nicht mehr, denn der süßeste Schlummer sucht eher Diejenigen auf, welche bei Tage ruhen, als bis zum Uebermaß Müde, und zu diesen pflegte Selene Abend für Abend zu gehören.

In jeder Nacht hatte sie Träume, aber diese waren fast immer von trauriger Art und so beängstigend, daß sie oft über ihr eigenes banges Stöhnen erwachte oder Arsinoe durch lautes Schreien den ruhigen Schlummer verdarb.

Ihren Vater störten diese Angstrufe niemals, denn er begann in jeder Nacht und so auch in dieser, bald nachdem er zur Ruhe gegangen, zu schnarchen und hörte damit erst auf, wenn er sich von seinem Lager erhob.

Selene war stets vor allen Anderen, selbst vor den Sklaven, im Hause thätig.

Heute erschien der Schlaflosen das Nahen des Morgens wie eine Erlösung.

Als sie aufstand, war es noch völlig dunkel, aber sie wußte, daß der Aufgang der Dezembersonne nur noch wenige Stunden auf sich warten lassen könne.

Ohne auf die anderen Schlafenden zu achten und sich zu bemühen, geräuschlos aufzutreten oder was es zu thun gab, so zu verrichten, zündete sie ihr Lämpchen an dem Nachtlichte an, wusch sich, ordnete ihr Haar und schlug an die Thüren ihrer alten Sklaven.

Nachdem diese ihr ein verschlafenes „Sogleich“ und „Ja doch“ zugegähnt hatten, ging sie in das Zimmer ihres Vaters und nahm seinen Krug, um frisches Wasser für ihn zu holen.

Der beste Brunnen des Palastes stand auf einer kleinen Terrasse auf der Westseite desselben. Er wurde von der Wasserleitung der Stadt versorgt und bestand aus fünf Mischgestalten aus Marmor, welche auf ihren gewundenen Fischschwänzen eine Muschel trugen, in der ein bärtiger Flußgott ruhte. Ihre Roßköpfe spieen Wasser in ein großes Becken, das sich im Lauf der Jahrhunderte mit grünen Pflanzenfäden erfüllt hatte.

Um zu diesem Brunnen zu gelangen, mußte Selene den Gang durchschreiten, an dem die von dem Kaiser und seinem Gefolge bewohnten Zimmer lagen.

Sie wußte nur, daß ein Baumeister aus Rom in der Lochias abgestiegen sei, denn sie war für ihn nach Mitternacht um Fleisch und Salz angegangen worden; aber in welchen Räumen man den Fremden untergebracht habe, hatte ihr Niemand gesagt.

Als sie heute denselben Weg, den sie Tag für Tag zur gleichen Stunde zurückzulegen pflegte, antrat, beschlich sie ein banges Gefühl.

Es war ihr, als wäre hier nicht alles wie sonst, und als sie ihren Fuß auf die letzte zu dem Gang hinaufführende Stufe gesetzt hatte und ihr Lämpchen höher hob, um zu sehen, woher das Geräusch komme, welches sie zu hören meinte, nahm sie im Halbdunkel ein furchtbares Etwas wahr, das, als es ihr näher kam, einem Hunde glich und doch größer, viel größer war als ein solcher.

Ihr Blut erstarrte vor Schreck.

Einige Augenblicke stand sie wie gebannt und wußte nur, daß das Brummen und Knirschen, das sie vernahm, böse sei und sie bedrohe.

Endlich fand sie die Kraft sich zur Flucht umzuwenden, aber in demselben Augenblick ertönte hinter ihr ein lautes, wüthendes Gebell und sie vernahm die schnellen Sätze des Ungethüms, welches über den steinernen Fußboden des Ganges auf sie zujagte.

Jetzt wurde sie heftig gestoßen. Der Krug flog aus ihrer Hand und zersprang in tausend Scherben, und von einer warmen, rauhen, schrecklichen Last niedergerissen, sank sie zu Boden.

Ihr lautes Jammergeschrei hallte von den harten, nackten Wänden des Ganges wieder und erweckte die Schläfer an seiner Seite.

„Sieh zu, was das ist," rief Hadrian seinem Sklaven zu, welcher sofort aufgesprungen war und Schild und Schwert ergriffen hatte.

„Der Molosser wird ein Weib, das hier vorbei wollte, angefallen haben," entgegnete Mastor.

„Halt' ihn zurück, aber schlage ihn nicht!" rief der Kaiser ihm nach; „Argus hat nur gethan, was seine Schuldigkeit ist."

Der Sklave eilte, so schnell er vermochte, den Gang hinunter und rief laut des Molossers Namen.

Aber ein Anderer hatte diesen bereits von seinem Opfer zurückgerissen, und zwar Antinous, dessen Gemach dicht bei der Stätte dieses Ueberfalls gelegen war, und der, sobald er des Argus Gebell und Selenens

Geschrei vernommen, sich beeilt hatte, die auf der Wacht und im Dunkeln furchtbar grimmige Dogge zurückzuhalten.

Als Mastor erschien, war es dem Jüngling eben gelungen, den Hund von Selene zurückzuziehen, die auf den zu dem Gange führenden Stufen lag. Ehe Antinous sie erreichen konnte, hatte sich Argus die Zähne fletschend und knurrend über sie hingestellt.

Der Hund, den die begütigenden und verweisenden Worte seiner Freunde schnell zur Ruhe brachten, trat still und mit gesenktem Kopfe zur Seite, als Antinous neben dem ohnmächtigen Mädchen niederkniete, auf das durch eine breite Fensteröffnung das junge Licht des erwachenden Morgens fiel.

Aengstlich schaute der Jüngling in das bleiche Antlitz der Ohnmächtigen, hob ihre regungslosen Arme in die Höhe und suchte auf ihrem hellen Gewande nach dem Blut, das sie vielleicht vergossen hatte; — aber vergebens.

Nachdem er auch wahrgenommen, daß sie athme und ihre Lippen sich regten, rief er Mastor zu:

„Argus scheint sie nur niedergerissen und nicht verwundet zu haben. Sie hat die Besinnung verloren. Geh rasch in mein Zimmer und bringe mir das bläuliche Fläschchen aus meinem Salbenkasten und dazu einen Becher mit Wasser."

Der Sklave pfiff dem Hunde und folgte, so schnell wie er konnte, diesem Befehl.

Indessen blieb Antinous neben der leblosen Jungfrau auf den Knieen liegen und wagte es, ihr

Haupt mit dem weichen, vollen Haarschmuck in die Höhe zu richten.

Wie wunderschön waren diese marmorbleichen, edelgeschnittenen Züge, wie rührend erschien ihm das schmerzliche Zucken, welches ihren Mund umspielte, und wie wohl that es dem verzogenen Günstling des Kaisers, dem sich Liebe aufdrängte, wo er sich zeigte, sich ungerufen hülf- und liebreich erweisen zu können.

„Wach' auf, wache doch auf!" rief er Selenen zu, — und als sie sich dennoch nicht regte, rief er dringender und zärtlicher: „Wache doch auf!"

Sie hörte ihn nicht und blieb auch regungslos, als er das Peplum, welches die Dogge ihr abgerissen, leise erröthend über ihre entblößte Schulter breitete.

Jetzt erschien Mastor mit dem Wasser und dem blauen Fläschchen und gab dem Bithynier beide in die Hand. Während Antinous das Haupt des Mädchens in seinen Schooß sinken ließ, entfernte der Sklave sich schnell, indem er sagte:

„Der Kaiser hat mich gerufen."

Der Jüngling benetzte die Stirn Selenens mit dem belebenden Naß, ließ sie den kräftigen Duft der Essenz, welche die Phiole enthielt, einathmen und rief von neuem laut und innig sein:

„Erwache, wache doch auf!"

Jetzt öffneten sich ihre blutlosen Lippen und zeigten ihm ihre kleinen, schneeweißen Zähne, jetzt erhoben sich langsam die Lider, welche ihre Augen bedeckt hatten.

Tief aufathmend stellte er den Pokal und die

Phiole auf den Boden, um sie zu stützen, wenn sie sich langsam erheben würde; aber kaum hatte er wieder sein Antlitz dem ihren zugewandt, als sie schnell und heftig auffuhr und ihre beiden Hände in Todesangst um seinen Hals schlingend aufschrie:

„Rettung, Pollux, Rettung! Das Ungeheuer verschlingt mich!“

Antinous faßte von Schreck ergriffen des Mädchens Arme, um sie von seinem Halse zu lösen, aber schon gaben sie ihn frei und sanken nieder.

Im nächsten Augenblicke schüttelte sich Selene, als habe ein Fieberschauer sie überfallen.

Dann erhob sie wiederum die Hände, drückte sie an die Schläfen und schaute dem neben ihr knieenden Jüngling verwirrt und angstvoll in's Antlitz.

„Was ist das? Wer bist Du?“ fragte sie leise.

Er erhob sich schnell von der Erde, und während er sie bei ihrem Versuch, sich aufzurichten und auf die Füße zu stellen, unterstützte, sagte er:

„Den Göttern sei Dank, daß Du lebst. Unser großer Molosser warf Dich zu Boden. Er hat so furchtbare Zähne.“

Selene stand jetzt aufrecht dem Jüngling gegenüber, bei dessen letzten Worten sie von neuem zusammenschauderte.

„Fühlst Du Schmerzen?“ fragte Antinous ängstlich.

„Ja,“ entgegnete sie dumpf.

„Er hat Dich gebissen?“

„Ich glaube nicht. Hebe die Spange dort auf; sie ist von meinem Peplum gefallen.“

Der Bithynier folgte sogleich diesem Geheiß, und während das Mädchen ihr Gewand von neuem an der Schulter befestigte, fragte sie abermals:

„Wer bist Du? Wie kommt der Molosser in unsern Palast?“

„Er gehört — er gehört zu uns. Spät Abends sind wir hier angelangt, und Pontius hat uns —“.

„So gehörst Du zu dem Baumeister aus Rom?“

„Ja; aber wer bist Du?“

„Des Palastvorstehers Keraunus Tochter Selene.“

„Und wer ist Pollux, den Du zu Hülfe riefst, als Du erwachtest?“

„Was geht das Dich an?“

Antinous erröthete und gab verlegen zurück:

„Ich erschrak, als Du mit seinem Namen auf den Lippen so heftig auffuhrst, nachdem ich Dich mit Wasser und dieser Essenz in's Leben gerufen.“

„Ich wäre auch so erwacht und kann wieder gehen. Wer wüthende Hunde in ein fremdes Haus führt, sollte sie besser behüten. Binde die Dogge fest, denn die Kinder, meine kleinen Geschwister, kommen hier vorbei, wenn sie in's Freie wollen. Ich danke Dir für Deine Hülfe. Und mein Krug?“

Sie sah sich bei diesen Worten nach dem hübschen Gefäße um, das ihre Mutter besonders gern gehabt hatte.

Als sie es in Scherben daliegen sah, schluchzte sie ohne zu weinen auf. Dann rief sie entrüstet:

„Es ist nichtswürdig!“

Mit diesen Worten wandte sie Antinous den Rücken und ging, indem sie den linken Fuß, der sie

schmerzte, vorsichtig gebrauchte, auf die Wohnung ihres Vaters zu.

Der Jüngling schaute der schlanken Gestalt Selenens schweigend nach.

Es drängte ihn, ihr zu folgen und ihr zu sagen, wie leid ihm der Unfall thäte, der sie betroffen, und daß der Molosser nicht ihm, sondern einem Andern gehöre; aber er wagte es nicht.

Nachdem sie schon längst seinen Blicken entschwunden, stand er noch immer an derselben Stelle.

Endlich raffte er sich zusammen, begab sich langsam in sein Zimmer zurück, setzte sich dort auf sein Lager und blickte träumend zu Boden, bis des Kaisers Ruf ihn aufschreckte.

Selene hatte Antinous kaum eines Blickes gewürdigt.

Sie litt Schmerzen nicht nur am linken Fuße, sondern auch am Hinterhaupte, in dem sich eine offene Wunde befand. Ihr starkes Haar hatte das Blut, welches dieser Verletzung entflossen war, zurückgehalten.

Sie fühlte sich recht matt, und der Verlust ihres hübschen Kruges, der nun wieder durch einen andern ersetzt werden mußte, verdroß sie mehr als sie des Günstlings Schönheit hätte erfreuen können.

Langsam und müde betrat sie das Wohngemach, in dem ihr Vater bereits auf sie und sein Wasser wartete.

Er war gewohnt, es stets zur gleichen Stunde zu erhalten, und weil Selene heute länger ausblieb als

sonst, so wußte er nichts Besseres zu thun, als sich die Zeit mit Brummen und leisem Schelten zu vertreiben.

Als seine Tochter endlich die Schwelle übertrat, bemerkte er sogleich, daß sie ohne Krug erscheine, und fragte mürrisch:

„Soll ich heute gar kein Wasser bekommen?“

Selene schüttelte das Haupt, ließ sich auf einen Stuhl gleiten und begann leise zu weinen.

„Was hast Du?“ fragte der Verwalter.

„Der Krug ist zerbrochen,“ entgegnete sie traurig.

„Gib doch besser Acht auf die theuren Sachen,“ schalt Keraunus; „Du jammerst immer, wenn es an Geld fehlt, und dabei zerbrichst Du die halbe Wirthschaft.“

„Ich ward zu Boden gerissen,“ gab Selene zurück und trocknete die Augen.

„Zu Boden gerissen? Von wem?“ fragte der Verwalter und erhob sich langsam.

„Von der bösen Dogge des Baumeisters, der gestern Abend aus Rom hier ankam, und dem wir in dieser Nacht Salz und Brod gaben. Er hat auf der Lochias geschlafen.“

„Und er hetzt seinen Hund auf mein Kind!“ rief Keraunus mit rollenden Augen.

„Der Molosser war allein in dem Gang, als ich hinausging.“

„Hat er Dich gebissen?“

„Nein, aber er riß mich nieder und stellte sich über mich hin und fletschte mich an; o es war so gräßlich!“

„Verfluchter, hergelaufener Lump!“ grollte der Verwalter. „Ich will ihn lehren, wie man sich in einem fremden Hause beträgt.“

„Laß nur,“ bat Selene, als sie sah, daß ihr Vater nach seinem krokusgelben Pallium griff, „das Geschehene ist nicht zu ändern, und wenn es Aerger und Streit gibt, so wird es Dir schaden.“

„Gesindel, freches Volk, das sich mit bissigen Kötern in meinem Palast breit macht,“ murrte Keraunus vor sich hin, ohne auf seine Tochter zu hören, und indem er die Falten seines Palliums zurechtzog, grollte er: „Arsinoe! Ob das Mädchen wohl jemals hört!“

Als die Gerufene erschien, befahl er ihr, das Eisen zu wärmen und ihm die Locken zu brennen.

„Es liegt schon bei dem Feuer,“ entgegnete Arsinoe; „komm mit in die Küche.“

Keraunus folgte ihr und ließ sich seinen gefärbten Haarschmuck ringeln und salben.

Dabei umstanden ihn seine jüngeren Kinder, die in der Küche auf den Mehlbrei warteten, denn Selene pflegte ihnen denselben zu dieser Zeit zu reichen.

Keraunus hatte ihren Morgengruß mit so freundlichem Nicken beantwortet, als es Arsinoe's Zange, die seinen Kopf an den Haaren festhielt, gestatten wollte.

Nur den blinden Helios, einen hübschen Knaben von sechs Jahren, zog er an sich und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

Er liebte dieses des edelsten Sinnes beraubte und doch immer heitere Kind mit besonderer Zärtlichkeit. Einmal lachte er auch auf, als der Bube sich an seine

das Eisen schwingende Schwester drängte und ihn fragte: „Weißt Du, Vater, warum ich mich ärgere, nicht sehen zu können?“ und dann auf des Verwalters neugierig klingendes: „Nun?“ die Antwort ertheilte: „Weil ich Dich so gern einmal mit den schönen Locken sehen möchte, die Arsinoe Dir brennt.“

Aber des Verwalters Heiterkeit schwand, als seine Tochter ihre Arbeit unterbrach und ihn halb ernst, halb scherzend fragte:

„Hast Du weiter über den Empfang des Kaisers nachgedacht, Vater? Ich putze Dich täglich so schön heraus, aber dießmal sollst Du mich putzen.“

„Wir werden sehen,“ entgegnete Kerannus ausweichend.

„Weißt Du,“ fuhr Arsinoe nach einer kleinen Pause fort und klemmte die letzte Locke in die erwärmte Zange, „heute Nacht hab' ich Alles noch einmal überlegt. Wenn es uns gar nicht glücken will, das Geld für meine Kleider zusammenzubringen, dann könnte man doch wohl —“

„Was?“

„Selene hätte auch nichts dagegen.“

„Wogegen?“

„Du wirst wieder böse.“

„Sprich nur.“

„Du bezahlst doch Steuern wie jeder andere Bürger.“

„Was soll das?“

„Daß wir also berechtigt wären, auch etwas von der Stadt zu verlangen.“

„Wozu?“

„Um meine Kleider für das Fest zu bezahlen, das nicht ein Einzelner, sondern die Bürgerschaft für den Kaiser veranstaltet. Almosen dürfen wir nicht annehmen, aber es wäre doch Thorheit, auszuschlagen, was die reiche Stadt uns anbietet. Das hieße geradezu sie beschenken.“

„Du schweigst,“ rief Keraunus aufrichtig empört und besann sich vergebens auf den Satz, mit dem er gestern das gleiche Ansinnen zurückgewiesen. „Du schweigst und wartest ab, bis ich selbst wieder von diesen Dingen zu reden beginne.“

Arsinoe warf die Zange so unwillig auf den Herd, daß sie laut klirrend auf den Stein schlug; ihr Vater aber verließ die Küche und ging in das Wohnzimmer zurück.

Dort fand er Selene auf seinem Polster und die alte Sklavin, welche ein nasses Tuch auf ihren Hinterkopf preßte und ein anderes auf ihren nackten linken Fuß gelegt hatte.

„Verwundet?“ rief Keraunus und seine Augen begannen langsam von rechts nach links und von links nach rechts zu rollen.

„Da sieh die Geschwulst,“ kreischte die Alte in gebrochenem Griechisch, indem sie mit ihrer schwarzen Hand den schneeweißen Fuß Selenens den Augen ihres Vaters näherte. „Tausend reiche Herrinnen haben keine Hand so klein wie das da. Armes, armes kleines Fuß.“

Bei diesen Worten drückte die Alte ihre Lippen auf des Mädchens Zehen.

Selene drängte sie zurück und sagte, indem sie sich an ihren Vater wandte:

„Die Wunde da oben ist klein und hat gar nichts zu sagen, aber das Fleisch und die Adern sind hier am Knöchel geschwollen. Das Bein thut etwas weh, wenn ich auftrete. Als der Hund mich umriß, hab' ich mich wohl an den steinernen Stufen geschlagen."

„Es ist unerhört!" rief Kerannus, dem das Blut von neuem zu Kopfe stieg. „Warte nur! Ich werde ihnen zeigen, was ich von solcher Aufführung halte."

„Nein, nein," bat Selene. „Ersuche sie nur höflich, den Hund einzuschließen oder an die Kette zu legen, damit er den Kindern nichts thut."

Ihre Stimme klang sehr ängstlich bei diesen Worten, denn die Furcht, ihr Vater könne seine Stelle verlieren, die er ihr, sie wußte selber nicht warum, längst verwirkt zu haben schien, regte sich in ihr heute noch lebendiger als sonst.

„Zu dem, was hier geschehen ist, auch noch gute Worte!" entgegnete Kerannus abweisend und als würde ihm Unerhörtes zugemuthet.

„Nein, nein, sag' ihm nur Deine Meinung," schrie die Alte. „Wenn das Deinem Vater geschehen wäre, der würde dem fremden Steinhauer gut auf den Leib gerückt sein!"

„Und sein Sohn Kerannus wird ihm auch nichts schenken," versicherte der Verwalter und verließ das Gemach, ohne auf Selenens Bitte, daß er sich nicht ereifern möchte, zu achten.

Im Vorzimmer fand er seinen alten Sklaven und

befahl ihm, einen Stock zu ergreifen, ihm voranzugehen und ihn bei dem Gaste des Baumeisters Pontius zu melden, der in einem der Gemächer zur Seite des Brunnenganges wohne.

So war es vornehm, und so kam der Schwarze früher als er mit dem Molosser in Berührung, den er wie alle Hunde für ein verabscheuungswürdiges Thier hielt.

Als er sich seinem Ziele näherte, befand er sich in der rechten Stimmung, dem Fremden, der hieher gekommen war, um Mitglieder seines Hauses von bissigen Hunden niederreißen zu lassen, die Wahrheit zu sagen.

Vierzehntes Kapitel.

Hadrian hatte vortrefflich geschlafen; wenige Stunden nur, aber diese genügten völlig, seinen Geist zu erfrischen.

Jetzt war er in sein Wohngemach und an das Fenster getreten, welches die lange westliche Wand desselben mehr als zur Hälfte einnahm und sich nach dem Meere hin öffnete.

Zwei hohe Säulen mit Schäften von edlem braunrothem, weißgesprenkeltem Porphyr und vergoldeten korinthischen Kapitälen begrenzten die sehr breite und schon wenige Spannen über dem Fußboden beginnende Oeffnung zur Rechten und Linken.

Der Kaiser lehnte sich an einen der Porphyrschäfte und streichelte den Molosser, dessen rüstige Wachsamkeit ihn erfreut hatte. Was fragte er nach dem Schreck, den der Hund einem Mädchen verursacht haben sollte?

Bei der andern Säule stand Antinous.

Er hatte seinen rechten Fuß auf die niedrige Fensterbrüstung gestellt und neigte seinen Oberkörper

weit in das Zimmer. Das Kinn ruhte dabei in seiner Hand, der Ellenbogen auf seinem Knie.

„Dieser Pontius ist wirklich ein ganzer Mann," sagte Hadrian, indem er mit der Hand auf eine an der Schmalseite des Gemaches aufgehängte Tapete zeigte. „Dieß Gewebe ward nach einem Fruchtstück verfertigt, das ich einmal malte und hier in Mosaik ausführen ließ. Gestern war dieser Raum noch gar nicht für mich bestimmt, also muß die Tapete da zwischen unserer Ankunft und jetzt aufgehängt worden sein. Und wie viel andere gute Dinge stehen hier herum! Es sieht wohnlich bei mir aus, und das Auge findet schon Mancherlei, woran es sich freuen kann."

„Hast Du die prächtigen Polster da hinten versucht?" fragte Antinous. „Auch die Bronzefiguren dort in den Ecken wollen mir nicht übel vorkommen."

„Vortreffliche Arbeiten sind es," sagte der Kaiser, „aber ich möchte sie um dieses Fensters willen mit Freuden missen. Was ist hier blauer, der Himmel oder das Meer? Welche Frühlingsluft weht uns hier im Dezember entgegen! Woran soll man sich mehr freuen, an den zahllosen Schiffen im Hafen, die diesen blühenden Ort mit entlegenen Ländern verbinden und mit Reichthum segnen, oder an den Bauten, die das Auge anziehen, wohin es sich auch richte? Man weiß nicht, soll man zuerst ihre stattliche Größe oder die harmonische Schönheit ihrer Form bewundern."

„Was ist das für ein langer mächtiger Damm, der die Insel mit dem Festland verbindet? Sieh nur, da fährt ein großer Dreiruderer durch einen der

breitgespannten Bogen, auf denen er ruht. Und da kommt ein anderer!"

„Das ist der Brückenbau, den die Alexandriner mit Stolz ihr Heptastadion nennen, weil er sieben Stadien lang sein soll. In seinem oberen Theile birgt er, wie ein Hollunderast das Mark, eine steinerne Rinne, durch welche die Insel Pharus mit Wasser versorgt wird."

„Schade," sagte Antinous, „daß man den Bau und die Menschen und Fuhrwerke, die auf seinem Rücken wie geschäftige Ameisen wimmeln, von hier aus nicht ganz übersehen kann. Die kleine Insel dort und die schmale, in den Hafen hineinragende Landzunge mit dem hohen schmalen Gebäude am Ende verdecken sie halb."

„Aber sie dienen für sich zur Belebung des Bildes," entgegnete der Kaiser. „Das Schlößchen auf dem Eiland mit seinem Hafen hat Kleopatra oft bewohnt, und in dem hohen Thurm an der Nordspitze der Landzunge dort, den jetzt die blauen Wellen umspielen und die Möven und Tauben so lustig umkreisen, hielt sich Antonius nach der Schlacht bei Actium auf."

„Um seine Schmach zu vergessen," rief Antinous.

„Er nannte ihn sein Timonium, weil er dort wie der weise Menschenhasser aus Athen von den andern Sterblichen unbehelligt zu bleiben wünschte. Wie wäre es, wenn ich die Lochias mein Timonium hieße?"

„Ruhm und Größe braucht man nicht zu verbergen."

„Wer sagt Dir," fragte der kaiserliche Sophist, „daß Antonius sich aus Scham in dem Ding da versteckte? Er hatte oft genug an der Spitze seiner Reiter bewiesen, daß er ein braver Soldat sei, und wenn er bei Actium, als alles noch gut stand, sein Schiff wenden ließ, so geschah es nicht aus Furcht vor Schwertern und Lanzen, sondern weil das Verhängniß ihn zwang, seinen starken Willen den Wünschen des Weibes unterzuordnen, von dessen Schicksal das seine abhängig war."

„So entschuldigst Du sein Verhalten?"

„Ich suche es nur zu verstehen und werde mich nie zu glauben bequemen, daß Scham den Antonius zu irgend etwas veranlassen konnte. Meinst Du, ich könnte erröthen? Man schämt sich nicht mehr, wenn man es so weit gebracht hat, die Welt zu verachten."

„Aber warum verschloß sich denn Marc Anton in dieses vom Meere bespülte Gefängniß?"

„Weil für jeden rechten Mann, der mit Weibern, Spaßmachern und Schmeichlern ganze Jahre verschwärmte, einmal der Augenblick kommt, in dem er von Ekel überfallen wird. In solchen Stunden findet er, daß er unter all' dem Gelichter der einzige Mensch ist, mit dem es sich zu verkehren lohnt. Nach Actium ging dem Antonius das auf, und um einmal in guter Gesellschaft zu sein, verließ er die Menschen."

„Das ist es wohl auch, was Dich manchmal in die Einsamkeit treibt?"

„Vielleicht; aber Du, Du darfst mich immer begleiten."

„So hältst Du mich für besser als Andere," rief Antinous erfreut.

„In jedem Falle für schöner," entgegnete Hadrian freundlich. „Frage nur weiter."

Antinous bedurfte einiger Minuten, ehe er dieser Aufforderung nachzukommen vermochte. Endlich nahm er sich zusammen und ließ sich erklären, warum die meisten Schiffe in den jenseits des Heptastadions gelegenen Hafen des Eunostus einfuhren. Der Eingang in diesen letzteren war weniger gefährlich als derjenige, welcher zwischen dem Pharus und der Spitze der Lochias zu den östlicheren Landungsstellen führte. — Ueber jedes Bauwerk in der Stadt, nach dem der Günstling sich erkundigte, wußte Hadrian Auskunft zu ertheilen.

Nachdem der Kaiser auf das Soma gewiesen hatte, in dem die Reste Alexander's des Großen ruhten, wurde er nachdenklich und sagte vor sich hin:

„Der Große. — Man könnte den macedonischen Jüngling beneiden! Nicht um diesen Ehrennamen, denn den haben Viele von geringem Werthe getragen; aber weil er ihn wirklich verdient hat."

Auf keine der ferneren Fragen des Bithyniers blieb Hadrian die Antwort schuldig.

Antinous folgte mit wachsendem Erstaunen seinen Erklärungen und rief endlich aus:

„Wie Du in dieser Stadt Bescheid weißt, und doch hast Du sie noch niemals besucht!"

„Das ist eines der besten Vergnügen, die das Reisen gewährt," entgegnete Hadrian, „daß wir unter-

wegs viele Dinge in Wirklichkeit sehen, von denen wir uns nach Büchern und Erzählungen eine Vorstellung gebildet hatten. Nun fordern sie uns auf, sie mit dem Bilde von ihnen zu vergleichen, welches vor unserem geistigen Auge stand, ehe wir ihnen selbst begegnet waren. Von unerwartetem Neuem überrascht zu werden, scheint mir einen weit geringeren Genuß zu gewähren, als Bekanntes, das wir für werth hielten, uns näher nach ihm zu erkundigen, zum ersten Mal zu erblicken. Weißt Du, was ich meine?"

„Ich glaube wohl. Man hört von etwas und wenn man's dann sieht, so fragt man sich, ob man sich's richtig gedacht hat. Ich stelle mir Menschen und Gegenden, die man mir lobte, immer schöner vor, als ich sie dann finde."

„Der Rest, der sich daraus zum Nachtheil der wirklichen Dinge ergibt," entgegnete Hadrian, „gereicht ihnen zu geringerem Vorwurfe, als der emsigen und verschönernden Einbildungskraft Deiner Jahre zur Ehre. Ich — ich —" und der Kaiser schaute, seinen Bart streichend, in's Weite, „ich erfahre, je älter ich werde, je öfter, daß es möglich ist, sich Menschen, Gegenden und Dinge so vorzustellen, daß wir, wenn wir ihnen zum ersten Male begegnen, zu glauben berechtigt sind, wir hätten sie längst gekannt, sie besucht und mit den Augen geschaut. Auch hier will es mir scheinen, als erblickt' ich nichts Neues, sondern sähe nur längst Gekanntes wieder. Aber das ist kein Wunder, denn ich kenne meinen Strabo und habe hundert Berichte über diese Stadt gehört und gelesen.

Doch es gibt auch Vieles, das mir ganz fremd war, und doch, wenn es an mich herantritt, mich anmuthet, als hätte ich es früher schon gesehen oder erlebt."

„Etwas Aehnliches hab' ich auch wohl erfahren," sagte Antinous. „Sollte unsere Seele wirklich schon in anderen Körpern gelebt haben und sich manchmal an Wahrnehmungen aus ihrem früheren Leben erinnern? Favorinus erzählte mir einmal, ein großer Philosoph, ich glaube Plato, behaupte, daß die Seelen vor unserer Geburt am Firmament auf und nieder geführt würden, damit sie sich die Erde betrachten könnten, auf der es ihnen doch später bestimmt sei zu leben. Außerdem sagt Favorinus . . ."

„Favorinus!" rief Hadrian abweisend, „dieser Schönredner besitzt viel Geschick, dem von Größeren Gedachten neue ansprechende Formen zu geben; aber die Geheimnisse der eigenen Seele zu belauschen versteht er nicht, dazu redet er zu viel, dazu kann er den Lärm des Lebens zu wenig entbehren."

„Die Erscheinung hast Du wahrgenommen, aber Du mißbilligst des Favorinus Erklärung derselben?"

„Ja, denn mir sind Menschen und Dinge als alte Bekannte begegnet, die erst lange nach meiner Geburt die Welt erblickt haben oder entstanden sind. Vielleicht paßt meine eigene Deutung nicht auf alle Lebenden, in mir aber lebt, das weiß ich gewiß, ein geheimnißvolles Etwas, das unabhängig von mir selbst in mir wirkt und schafft, in mich einkehrt oder mich verläßt nach seinem Belieben. Heißen wir es meinen Dämon oder auch meinen Genius, auf den Namen

kommt es nicht an. Nicht immer erscheint dieses Etwas, wenn ich es rufe, und oft wirkt es in mir, wenn ich's am letzten erwarte. Zu jeder Stunde, in der es mir innewohnt, gehört Vieles mir, was ihm selbst an Erfahrung und Können zu eigen ist. Was ihm bekannt war, das erscheint mir ebenso, wenn es mir begegnet. Alexandria ist mir nicht fremd, weil es mein Genius auf seinem Fluge gesehen hat. Vieles hat er in mir und für mich erlernt und geschaffen. Hundertmal frag' ich mich gegenüber meinen eigenen fertigen Werken: Ist es möglich, daß du, Hadrian, der Sohn deiner Mutter, dieß vollbracht haben solltest? Wie heißt nur die fremde Kraft, die dir bei seiner Vollendung geholfen? Jetzt kenn' ich sie und sehe sie auch in Andern wirken. In wen sie einkehrt, der überragt bald seinesgleichen, und am wirksamsten zeigt sie sich in den Künstlern. Oder werden aus gemeinen Menschen große Künstler, eben weil der Genius sie zu seiner Wohnung erwählte? Hast Du mich verstanden?"

„Nicht ganz," entgegnete Antinous, dessen großes Auge, so lange es mit dem Kaiser die Stadt zu betrachten galt, lebhaft geglänzt hatte, jetzt aber umschleiert und müde zu Boden schaute. „Zürne mir nicht, Herr. Dergleichen werde ich gewiß niemals verstehen, denn es gibt keinen Menschen, mit dem das, was Du Deinen Genius nennst, weniger zu thun hat als mit mir. Eigenes Denken kenn' ich nicht, den Gedanken Anderer zu folgen wird mir schwer, und ich möchte wohl wissen, was ich jemals Rechtes

zu schaffen vermöchte! Wenn ich etwas leiste, dann hilft meiner Seele kein Dämon, nein, sie fühlt sich ganz rathlos und verfällt in Träumereien. Bring' ich einmal etwas fertig, so muß ich mir sagen, daß es mir gewiß möglich gewesen wäre, es besser zu machen."

„Selbsterkenntniß," lachte Hadrian, „ist der Gipfel der Weisheit. Jeder hat das Seine gethan, wenn er die Vorstellung eines Freundes mit etwas Schönem bereichert. Was Andere durch Werke, das mußt Du durch Dein bloßes Dasein bewirken. Ruhig, Argus!"

Der Molosser hatte sich bei den letzten Worten erhoben und sich knurrend der Thür genähert. Trotz des Rufes seines Herrn schlug er laut an, als sich ein kräftiges Klopfen vernehmen ließ.

Hadrian sah mit Befremdung nach der Pforte und fragte:

„Wo ist Mastor?"

Antinous rief den Namen des Sklaven in das neben dem Wohnzimmer gelegene Schlafgemach des Kaisers, aber vergebens.

„Was hat nur der Bursch?" fragte Hadrian. „Er ist sonst stets bei der Hand und frisch wie eine Lerche, heute aber sah er aus wie ein Träumer und ließ beim Ankleiden erst meine Schuhe und dann meine Schulterspange aus den Händen fallen."

„Ich las ihm gestern einen Brief aus Rom vor. Sein junges Weib ist mit einem Schiffsführer in's Weite gegangen."

„Wünschen wir ihm Glück, daß er wieder frei ist."

„Er scheint ihr gut gewesen zu sein.“

„Ein hübscher Bursch, der mein Leibsklave ist, findet Ersatz, soviel er begehrt.“

„Aber er hat ihn noch nicht. Für's Erste schmerzt ihn noch das, was er verloren.“

„Wie weise! Da klopft es schon wieder. Sieh nach, wer sich erlaubt . . . Aber es hat ja ein Jeder das Recht hier zu klopfen; bin ich doch auf der Lochias nicht der Kaiser, sondern ein einfacher Privatmann. Leg' dich, Argus! Bist du besessen, Alter? Der Hund hält mehr als ich selbst auf meine Würde und das Baumeisterspielen scheint ihm nicht zu gefallen.“

Antinous hatte schon die Hand erhoben, um den Klopfer anzufassen, als die Thür von außen her leise geöffnet wurde und der Sklave des Palastverwalters über die Schwelle trat.

Der alte Schwarze bot einen kläglichen Anblick.

Des Kaisers ehrfurchtgebietende Gestalt und die schönen Kleider seines Günstlings setzten ihn in Verlegenheit, das drohende Geknurr des Molossers aber flößte ihm solche Angst ein, daß er die hageren Negerbeine furchtsam zusammenzog und so weit es gehen wollte mit seinem fadenscheinigen Röckchen beschützte.

Hadrian schaute dieß Bild des Jammers verwundert an und fragte dann:

„Was willst Du, Bursch?“

Der Sklave versuchte einen Schritt weiter vorzutreten; auf Hadrian's kräftiges Geheiß blieb er aber stehen und kratzte, indem er auf seine Plattfüße schaute,

das kurz geschorene, an einzelnen runden Flecken ausgefallene graue Wollhaar.

„Nun?“ fragte Hadrian abermals in nichts weniger als ermuthigendem Ton und lockerte die Finger, welche des Molossers Halsband hielten, in bedenklicher Weise.

Des Sklaven gebogene Kniee begannen zu zittern und indem er seine breite Handfläche dem graubärtigen Herrn, der ihm nicht weniger furchtbar erschien als sein Hund, entgegenstreckte, begann er in grausam verstümmeltem Griechisch die Anrede herzustammeln, welche sein Gebieter ihm mehrmals vorgesagt hatte und aus der hervorging, daß er vor dem Baumeister Claudius Venator aus Rom erscheine, um ihm seinen Gebieter, „das Mitglied des Rathes der Stadt, den macedonischen und römischen Bürger Kerauuns, Sohn des Ptolemäus, Vorsteher des früher königlichen, jetzt kaiserlichen Palastes auf der Lochias“, zu melden.

Hadrian ließ den armen Burschen, auf dessen Stirn heller Angstschweiß perlte, mitleidslos und indem er sich vor Vergnügen die Hände rieb, zu Ende reden.

Um den willkommenen Scherz zu verlängern, hütete er sich wohl, dem beklagenswerthen Alten einzuhelfen, wenn seine stammelnde Zunge auf unübersteigbare Hindernisse stieß.

Als der Neger endlich die schwülstige Meldung zu Ende gebracht hatte, sagte Hadrian freundlich:

„Sage Deinem Herrn, er dürfe eintreten.“

Kaum hatte der Sklave das Zimmer verlassen, als der Herrscher seinem Günstlinge zurief:

„Das gibt einen köstlichen Spaß! Wie wird der Jupiter aussehen, dem dieser Adler vorauf fliegt!“

Kerannus ließ nicht lange auf sich warten.

Während er in dem Gange, an dem die Gemächer des Kaisers lagen, auf und nieder gegangen war, hatte sich seine üble Stimmung gesteigert, denn er mußte es wie eine Nichtachtung von Seiten des Baumeisters empfinden, daß er ihn, von dessen Geburt und Würde ihn der Sklave gewiß unterrichtet hatte, mehrere Minuten, die ihm so lang wie Viertelstunden erschienen, allein ließ.

Auch seine Voraussetzung, daß ihn der Römer in eigener Person in sein Zimmer führen würde, sollte keineswegs in Erfüllung gehen, denn des Sklaven Botschaft lautete kurz: „er dürfe eintreten“.

„Sagte er: ‚ich dürfe‘, nicht ‚ich möge‘ oder ‚ich möchte die Güte haben?‘“ fragte der Verwalter.

„‚Er darf‘, hat er gesagt,“ entgegnete der Sklave.

Kerannus rief ein kurzes „So“, rückte den goldenen Reifen auf seinen Locken zurecht, warf den Kopf zurück, kreuzte tief athmend die Arme über der breiten Brust und befahl dem Schwarzen:

„Oeffne die Thür.“

Würdevoll überschritt der Verwalter die Schwelle. Dann verbeugte er sich, um nicht gegen die Höflichkeit zu verstoßen, in's Blaue hinein und wollte schon in scharfen Worten seinen Verweis auszusprechen beginnen, als ein Blick auf den Kaiser, die glänzende Ausschmückung, welche sein Gemach seit gestern erfahren, und wohl auch das recht unfreundlich klingende

Knurren des Molossers ihn veranlaßten, mildere Saiten aufzuziehen.

Sein Sklave war ihm gefolgt und hatte sich zwischen der Thürwand des Gemaches und den Polstern einen sichern Platz gesucht, er selbst aber trat, seine Furcht vor der Dogge besiegend, ein gutes Stück in das Zimmer vor.

Der Kaiser hatte sich auf die Fensterbrüstung gesetzt, drückte seinen Fuß leicht auf den Hals des Molossers und schaute Kerannus wie eine bemerkenswerthe Seltenheit an.

Dabei begegnete sein Blick dem des Verwalters und lehrte diesen, daß er es mit einem größeren Herrn zu thun habe, als er erwartet hatte.

Es lag etwas Ueberwältigendes in der Person des Mannes, der da vor ihm saß; aber gerade darum stellte sich sein Stolz auf die Zehen und wenn auch nicht scharf und ausfallend, wie das in seiner Absicht gelegen, aber doch mit gespreizter Würde fragte er:

„Stehe ich vor dem neuen Gaste der Lochias, dem Baumeister Claudius Venator aus Rom?“

„Du stehst —“ entgegnete der Kaiser und warf Antinous einen schelmischen Seitenblick zu.

„Du hast freundliche Aufnahme in diesem Palaste gefunden. Wie meine Väter, die ihn seit Jahrhunderten verwalten, so weiß auch ich das Gastrecht heilig zu halten.“

„Ich bin überrascht über das hohe Alter Deines Geschlechtes und beuge mich vor Eurer frommen Gesinnung,“ entgegnete Hadrian in ähnlichem Tone

wie der Verwalter. „Was werden wir sonst noch von Dir erfahren?“

„Ich kam nicht hieher, um Geschichten zu erzählen,“ sagte Keraunus, in dem die Galle sich regte, weil er ein spöttisches Lächeln am Munde des Fremden wahrzunehmen glaubte, „ich kam nicht hieher, um Geschichten zu erzählen, sondern um mich zu beklagen, daß Du als freundlich willkommen geheißener Gast Dich so wenig bestrebt zeigst, Deine Wirthe vor Schaden zu hüten.“

„Was soll das?“ fragte Hadrian, erhob sich von seinem Sitze und winkte Antinous, die Dogge festzuhalten, denn Argus legte eine besondere Abneigung gegen den Verwalter an den Tag. Er sah ihm vermuthlich an, daß er nicht gekommen sei, um seinem Herrn etwas Freundliches zu erweisen.

„Ist dieser gefährliche, die Zähne fletschende Hund Dein Eigenthum?“ fragte Keraunus.

„Ja.“

„Er hat heute Morgen meine Tochter zu Boden gerissen und den kostbaren Krug, mit dem sie des Morgens gern in's Freie tritt, zertrümmert.“

„Ich hörte von diesem Unfall,“ entgegnete Hadrian, „und gäbe viel darum, wenn ich ihn ungeschehen machen könnte. Das Gefäß soll Dir reichlich ersetzt werden.“

„Ich bitte Dich, zu dem Uebel, das wir durch Deine Schuld erfahren haben, nicht noch Beleidigungen zu fügen. Ein Vater, dessen Tochter überfallen und verwundet worden ist . . .“

„So hat sie Argus dennoch gebissen?“ rief Antinous erschreckt.

„Nein,“ gab Keraunus zurück. „Aber ihr Kopf und ihr Fuß haben, als sie zu Boden gerissen wurde, Verletzungen erfahren und sie leidet Schmerzen.“

„Das ist traurig; und da ich selbst nicht unerfahren in der Heilkunde bin,“ sagte Hadrian, „so will ich dem armen Mädchen gern zu helfen versuchen.“

„Ich besolde einen Heilkünstler von Beruf, der mir und den Meinigen dient,“ erwiederte der Verwalter in abweisendem Ton, „und kam hieher, um zu bitten, oder wenn ich offen sein soll, um zu fordern . . .“

„Was?“

„Erstens, daß man mich um Entschuldigung bittet.“

„Dazu ist der Baumeister Claudius Venator immer bereit, wenn ein Anderer durch seine oder der Seinen Schuld Schaden erleiden mußte. Das Geschehene, ich wiederhole es, thut mir aufrichtig leid, und ich bitte Dich, der Jungfrau, die der Unfall betroffen, sagen zu wollen, ihr Schmerz sei der meine. Was wünschest Du weiter?“

Des Verwalters Züge glätteten sich bei den letzten Worten und er antwortete weniger erregt als vorher:

„Ich muß Dich ersuchen, Deinen Hund an die Kette zu legen, einzusperren oder in anderer Weise unschädlich zu machen.“

„Das ist stark,“ rief der Kaiser.

„Es ist nur eine billige Forderung, auf der ich bestehe,“ entgegnete Keraunus entschieden. „Weder

ich noch meine Kinder sind ihres Lebens sicher, so lange diese wilde Bestie hier nach Gefallen wüthet."

Hadrian hatte verstorbenen Lieblingshunden und Rossen Denkmäler gesetzt und sein treuer Argus war ihm nicht weniger theuer, als anderen kinderlosen Männern ihr vierfüßiger Genosse; darum erschien ihm das Verlangen des wunderlichen Dicken so frech und ungeheuerlich, daß er unwillig ausrief:

„Thorheit! Man wird den Hund bewachen, und nun nichts weiter."

„Du legst ihn an die Kette," gab Kerannus mit rollenden Augen zurück, „oder es wird sich ein Anderer finden, der ihn auf immer unschädlich macht."

„Das würde dem feigen Mörder übel bekommen," rief Hadrian. „Was meinst Du, Argus?"

Die Dogge richtete sich bei diesen Worten auf und würde dem Verwalter an die Kehle gesprungen sein, wenn sie ihr Herr und Antinous nicht zurückgehalten hätten.

Kerannus fühlte sich von dem Molosser bedroht, aber er hätte sich in diesem Augenblicke von ihm zerreißen lassen ohne zurückzuweichen, so ganz beherrschte ihn der aus seinem verletzten Stolz entsprungene Ingrimm.

„Also auch auf mich soll in diesem Hause der Hund gehetzt werden?" fragte er herausfordernd und stemmte seine linke Faust in die Seite. „Jedes Ding hat seine Grenze, und so auch meine Geduld mit dem Gaste, der trotz seiner reifen Jahre jede Rücksicht vergißt. Ich werde dem Präfekten Titianus melden,

wie Du Dich hier aufführst, und der Kaiser soll, wenn er hier ist, erfahren . . ."

„Was?" lachte Hadrian.

„Was Du Dir gegen mich herausnimmst."

„Bis dahin bleibt die Dogge wo sie ist, und zwar unter guter Aufsicht. Aber Mann, laß Dir im Voraus sagen, Hadrian ist den Hunden eben so freundlich gesinnt wie ich, und mir noch freundlicher als den Hunden."

„Wir werden ja sehen," grollte Keraunus. „Ich oder die Dogge!"

„Ich fürchte, es wird heißen, die Dogge."

„Und damit beginge Rom einen neuen Gewaltstreich," rief Keraunus und seine Augen rollten dabei von der linken zur rechten Seite und wieder zurück. „Ihr habt den Ptolemäern Aegypten genommen."

„Mit gutem Grunde, und außerdem sind das verjährte Geschichten."

„Das Recht verjährt nicht wie eine schlechte Schuld."

„Doch es wird hinfällig mit den Personen, auf die es Bezug hat. Wie lange gibt es keine Lagiden mehr!"

„Das glaubt ihr, weil es euch nützlich scheint, es zu glauben," entgegnete der Verwalter. „In dem Manne, der hier vor Dir steht, fließt das Blut der macedonischen Fürsten dieses Landes. Mein ältester Sohn trägt den Namen des Ptolemäus Helios, mit dem, wie ihr vorgebt, der letzte Lagide dahin ging."

„Der gute, kleine, blinde Helios," fiel der schwarze

Sklave seinem Herrn in die Rede, denn er war gewohnt, den Namen des unglücklichen Kleinen wie einen Schild zu benützen, wenn sich Keraunus in bedenklicher Stimmung befand.

„Also blind ist der letzte Nachkomme des Lagus," lachte der Kaiser. „Rom kann seine Ansprüche abwarten. Aber ich werde dem Kaiser mittheilen, einen wie gefährlichen Prätendenten dieß Haus beherbergt."

„Gib mich an, verklage, verleumde mich," rief der Verwalter verachtungsvoll. „Aber ich lasse mich nicht treten. Geduld! Geduld! Du wirst mich kennen lernen!"

„Und Du den Molosser," entgegnete Hadrian, „wenn Du nicht augenblicklich mit Deiner mausernden Krähe dort dieß Zimmer verläßt."

Keraunus winkte seinem Sklaven und wandte ohne Gruß seinen Feinden den Rücken.

Auf der Schwelle des Gemaches blieb er noch einen Augenblick stehen und rief Hadrian zu:

„Verlaß Dich darauf; ich klage im Rath und schreibe dem Kaiser, wie man sich hier gegen einen macedonischen Bürger zu handeln erdreistet."

Als der Verwalter das Gemach verlassen hatte, ließ Hadrian den Molosser frei, welcher wüthend auf die Thür losstürzte, die sich zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Abneigung geschlossen hatte.

Hadrian gebot ihm Ruhe und sagte dann, indem er sich an seinen Liebling wandte:

„Ein Ungethüm von einem Manne! Lächerlich und dabei widerwärtig im höchsten Grade! Wie die

Wuth in ihm tobte, und doch zu keinem rechten Ausbruch zu kommen vermochte! Vor solchen verstockten Gesellen bin ich gern auf der Hut. Gebt Acht auf meinen Argus und bedenkt, daß wir in Aegypten sind, dem Lande, das, wie schon Homer sagt, voll ist von Giften. Mastor soll die Augen offen halten; da ist er ja endlich."

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Leibsklave des Kaisers sich aufgemacht hatte, um der von dem Molosser seines Herrn bedrohten Selene Hülfe zu leisten, war ihm schon etwas begegnet, das er nicht vergessen konnte, hatte er einen Eindruck empfangen, den er nicht zu verwischen vermochte, hatten Worte und Klänge seine Seele berührt, die unaufhörlich in ihr nachtönten und ihm Herz und Sinn so mächtig berückten, daß er befangen und halb im Traume seinem Herrn die Handreichungen leistete, welche er sonst Morgen für Morgen frisch und mit aller Aufmerksamkeit zu verrichten gewohnt war.

Sommer und Winter pflegte Mastor vor Sonnenaufgang das Schlafgemach seines Herrn zu verlassen, um alles vorzubereiten, was Hadrian bedurfte, wenn er sich von seinem Lager erhob.

Da gab es die Goldbeschläge an der schmalen Beinschiene und den Lederriemen, die zu den Soldatenstiefeln seines Herrn gehörten, zu putzen, seine Kleider zu lüften und neu mit dem kaum merklichen, zarten

Wohlgeruch, den er liebte, zu besprengen; die meiste Zeit aber nahmen die Vorbereitungen für das Bad Hadrian's in Anspruch.

Auf der Lochias gab es noch nicht, wie zu Rom in den Kaiserpalästen, wohleingerichtete Bäder, und doch wußte der Diener, daß sein Herr auch hier eine Fülle von Wasser brauchen würde.

Man hatte ihm gesagt, er möge sich, sobald er etwas für seinen Gebieter bedürfen sollte, an den Baumeister Pontius wenden. Er fand diesen Letztern, ohne ihn zu suchen, vor dem für Hadrian bestimmten Wohngemache, dem er, während der Kaiser schlief, mit seinen Gehülfen ein behagliches und dem Auge zusagendes Ansehen zu geben bestrebt war.

Der Architekt verwies den Sklaven auf die Arbeiter, welche im ersten Vorhof des Palastes mit der Legung des Pflasters beschäftigt waren. Diese Leute sollten ihm so viel Wasser, wie er nur immer brauchte, herzutragen.

Den Leibdiener des Kaisers enthob seine Stellung von dergleichen niedrigen Diensten, aber auf der Jagd, auf Reisen und wo es noththat, pflegte er sie ungefragt und gern zu verrichten.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als er in den Hof trat.

Viele Sklaven lagen dort noch auf ihren Matten und schliefen, andere hatten sich um ein Feuer gelagert und warteten auf ihre Suppe, welche ein Knabe und ein alter Mann mit hölzernen Stäben umrührten.

Weder die Einen noch die Anderen wollte Mastor

stören, er ging vielmehr auf eine Gruppe von Arbeitern zu, die sich erst nur mit einander zu unterhalten schienen, jetzt aber aufmerksam auf die Rede eines alten Mannes hörten, der ihnen wohl eine Geschichte erzählte.

Das Herz des armen Burschen war sehr schwer und sein Sinn nicht auf Märchen und Kurzweil gerichtet.

Das Leben war ihm ganz vergällt.

Die Dienstleistungen, welche von ihm verlangt wurden, schienen ihm sonst eine alles Andere überragende Wichtigkeit zu besitzen, aber heute war es anders.

Er hatte die dunkle Empfindung, als habe ihn das Schicksal selbst von all' seinen Pflichten entbunden, als habe das Unglück das Band zerschnitten, welches ihn an seinen Dienst und den Kaiser fesselte, und ihn zu einem einsamen und auf sich selbst gestellten Manne gemacht.

Es kam ihm auch in den Sinn, ob er nicht die Goldstücke, die ihm Hadrian und reiche Leute, welche früher als Andere aus dem Wartezimmer vor die Person des Kaisers geführt zu werden wünschten, zugeworfen oder in die Hand gesteckt hatten, zusammennehmen, die Flucht ergreifen und, was er besaß, in den Schenken der großen Stadt, beim Wein und mit lustigen Dirnen verjubeln sollte.

Was dann geschah, konnte ihm gleich sein.

Wenn man ihn wieder einfing, so wurde er vielleicht zu Tode gepeitscht; aber er hatte Fußtritte

und Schläge genug bekommen, ehe er in den Dienst des Kaisers gelangte, ja als er nach Rom geschleppt wurde, war er sogar einmal mit Hunden gehetzt worden. Kam er um sein Leben, was that's? Einmal war ja doch alles vorbei, und die Zukunft schien ihm nichts zu bieten, als Uebermüdung im Dienst eines ruhelosen Herrn, Kummer und Hohn.

Er war ein grundguter Mensch, der Niemand ein Leid zufügen mochte und dem es sogar schwer fiel, Andere in ihrem Vergnügen oder ihrer Unterhaltung zu stören.

Heute war er am wenigsten dazu geneigt, denn wem das Herz weh thut, der empfindet fein, wie es seinesgleichen zu Muthe ist.

Als er sich der Arbeitergruppe, aus der er sich seine Wasserträger wählen wollte, genähert hatte, beschloß er, den Erzähler, an dessen Lippen die Blicke der ihn umgebenden Leute hingen, ausreden zu lassen.

Der Schein des Feuers unter dem Suppenkessel fiel auf das Antlitz des Redenden.

Er war ein alter Arbeiter, aber ein freier Mann, das verriethen seine langen Haare. Wegen seines vollen weißen Bartes fühlte sich Mastor geneigt, ihn für einen Juden oder Phönizier zu halten. Es war nichts Ungewöhnliches an dem mit einem ärmlichen Kittel bekleideten Greise, als seine eigenthümlich glänzenden, unbewegt gen Himmel gerichteten Augen und die schräge Richtung seines Hauptes, dessen linke Seite sich an die erhobenen Hände schmiegte.

„Und nun," sagte der Erzähler, indem er die

Arme sinken ließ, „laßt uns wieder an die Arbeit gehen, Brüder! ‚Im Schweiße eures Angesichtes sollt ihr euer Brod essen‘, so steht es geschrieben. Uns Alten fällt es manchmal schwer, die Steine zu heben und den steifen Rücken so lange zu krümmen, aber wir sind ja einer schöneren Zeit näher, als ihr es seid. Das Leben wird uns allen nicht leicht, aber der Herr hat ja gerade uns, die wir schwere Mühe und Last tragen, vor allen Anderen zu Gaste geladen, und die Sklaven unter uns gewiß nicht am letzten.“

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ unterbrach ein jüngerer Mann den Alten, indem er die Worte Christi wiederholte.

„Ja, so spricht der Heiland,“ sagte der Alte in zustimmendem Ton, „und dabei hat er gewiß an uns gedacht. Ich sagte schon: wir haben's nicht leicht, aber um wie viel schwerer war doch die Last, die Er freiwillig auf sich nahm, um uns vom Leid zu erlösen. — Arbeiten muß Jeder, muß auch der Kaiser, Er aber, der in seines Vaters Herrlichkeit leben konnte, ließ sich verspotten und verhöhnen und in's Antlitz speien, ließ sich Dornen in die arme Stirn drücken, trug sein schweres Kreuz, dessen Gewicht ihn erdrückte, und litt den qualvollsten Tod, und das alles um unseretwillen, ohne zu murren. Aber er litt nicht vergebens, denn der Herr nahm das Opfer seines Sohnes an und that ihm den Willen und sagte: ‚Alle, die an ihn glauben, sollen nicht verloren sein, sondern das ewige Leben haben.‘ — So mag denn

ein neuer schwerer Tag beginnen, so mögen ihm denn tausend schwerere folgen, so mag denn der Tod das Leben beschließen: wir glauben an unseren Erlöser, wir haben Gottes Versprechen, uns aus Leid und Jammer in seinen Himmel zu laden und uns für eine kurze Zeit des Elends in dieser Welt nie endende Jahrtausende der Freude zu schenken. — Geht nun an die Arbeit. Für Dich, mein Knakias, arbeitet wohl der rüstige Krates, bis Deine Finger geheilt sind. Wenn das Brod vertheilt wird, so denke doch Jeder an die Kinder des guten, seligen Philammon. Dir, mein armer Gibbus, wird das Schaffen heute sauer werden. Der Herr dieses Mannes, meine lieben Brüder, hat gestern seine beiden Töchter an einen Händler aus Smyrna verkauft. Wenn nicht hier in Aegypten oder in einem andern Lande, mein Gibbus, so findet ihr euch doch bei unserem himmlischen Vater wieder, darauf vertraue. Das Erdenleben ist unser Weg, das Ziel ist der Himmel, und der Führer, welcher uns lehrt es nie zu verfehlen, ist unser Erlöser. Mühe und Arbeit, Kummer und Leid sind leicht für Jeden zu tragen, der da weiß, daß wenn der Feierabend naht, ihm der König der Könige seine Wohnung öffnen wird, um ihn als lieben Gast in sein Haus zu rufen, das alle, die uns theuer waren, beherbergt."

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," sprach wiederum mit lauter Stimme ein Mann aus dem rings um den Alten lagernden Kreise.

Der Greis stand auf, winkte einem Knaben, der Brod zu gleichen Theilen unter die Arbeiter vertheilte, und griff nach einem Henkelkruge, um einen größeren hölzernen Becher mit Wein zu füllen.

Mastor war kein Wort von dieser Rede entgangen, und das mehrmals wiederholte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", klang in ihm wieder wie das Gastgebot eines freundlichen, zu schönen Tagen der Freiheit und Freude ladenden Wirthes.

In der Nacht seines Kummers zeigte sich ein ferner leuchtender Schimmer, der einen neuen Morgen zu verheißen schien, und ehrerbietig nahte er sich dem Alten, um ihn zunächst zu fragen, ob er der Aufseher der um ihn versammelten Arbeiter sei.

„Der bin ich," entgegnete der Greis und wies ihm, sobald er gehört hatte, was Mastor im Auftrage des leitenden Baumeisters begehre, einige jüngere Sklaven zu, die schnell das nöthige Wasser herbeischafften.

Pontius begegnete dem Diener des Kaisers und seinen Krugträgern und sagte so laut, daß Mastor ihn verstand, zu dem ihn begleitenden Bildhauer Pollux:

„Des Baumeisters Sklave läßt heute seinen Herrn von Christen bedienen. Das sind ordentliche, nüchterne Arbeiter, die still ihre Pflicht thun."

Während Mastor seinem Herrn Tücher reichte, ihn trocknete und ankleidete, war er weit weniger als sonst bei der Sache, denn die Worte, welche er aus dem

Munde des alten Aufsehers vernommen hatte, kamen ihm nicht aus dem Sinn.

Er hatte sie nicht alle verstanden, aber wohl begriffen, daß es einen freundlichen Gott gäbe, der in eigener Person die schwersten Qualen erlitten, der den Armen, den Elenden und Sklaven besonders hold sei, und sie zu erquicken, zu trösten und mit allen, die ihnen einst theuer gewesen, zusammenzuführen verheiße.

Das „Kommet her zu mir" klang ihm wieder und immer wieder so heimlich und warm an's Herz, daß er dabei erst an seine Mutter denken mußte, die ihn manchmal, als er noch ein Kind war, gerufen hatte, um ihn, wenn er auf sie zugeeilt war, in ihren weit geöffneten Armen aufzufangen und an's Herz zu ziehen. Ebenso hatte er es mit seinem kleinen verstorbenen Sohne mehr als einmal gemacht, und die Empfindung, daß es Jemanden geben könnte, der ihn, den verlassenen, einsamen Mann, liebreich zu sich heranrufen könnte, um ihn von seinem Leid zu erlösen, um ihn mit seiner Mutter, seinem Vater und seinen in der fernen verlorenen Heimat zurückgebliebenen Lieben wieder zu vereinigen, nahm seinem Kummer die Hälfte seiner Bitterkeit.

Er war gewohnt, auf alles zu hören, was in des Kaisers Nähe gesprochen wurde, und hatte von Jahr zu Jahr mehr davon zu verstehen gelernt.

Oft war über die Christen geredet worden, und zwar gewöhnlich als von irregeleiteten und gefährlichen Thoren.

Es hieß auch von mehreren seiner Mitsklaven, sie wären christliche Narren, manchmal aber hatten besonnene Männer und zu Zeiten sogar Hadrian selbst für die Christianer Partei genommen.

Jetzt hatte Mastor zum ersten Male aus ihrem eigenen Munde gehört, was sie glaubten und hofften, und während er seinen Dienst verrichtete, konnte er es kaum erwarten, den alten Pflasterleger wiederum aufzusuchen, ihn zu befragen und die Hoffnungen, welche seine Worte in ihm erweckt hatten, von ihm bestätigt zu hören.

Sobald Hadrian mit Antinous das Wohngemach betreten hatte, war Mastor auf den Hof zu den Christen geeilt. Dort versuchte er mit dem Aufseher ein Gespräch über seinen Glauben anzuknüpfen, aber der Alte erwiederte ihm, alles habe seine Zeit. Jetzt dürfe die Arbeit nicht unterbrochen werden, nach dem Untergange der Sonne möge er wiederkommen, dann würde er ihm von Demjenigen reden, welcher verheißen habe, die Leidtragenden zu erquicken.

Mastor dachte nicht mehr an Flucht.

Als er wieder vor seinen Gebieter trat, lag ein so sonniger Glanz in seinen blauen Augen, daß Hadrian die scheltenden Worte, welche er für ihn bereit hielt, unausgesprochen ließ und, mit dem Finger auf ihn weisend, Antinous lachend zurief:

„Ich glaube, der Schelm hat sich schon getröstet und ein neues Weibchen gefunden. Laß auch uns, so gut es gehen will, dem Horaz folgen und den heutigen Tag genießen. Die Zukunft gehen zu lassen

wie sie mag, kann sich der Dichter erlauben, ich nicht, denn leider bin ich ja Kaiser."

„Rom weiß den Göttern Dank, daß Du es bist," entgegnete Antinous.

„Was der Junge manchmal für gute Worte findet," lachte Hadrian und strich seinem Liebling über die braunen Locken. „Jetzt arbeite ich bis Mittag mit Phlegon und Titianus, den ich erwarte, und dann wird es vielleicht etwas zu lachen geben. Frage den langen Bildhauer hinter den Schranken, zu welcher Stunde Balbilla ihm zu seiner Büste zu sitzen gedenkt. Man muß die Arbeiten des Baumeisters und der alexandrinischen Künstler auch bei Tage betrachten; das haben sie mit ihrem Eifer verdient."

Hadrian begab sich in das Gemach, woselbst sein Geheimschreiber die aus Rom und der Provinz eingelaufenen Briefe und Schriften, welche der Kaiser zu lesen und zu unterschreiben hatte, für ihn bereit hielt.

Antinous blieb allein in dem Wohngemach zurück und schaute eine Stunde lang den Schiffen zu, die in dem Hafen vor Anker gingen oder die Rhede verließen, und freute sich an den schnellen Booten, die, wie Wespen die reifen Früchte, die großen Fahrzeuge umschwärmten. Dann hörte er auf den Gesang der Matrosen und das Spiel des Flötisten, der den Takt des Ruderschlages auf dem Dreiruderer leitete, welcher eben den kaiserlichen Privathafen dicht unter ihm verließ. Auch die reine Bläue des Himmels und die Wärme des schönen Morgens erfreute ihn, und er

fragte sich, ob der leichte, den Hafen umwehende Theergeruch angenehm sei oder nicht.

Als die Sonne höher stieg, blendete ihn ihr grelles Licht.

Gähnend zog er sich von dem Fenster zurück, streckte sich auf einem Polster aus und schaute gedankenlos und ohne sich um die Gegenstände zu kümmern, welche die verblichenen Gemälde an der Decke des Zimmers darstellen sollten, zu ihnen hinauf.

Der Müßiggang war längst die Thätigkeit seines Lebens geworden, aber so sehr er sich auch an ihn gewöhnt hatte, so empfand er doch noch manchmal seinen grauen Schatten, die Langeweile, als eine widerwärtige, störende Beeinträchtigung der Lebenslust.

Gewöhnlich dachte er in solchen einsamen Stunden müßiger Träumerei an die Seinen in Bithynien, von denen er vor dem Kaiser nicht reden durfte, oder auch an Jagdzüge, die er mit Hadrian unternommen hatte, an erlegtes Wildpret, an Fische, die er, ein guter Angler, erbeutet hatte, oder dergleichen.

Was die Zukunft bringen würde, kümmerte ihn nicht, denn Schaffenslust, Ehrgeiz und alles, was einer leidenschaftlichen Regung gleich sah, war bis dahin seiner Seele fremd geblieben.

Die Bewunderung, welche seine Schönheit überall erregte, freute ihn nicht, und manchmal war es ihm zu Muth, als lohne es sich nicht, ein Glied zu rühren oder Athem zu holen.

Fast alles, was er sah, war ihm völlig gleichgültig, nur nicht ein gutes Wort aus dem Munde

des Kaisers, der ihm über alles Menschenmaß groß zu sein schien, den er fürchtete wie das Schicksal und mit dem er sich doch verbunden fühlte wie die Blume mit dem Baum, die sterben muß, wenn man den Stamm vernichtet, an dem sie wie ein freundlicher Zierat flattert.

Als er sich heute auf dem Divan ausstreckte, nahmen seine Träumereien eine neue Richtung.

Er mußte des blassen Mädchens gedenken, das er vor den Zähnen des Molossers gerettet, der weißen, kalten Hand, die sich einen Augenblick um seinen Hals geschlungen, und der kühlen Worte, mit denen sie ihn dann zurückgewiesen hatte.

Antinous begann sich mächtig nach Selene zu sehnen, derselbe Antinous, dem in allen Städten, die er mit dem Kaiser besuchte, und besonders zu Rom die gefeierten Schönen Blumensträuße und zärtliche Briefe zutragen ließen, und der doch, seitdem er seine Heimat verlassen, noch nie für ein weibliches Wesen auch nur halb so große Theilnahme empfunden hatte, wie für das Jagdpferd, das ihm der Kaiser geschenkt, oder für den großen Molosser.

Wie athmender Marmor kam ihm dieses Mädchen vor. Vielleicht mußte Derjenige sterben, den sie an ihre kühle Brust schloß; aber solcher Tod mußte wonnevoll sein, und es schien ihm tausendmal seliger, mit erstarrtem Blut als durch überschnelle Schläge des Herzens zu Grunde zu gehen.

„Selene," murmelten seine Lippen mehrmals mit leisem Beben; eine seinem stillen Wesen fremde, sich

durch alle seine Glieder fortpflanzende Unruhe bemächtigte sich seiner, und er, der sonst stundenlang ohne sich zu regen auf einem Polster ausgestreckt liegen und träumen konnte, sprang jetzt von seinem Lager auf und durchmaß tief athmend mit langen Schritten das Gemach.

Leidenschaftliche Sehnsucht nach Selene trieb ihn auf und nieder, und der Wunsch, sie wiederzusehen, härtete sich zum Vorsatz und trieb ihn an, emsig auf Mittel und Wege zu sinnen, sie vor der Rückkehr des Kaisers wieder zu sehen.

Ohne Weiteres in die Wohnung ihres empörten Vaters zu dringen, schien ihm unmöglich, und doch war er gewiß, sie dort zu finden, denn ihr verletzter Fuß hielt sie sicher im Hause zurück.

Sollte er den Verwalter wieder um Brod und Salz angehen?

Aber in Hadrian's Namen durfte er nach dem Auftritte, der vor Kurzem hier stattgefunden hatte, Kerannus um nichts ersuchen.

Sollte er hingehen und ihr einen neuen Krug an Stelle des zerbrochenen bringen? Das würde den hochmüthigen Mann von neuem empören.

Sollte — sollte — sollte er nicht. Nein, dieß alles war völlig unmöglich! Aber das, das, ja das war das Rechte!

In seinem Salbenkasten standen einige Essenzen, die ihm der Kaiser gegeben. Von diesen wollte er ihr eine anbieten, um sie, mit Wasser verdünnt, auf ihren kranken Fuß zu legen.

Diese That des Mitleids konnte auch sein Gebieter, der selbst seine Kenntnisse in der Heilkunst gern an Kranken erprobte, nicht mißbilligen.

Sogleich rief er Mastor und befahl ihm, den Molosser, welcher ihm bei seinen Wanderungen durch das Zimmer gefolgt war, zu hüten; dann ging er in sein Schlafgemach, nahm dort ein Fläschchen von äußerst kostbarem Stoff, das ihm Hadrian an seinem letzten Geburtstage geschenkt und welches früher Trajan's Gattin Plotina besessen hatte, und begab sich in die Wohnung des Verwalters. Bei den Stufen, auf denen er Selene gefunden hatte, begegnete er dem schwarzen Sklaven mit einigen Kindern.

Der Alte war aus Furcht vor der Dogge des Römers hier sitzen geblieben.

Antinous trat zu dem Sklaven heran und bat denselben, ihn zur Wohnung seines Herrn zu führen.

Der Neger ging ihm sogleich voran, öffnete die Thür des Vorgemachs und sagte, indem er mit dem Finger nach dem Wohnzimmer wies:

„Dort, aber Keraunus ist ausgegangen."

Ohne sich weiter um Antinous zu kümmern, ging der Sklave zu den Kindern zurück, der Bithynier aber blieb unschlüssig mit seinem Fläschchen stehen, denn außer Selenens Stimme hörte er auch die eines andern Mädchens und die tiefere eines Mannes.

Er zauderte noch, als ihn Arsinoe's laute Frage: „Wer kommt da?" zu weiterem Vorschreiten nöthigte.

In dem Wohngemache stand Selene in einem langen, hellen Gewande und mit dem Schleier über

dem Haupte, wie zum Ausgehen gerüstet, ihre jüngere Schwester aber schwebte so, daß ihre Fußspitzen den Erdboden berührten, an dem Rand eines Tisches, auf dem viele alterthümliche Dinge lagen.

Vor ihr stand ein phönizischer Herr in mittleren Jahren, der einen schön geschnitzten Becher in der Hand hielt. Er schien mit der Jungfrau um ihn zu handeln.

Keraunus hatte sich heute wiederum zu einem Kunsthändler begeben, ihn aber nicht zu Hause getroffen und in seinem Magazin die Aufforderung zurückgelassen, Hiram möge ihn in seiner Wohnung auf der Lochias besuchen, denn er könne ihm dort werthvolle Seltenheiten zeigen.

Der Phönizier war vor der Heimkehr des Verwalters, der in einer Sitzung des Raths festgehalten wurde, bei Keraunus eingetreten und Arsinoe zeigte ihm nun ihres Vaters Schätze, deren Vorzüge sie mit großer Beredtsamkeit hervorhob.

Leider that Hiram nicht viel höhere Gebote als der gestern Abend von dem Verwalter so übel heimgesandte Gabinius.

Selene war von vorn herein des Mißerfolges gewiß gewesen und wünschte dem Handel bald ein Ende zu machen, denn die Stunde nahte, in der sie sich mit Arsinoe in die Papyrusfabrik begeben mußte. Der Weigerung ihrer Schwester, sie zu begleiten, und der Bitte der Sklavin, wenigstens heute ihren Fuß zu schonen, hatte sie ein festes: „Ich gehe!“ entgegengesetzt.

Des Jünglings Erscheinen versetzte die Mädchen in einige Unruhe.

Selene erkannte ihn sogleich, Arsinoe fand ihn schön, aber linkisch; der Kunsthändler aber sah ihn voller Bewunderung an und bot ihm zuerst seinen Gruß.

Antinous erwiederte denselben, verneigte sich vor den Schwestern und sagte dann, indem er sich an Selene wandte:

„Wir hörten, Du wärest am Kopfe verwundet und Dein Fuß sei beschädigt, und weil wir doch an Deinem Unfalle schuld sind, so möchten wir Dir dieß Fläschchen anbieten, das ein gutes Mittel gegen solche Schäden enthält."

„Ich danke Dir," entgegnete die Jungfrau; „aber ich fühle mich wieder so gut, daß ich auszugehen versuchen will."

„Das solltest Du nicht thun," bat Antinous dringend.

„Ich muß," gab Selene ernst zurück.

„So behalte wenigstens das Fläschchen, um Umschläge zu machen, wenn Du heimkehrst. Zehn Tropfen in ein Gefäß wie dieß da, voll Wasser."

„Ich kann es versuchen, wenn ich zurück bin."

„Thu' es, und Du wirst sehen, wie heilsam es ist. Du bist uns doch nicht mehr böse?"

„Nein."

„Das freut mich!" rief er und schaute Selene mit seinen großen Träumeraugen voll stiller Leidenschaft an.

Ihr mißfiel dieser Blick, und kühler als vorher fragte sie den Bithynier:

„An wen geb' ich dieß Fläschchen zurück, wenn ich seinen Inhalt benützt habe?“

„Behalte es, bitte,“ bat Antinous. „Es ist schön und gewinnt doppelten Werth für mich, wenn Du es besitzest.“

„Hübsch ist es, aber ich mag keine Geschenke.“

„So zerschlag' es, wenn Du es gebraucht hast. Du hast uns den schlimmen Streich der Dogge doch nicht verziehen, und es thut uns so herzlich leid, daß unser Hund . . .“

„Ich zürne Dir nicht. — Arsinoe, gieße doch die Arznei in ein Schälchen.“

Die jüngere Tochter des Verwalters that sogleich wie ihr geheißen, und als sie dabei bemerkte, wie hübsch das Fläschchen war und in wie vielen Farben es glänzte, sagte sie unbefangen:

„Wenn meine Schwester es nicht will, so schenke es mir. Wie kann man nur um so ein Nichts solch Aufhebens machen, Selene!“

„So nimm es,“ sagte Antinous und schaute ängstlich zu Boden, denn jetzt kam ihm auf einmal in den Sinn, wie hoch der Kaiser dieß kleine Gefäß geschätzt hatte, und daß er ihn vielleicht später einmal darnach fragen könnte.

Selene zuckte die Achseln und rief, indem sie den Schleier über die Stirn zog, ihrer Schwester mit einem unzufriedenen Blicke zu:

„Es ist hohe Zeit.“

„Ich mag heute nicht,“ entgegnete Arsinoe trotzig, „und es ist Unsinn, daß Du mit Deinem geschwollenen Fuß eine Viertelstunde lang gehen willst.“

„Es wäre besser, wenn Du Dich schontest,“ sagte der Kunsthändler höflich, und Antinous fügte besorgt hinzu:

„Wenn sich Dein Leiden verschlimmert, so verschärfst Du den Vorwurf, den wir uns machen.“

„Ich muß gehen,“ entgegnete Selene entschieden, „und Du kommst mit mir, Schwester.“

Diese Worte sprach sie nicht aus Eigensinn, nein, die herbe Nothwendigkeit drängte sie auf ihre Lippen.

Sie durfte heute in der Papyrusfabrik nicht fehlen, denn der Wochenlohn für Arsinoe und ihre eigene Arbeit sollte ausgezahlt werden. Außerdem blieben morgen und vier andere Tage die Werkstätten und Kassen geschlossen, denn der Kaiser hatte dem reichen Besitzer der Fabrik zugesagt sie zu besuchen, und zu Hadrian's Ehre sollte viel Schadhaftes in den alten Räumen hergestellt und mancherlei Zierat an dem schmucklosen Hause angebracht werden.

Heute von der Werkstätte fern zu bleiben, hieß nicht nur den Lohn einer Woche, sondern den von zwölf Tagen einbüßen, denn es war den Arbeitern eröffnet worden, daß ihnen als Zeichen der Freude über den kaiserlichen Besuch der volle Sold für die freie Zeit ausgezahlt werden solle. Selene aber brauchte Geld für die Erhaltung der Ihren und mußte darum auf ihrem Willen bestehen.

Als sie sah, daß Arsinoe keine Miene machte ihr zu folgen, fragte sie sie mit strengem Ernst noch einmal:

„Wirst Du kommen? ja oder nein!“

„Nein,“ rief Arsinoe trotzig und setzte sich fester auf den Tischrand.

„So soll ich allein gehen?“

„Hier bleiben sollst Du!“

Selene trat noch einmal näher auf ihre Schwester zu und schaute sie fragend und vorwurfsvoll an.

Aber Arsinoe bestand auf ihrem Willen.

Wie ein schmollendes Kind verzog sie den Mund, schlug mit den Handflächen, auf die sie sich gestützt hatte, dreimal auf den Tisch und rief ihr ebenso oft „Nein“ zu. Da winkte Selene der alten Sklavin, befahl ihr, in dem Wohnzimmer zu bleiben, bis ihr Vater zurückkehren würde, grüßte den Kunsthändler freundlich, Antinous aber nur mit einer gleichgültigen Neigung des Kopfes, und verließ das Zimmer.

Der Jüngling folgte ihr und traf mit ihr bei den Kindern zusammen. Sie zog ihnen die Kleidchen zurecht und gebot ihnen wegen des bösen Hundes von dem Gange fern zu bleiben.

Antinous strich dem kleinen blinden Helios über den hübschen Lockenkopf und fragte sie, als sie sich anschickte, die Treppe hinan zu steigen:

„Darf ich Dir helfen?“

„Ja,“ sagte sie, denn schon auf der ersten Stufe empfand sie einen stechenden Schmerz im Beine und hielt dem jungen Mann ihren Ellenbogen hin, damit er ihn mit seiner Hand unterstütze.

Ihre Antwort würde sicher „Nein“ gelautet haben, wenn sie auch nur das Geringste für den Liebling des Kaisers empfunden hätte; aber sie hatte das Bild eines andern Mannes im Herzen und sah nicht einmal, daß Antinous schön war.

So schnell hatte das Herz des Bithyniers noch nie geschlagen, wie während der kurzen Augenblicke, in denen es ihm jetzt gestattet war, Selenens Arm zu berühren.

Er fühlte sich wie berauscht, aber er nahm dennoch wahr, daß sie Schmerzen litt, während sie die wenigen Stufen der kleinen Treppe hinanstieg.

„Bleibe doch heute zu Hause und schone Dich,“ bat er noch einmal mit unsicherer Stimme.

„Ihr langweilt mich,“ antwortete sie verdrossen. „Ich muß gehen und hab' es nicht weit.“

„Darf ich Dich begleiten?“

Sie lachte auf und entgegnete mit leisem Hohn in der Stimme:

„Gewiß nicht! Führe mich nur durch den Gang, damit der Hund mich nicht wieder anfällt; dann gehe wohin Du willst, nur nicht mit mir.“

Er gehorchte ihr, und als er ihr da, wo der Gang an einen größeren Saal stieß, „Lebewohl“ sagte, dankte sie ihm mit einigen freundlichen Worten.

Es gab zwei Wege, um aus ihres Vaters Wohnung in's Freie zu gelangen. Der eine führte durch das Rondel mit den Köpfen der ptolemäischen Frauen über viele Terrassen treppauf treppab in den ersten Hof, der andere in ebener Fläche durch die Zimmer und Säle des Palastes.

Sie mußte den letzteren wählen, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, mit dem schmerzenden Fuße ohne Hülfe viele Stufen zu erklimmen und von ihnen herniederzusteigen, aber sie entschied sich ungern für diesen Weg, denn sie wußte, wie viele Männer gerade hier mit Erneuerungsarbeiten beschäftigt waren.

Um sicher zu gehen, nahm sie sich vor, ihren Gespielen zu bitten, sie durch die Schaaren der Werkleute und rohen Sklaven bis zum Hause seiner Eltern zu führen.

Auch dieser Entschluß ward ihr nicht leicht, denn seit dem Nachmittage, an dem Pollux die Büste ihrer Mutter ihrer Schwester Arsinoe eher als ihr gezeigt hatte, grollte sie dem Bildhauer, dem sich noch jüngst ihre ermattete, liebesarme Seele weit, weit geöffnet hatte. Und ihr Groll gegen ihn verminderte sich nicht, sondern wuchs mit der Zeit.

Ja, zu jeder Stunde des Tages und bei allem, was sie that, mußte sie sich wiederholen, daß sie Grund habe ihm gram zu sein.

Sie hatte ihm ein zweites Mal zum Modell gedient, mehrmals mit ihm geredet und bei ihrem letzten Abschied versprochen, ihm heute Abend noch einmal zu gestatten, den Faltenwurf ihres Mantels zum Vorbild zu nehmen.

Wie sehnlich hatte sie das neue Beisammensein mit Pollux erwartet, wie besonders liebenswerth war er ihr bei jeder neuen Begegnung erschienen, wie lebhaft wußte auch er seiner Freude Ausdruck zu geben, so oft er sie sah.

Von Vielerlei, auch von Liebe hatten sie miteinander geredet, und wie eifrig war er geworden, als er ihr die Versicherung ertheilte, um glücklich zu sein fehle ihr nichts als ein guter Mann, der sie, wie sie es verdiene, auf den Händen tragen würde. Dabei hatte er auf seine großen Finger geschaut, sie aber war roth geworden und hatte gedacht, daß sie, wenn er nur wollte, gern den Versuch wagen würde, das Leben an seiner Seite froh zu genießen.

Es wollte ihr scheinen, als gehörten sie beide zusammen, als wäre sie für ihn und er für sie geboren.

Warum hatte er nun gestern das Bild ihrer Mutter Arsinoe eher als ihr gezeigt?

Jetzt wollte sie ihn fragen, ob er es für sie oder ihre Schwester auf dem Rondel aufgestellt habe, und ihn ihre Unzufriedenheit fühlen lassen.

Sie mußte ihm auch mittheilen, daß sie heute Abend nicht wieder Modell stehen könne. Schon um ihres Fußes willen war dieß unmöglich.

Mit steigendem Schmerz überschritt sie die Schwelle der Musenhalle und näherte sich den Schranken, die ihren Gespielen verbargen.

Er war nicht allein, denn es wurde in dem Verschlage gesprochen, und kein Mann, sondern eine Frau leistete ihm Gesellschaft; sie hörte schon von weitem ihr heiteres Lachen.

Als sie dann neben den Schranken stand, um Pollux zu rufen, erhob das Weib, welches er jetzt gewiß als Modell benutzte, seine Stimme lauter noch als vorher und rief lustig:

„Aber das ist stark. Ich soll Dich an die Stelle meiner Zofe setzen! Was sich solch ein Künstler herausnimmt!“

„Sage Ja,“ bat er mit derselben gemüthsvoll heiteren Stimme, die ihr mehr als einmal das Herz umstrickt hatte. „Du bist wunderschön, Balbilla, aber wenn Du mich gewähren ließest, so könntest Du noch viel schöner sein als Du bist.“

Wieder erscholl ein munteres Gelächter hinter den Schranken.

Sein heller Ton mußte der armen Selene wohl sehr wehe gethan haben, denn sie hob die Schultern hoch in die Höhe und verzog ihr schönes Gesicht nicht anders als ob sie einen großen Schmerz erdulde. Sie preßte auch beide Hände auf ihre linke Seite, als sie an den Schranken ihres mit seiner Schönen tändelnden Gespielen vorbei und dann über den Hof auf die Straße hinkte.

Was marterte die Arme so sehr? Die Noth ihres Hauses, ihr körperliches Leid, welches sich mit jedem neuen Schritte vermehrte, oder ihr erstarrendes, wundes, um seine jung erblühte, schönste und letzte Hoffnung betrogenes Herz?

Sechzehntes Kapitel.

Wenn Selene sonst auf die Straße trat, so schaute ihr mancher Mann mit Bewunderung nach, heute aber bildeten zwei Gassenbuben ihr Gefolge. Sie riefen fortwährend „Klipp, klapp!“ hinter ihr her. Dazu reizte die erbarmungslosen Gesellen die locker angeschnallte Sohle an des Mädchens krankem Fuße, welche bei jedem seiner Schritte auf das Pflaster schlug.

Während Selene so unter grausamen Schmerzen der Papyrusfabrik näher kam, kehrten Freude und Glück bei Arsinoe ein; denn kaum hatten ihre Schwester und Antinous die Wohnung ihres Vaters verlassen, als der Kunsthändler Hiram sie bat, ihr das Fläschchen zu zeigen, welches ihr der schöne junge Mann soeben geschenkt hatte.

Aufmerksam wandte es der Kaufmann im Lichte der Sonne nach allen Seiten, prüfte seinen Klang, fuhr mit dem Stein in seinem Ringe darüber hin und murmelte dann in leisem Selbstgespräch: „Vasa Murrhina.“

Arsinoe's scharfen Ohren entging dieses Wort nicht, und sie wußte durch ihren Vater, daß die kostbarsten von allen Ziergefäßen, mit denen reiche Römer ihre Prunkgemächer schmückten, Vasa Murrhina wären. Darum erklärte sie ihm sogleich, daß sie wisse, wie hohe Summen man für solche Fläschchen zahle und daß sie ihm das ihre nicht billig verkaufen werde. Er begann zu bieten, sie verlangte lachend den zehnfachen Preis und nach einem zwischen dem Kunsthändler und dem Mädchen bald heiter, bald mit großem Ernste ausgefochtenen Streit sagte der Phönizier:

„Zweitausend Drachmen; keine Sesterzie mehr."

„Das ist gewiß noch lange nicht genug, aber da hast Du's."

„Einer weniger schönen Verkäuferin hätte ich kaum die Hälfte bewilligt."

„Und ich laß es Dir nur, weil Du solch ein artiger Mann bist."

„Das Geld schicke ich vor dem Untergange der Sonne."

Diese Worte machten das Mädchen, welches vor Ueberraschung und Freude strahlte und gern dem kahlköpfigen Kaufmann oder ihrer noch weniger schönen Sklavin und am liebsten der ganzen Welt um den Hals gefallen wäre, bedenklich; denn ihr Vater kam gewiß bald nach Hause, und sie verhehlte sich nicht, daß er ihr Thun mißbilligen und wahrscheinlich dem jungen Mann sein Fläschchen und dem Kunsthändler sein Geld zurückschicken würde. Sie selbst würde den Fremden niemals um das Gefäß gebeten haben, wenn

sie eine Ahnung von seinem Werthe gehabt hätte; aber nun gehörte es ihr einmal, und gab sie es wieder fort, so geschah damit Niemand ein Gefallen, vielmehr hätte sie den Fremden beleidigt und sich selbst wahrscheinlich um das größte Vergnügen gebracht, auf das sie sich jemals gefreut hatte.

Was war nun zu thun?

Sie saß immer noch auf dem Tisch, hatte die Spitze ihres linken Fußes mit der rechten Hand gefangen und schaute in dieser verwegenen Stellung so ernst zu Boden, als ob sie einen Gedanken oder ein Auskunftsmittel aus den Figuren auf dem Estrich herauszulesen versuche.

Der Kunsthändler ergötzte sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit, die ihr reizend stand, und wünschte seinen Sohn, einen jungen Maler, an seine Stelle; endlich aber brach er das Schweigen und sagte:

„Dein Vater würde vielleicht mit unserem Handel nicht einverstanden sein, und doch wünschtest Du für ihn das Geld zu haben?“

„Wer sagt das?“

„Würde er mir wohl seine Schätze anbieten, wenn er keines bedürfte?“

„Es ist nur — ich kann nur —“ stammelte Arsinoe, die wenig geübt im Lügen war, „ich möchte ihm nur nicht gestehen —“

„Ich sah ja, wie unschuldig Du zu dem Fläschchen kamst,“ entgegnete der Kaufmann, „und Kerannus braucht von dem Dinge da gar nichts zu wissen.

Denke Dir, Du hätteſt es zerbrochen und ſeine Scherben lägen da draußen im Meer. Auf welche von dieſen Sachen legt Dein Vater den wenigſten Werth?"

„Auf dieß alte Schwert des Antonius," gab das Mädchen zurück, deſſen Züge ſich wieder erheiterten. „Er ſagt, es ſei doch wohl zu lang und zu ſchmal für das, was es vorſtellen ſolle. Ich für mein Theil glaube, es iſt gar kein Schwert, ſondern ein Bratſpieß."

„Zu dieſem Zwecke laſſ' ich es morgen in meiner Küche verwenden," entgegnete der Kaufmann, „aber ich biete zweitauſend Drachmen dafür, nehme es mit und ſende den Betrag in einigen Stunden. Iſt es ſo recht?"

Arſinoe ließ ihren Fuß fallen, glitt von dem Tiſch und klatſchte ſtatt aller Antwort erfreut in die Hände.

„Sag' ihm nur," fuhr der Kaufmann fort, „ich könnte jetzt viel für dergleichen zahlen, weil ſich der Kaiſer gewiß nach Dingen umſehen würde, die Julius Cäſar, Marcus Antonius, Octavianus Auguſtus und andere große Römer in Aegypten gebraucht hätten. Die Alte da mag mir den Bratſpieß nachtragen. Draußen wartet mein Sklave und ſoll ihn bis vor meine Küchenthür unter ſeinem Chiton verſtecken; denn trägt er ihn unverdeckt, ſo würden mich vorübergehende Kenner um den koſtbaren Schatz beneiden, und vor mißgünſtigen Blicken thut man wohl ſich zu hüten."

Der Kunſthändler lachte, ſteckte das Fläſchchen zu ſich, gab der Alten das Schwert und nahm dann von dem Mädchen freundlichen Abſchied.

Sobald Arſinoe allein war, lief ſie in ihr Schlaf-

gemach, um Schuhe anzuziehen, sich den Schleier überzuwerfen und in die Papyrusfabrik zu eilen.

Selene sollte wissen, welch unerwartetes Glück ihr und ihnen allen widerfahren sei, und dann wollte sie das arme Mädchen in einer Sänfte, die stets am Hafen zu finden war, nach Hause tragen lassen.

Es ging ja nicht immer friedlich, ja es ging oft recht stürmisch und unfriedlich her zwischen den Schwestern, aber was Arsinoe Bedeutendes begegnete, mochte es Gutes, mochte es Schlimmes sein, das mußte sie doch mit Selenen theilen.

Ewige Götter, welche Lust!

Sie durfte mitten unter den Töchtern der großen Bürger nicht weniger reich geschmückt als eine von ihnen an dem Festzuge theilnehmen, es blieb noch ein hübsches Sümmchen für den Vater und die Geschwister übrig, und mit der Arbeit in der Fabrik, die sie anwiderte, die ihr verhaßt und gräßlich war, sollt' es nun hoffentlich für immer vorbei sein.

Der alte Sklave saß noch mit den Kindern neben der Treppe.

Arsinoe hob jedes einzelne zu sich hinauf, gab ihm einen Kuß und flüsterte ihm in's Ohr:

„Heute Abend gibt's Kuchen!"

Dem blinden Helios preßte sie die Lippen auf beide Augen und sagte ihm:

„Du kannst mit mir kommen, liebes Kerlchen. Ich nehme nachher für Selene eine Sänfte und da setz' ich Dich mit hinein und Du wirst wie ein reiches Herrlein nach Hause getragen."

Der kleine Blinde strebte jubelnd zu ihr empor und rief: „Durch die Luft, durch die Luft, und nicht fallen!“

Als sie ihn noch auf den Armen hielt, kam ihr Vater mit triefender Stirn und in großer Aufregung die Treppe herauf, welche von dem Rondel zu dem Gange führt, und sagte, nachdem er sich das Antlitz getrocknet und schnaufend den nöthigen Athem gewonnen:

„Draußen ist mir der Kunsthändler Hiram mit dem Schwert des Antonius begegnet. Du hast es ihm für zweitausend Drachmen verkauft; Du Närrin!“

„Aber Vater,“ lachte Arsinoe, „Du hättest den Bratspieß für eine Pastete und einen Schluck Wein hergegeben.“

„Ich?“ rief Keraunus, „den dreifachen Preis hätte ich für dieß ehrwürdige Andenken, das der Kaiser mit Talenten aufwiegen wird, zu erzielen gewußt; aber verkauft ist verkauft. Ich möchte Dich auch nicht vor dem Manne bloßstellen und will Dich nicht schelten. Aber doch — doch — der Gedanke, das Schwert des Antonius nicht mehr zu besitzen, wird mir schlaflose Nächte bereiten.“

„Wenn wir Dir heute Abend ein gutes Stück Fleisch vorgesetzt haben, so kommt schon der Schlummer,“ entgegnete Arsinoe, nahm Keraunus sein Tuch aus der Hand, trocknete ihm schmeichelnd damit die Schläfen und fuhr munter fort:

„Wir sind jetzt reiche Leute, Vater, und werden den anderen Bürgermädchen zeigen, was wir vermögen.“

„Ihr nehmt nun beide an dem Feste Theil,“ sagte der Verwalter bestimmt. „Der Kaiser soll sehen, daß ich zu seiner Ehre kein Opfer scheue, und wenn er euch bemerkt und ich meine Klage wegen des frechen Bildhauers bei ihm anbringe . . .“

„Das mußt Du jetzt lassen,“ bat Arsinoe, „wenn nur der Fuß der armen Selene bis dahin gesund ist.“

„Wo ist sie?“

„Ausgegangen.“

„Dann wird es ja mit dem Fuße so schlimm nicht sein. Sie kommt hoffentlich bald nach Hause.“

„Vielleicht; ich wollte sie eben mit einer Sänfte abholen.“

„Sänfte?“ fragte Keraunus erstaunt. „Die zweitausend Drachmen haben dem Mädchen den Kopf verdreht!“

„Wegen ihres Fußes. Er that ihr so weh, als sie fortging.“

„Warum ist sie denn nicht zu Hause geblieben? Da wird gewiß wie gewöhnlich eine Stunde lang um eine halbe Sesterzie gehandelt, und ihr habt beide keine Zeit zu verlieren.“

„Ich suche sie gleich.“

„Nein, nein, Du wenigstens mußt hier bleiben, denn in zwei Stunden sollen sich die Frauen und Jungfrauen im Theater versammeln.“

„In zwei Stunden? Aber großer Serapis, was ziehen wir an?“

„Dafür zu sorgen ist Deine Sache,“ entgegnete Keraunus. „Ich werde mich selbst der Sänfte be-

dienen, von der Du sprachst, und mich zu dem Schiffsbaumeister Tryphon hinauf- und hinuntertragen lassen. Ist da noch Geld in Selenens Schachtel?"

Arsinoe ging sogleich in ihr Schlafgemach und sagte, als sie zurückkam: „Das ist alles; sechs doppelte Drachmen."

„Mit vieren hab' ich genug," entgegnete der Verwalter, steckte aber nach kurzem Besinnen das ganze halbe Dutzend zu sich.

„Was willst Du bei dem Schiffsbauer?" fragte Arsinoe.

„Im Rath," gab Kerannus zurück, „wurde ich wieder um euretwillen geplagt. Ich sagte, eine meiner Töchter wäre krank und die andere müsse sie pflegen; das ließ man nicht gelten und verlangte nach der Gesunden. Nun erklärte ich, ihr hättet keine Mutter mehr, wir lebten einsam für uns und es widerstünde mir, mein Kind allein, ohne Hüterin in die Versammlung zu schicken. Da sagte der Schiffsbauer Tryphon, es würde seiner Frau Vergnügen bereiten, Dich mit ihrer Tochter in's Theater zu führen. Das nahm ich auch halb und halb an, erklärte aber gleich, Du würdest nicht gehen wollen, wenn es Deiner älteren Schwester nicht besser ginge. Bestimmte Zusagen konnte ich nicht ertheilen, Du weißt schon weßwegen."

„O, der brave Antonius und sein herrlicher Bratspieß!" rief Arsinoe. „Jetzt ist alles in Ordnung und Du meldest uns bei dem Schiffsbauer an. Unsere weißen Gewänder sind noch ganz gut, aber einige Ellen neues hellblaues Band für meine Haare und

rothes für die Seleucus mußt Du unterwegs bei dem Phönizier Abibaal kaufen."

„Gut."

„Ich sorge schon für beide Kleider, aber freilich: wann müssen wir fertig sein?"

„In zwei Stunden."

„Weißt Du was, Väterchen?"

„Nun?"

„Unsere Alte ist halb blind und macht alles verkehrt. Erlaube mir, daß ich Frau Doris aus dem Thorwärterhäuschen zu Hülfe nehme. Sie ist so geschickt und freundlich und Niemand bügelt so gut."

„Schweig'," unterbrach der Thorhüter seine Tochter voll Entrüstung. „Dieß Volk wird nie wieder meine Schwelle betreten."

„Aber mein Haar; sieh nur, wie es aussieht!" rief Arsinoe erregt und wühlte mit den Fingern in ihrem vollen Hauptschmuck, den sie dabei gewaltsam auseinanderzog. „Das da neu aufzubauen, mit Band neu zu durchflechten, unsere beiden Kleider zu bügeln und die Spangen darauf zu nähen, das brächte die Zofe der Kaiserin in zwei Stunden nicht fertig."

„Doris wird diese Schwelle nie überschreiten," wiederholte Kerannus statt jeder andern Antwort.

„So laß mir von dem Schneider Hippias eine Gehülfin schicken; aber das wird wieder Geld kosten."

„Wir haben's und können's," entgegnete Kerannus stolz, und murmelte um seine Aufträge nicht zu vergessen, während er die Sänfte aufsuchte, fortwährend

vor sich hin: „Der Schneider Hippias, blaues Band, rothes Band, der Schiffsbaumeister Tryphon.“

Des Schneiders flinke Gehülfin half Arsinoe ihr und Selenens Gewand herzurichten, und wurde nicht müde, den schönen Glanz und die seidene Weichheit der Haare Arsinoe's zu preisen, während sie sie hoch aufbaute, mit Bändern durchflocht und am Hinterkopfe unter dem Kamm so zierlich drehte, daß sie ihr als ein Busch von artig geringelten, langen Locken über den Nacken und Rücken fielen.

Als Keraunus zurückkehrte, sah er mit wohlberechtigtem Stolz auf sein schönes Kind.

Er war vergnügt und kicherte sogar leise vor sich hin, als er die Goldstücke, die ihm der Diener des Kunsthändlers überbracht hatte, in Reihen legte und zählte.

Arsinoe trat ihm bei dieser Beschäftigung näher und fragte lachend: „Hiram hat mich doch nicht übervortheilt?“

Keraunus bat sie, ihn nicht zu stören, und erwiederte: „Bedenke des großen Antonius Waffe, vielleicht dieselbe, die er sich in die Brust stieß. — Wo nur Selene bleibt?“

Zwei und drei halbe Stunden waren vergangen und als auch die vierte längst begonnen hatte und seine älteste Tochter noch immer nicht kam, erklärte der Verwalter, sie müßten aufbrechen, denn es ginge nicht an, die Gattin des Schiffsbaumeisters warten zu lassen.

Es that Arsinoe aufrichtig leid, ohne ihre Schwester gehen zu müssen. Sie hatte Selenens Gewand so gut in Stand gesetzt wie ihr eigenes und es sorg-

fältig auf das Polster neben dem Mosaikgemälde gelegt. Sie hatte sich viele Mühe gegeben. Noch niemals war sie allein auf die Straße getreten und es schien ihr undenkbar, etwas allein ohne die Gesellschaft und Aufsicht der Abwesenden unternehmen und genießen zu sollen. Aber ihres Vaters Versicherung, man würde auch noch später Selenen mit Freuden einen Platz unter den Jungfrauen anweisen, beruhigte das von froher Erwartung erfüllte Mädchen.

Zuletzt besprengte sie sich noch ein wenig mit der duftenden Essenz, deren sich Keraunus zu bedienen pflegte, ehe er in den Rath ging, und veranlaßte ihren Vater, der Sklavin zu befehlen, während ihrer Abwesenheit für die Kinder den versprochenen Kuchen zu kaufen.

Die Kleinen hatten sich alle um sie versammelt und bewunderten sie mit lautem „Ah“ und „Oh“ wie eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, der man nicht nahe treten und die man nicht anfassen dürfe.

Um ihres Haarschmucks wegen beugte sie sich auch nicht wie sonst zu ihnen hernieder.

Nur dem kleinen Helios streichelte sie die Locken und sagte: „Morgen geht's durch die Luft; vielleicht erzählt Dir Selene nachher eine schöne Geschichte.“

Das Herz schlug ihr viel schneller als sonst, als sie in die Sänfte stieg, die vor der Thorhüterwohnung auf sie wartete.

Frau Doris freute sich von fern an ihrem Aussehen, und als Keraunus in die Straße trat, um auch für sich eine Sänfte zu rufen, schnitt die Alte schnell die beiden schönsten Rosen von ihren Stöcken, huschte

aus ihrem Häuschen heraus und gab sie, indem sie den Zeigefinger auf den schelmisch lächelnden Mund drückte, dem Mädchen in die Hand.

Wie im Traume kam Arsinoe zum Hause des Schiffsbaumeisters und in's Theater, und zum ersten Male erfuhr sie auf diesem Wege, daß Angst und Freude in ein und demselben Mädchenherzen nebeneinander Platz finden, und daß die eine die andere nicht hindert sich wacker zu regen.

Furcht und Erwartung beherrschten sie so ganz, daß sie weder hörte noch sah, was um sie her vorging. Nur einmal vernahm sie, wie ein bekränzter junger Mann, der Arm in Arm mit einem andern an ihr vorbeiging, ihr munter nachrief: „Es lebe die Schönheit!"

Von da an schaute sie immerfort in ihren Schooß und auf die Rosen, die ihr Frau Doris geschenkt hatte.

Die Blumen erinnerten sie an den Sohn der freundlichen Alten und sie fragte sich, ob der lange Pollux sie nicht vielleicht in ihrem Putze gesehen habe.

Das hätte sie sehr gefreut und es wäre auch gar nicht unmöglich gewesen, denn Pollux ging gewiß, seit er auf der Lochias arbeitete, oft zu seinen Eltern hinein.

Vielleicht hatte er selbst die Rosen für sie gepflückt und sie ihr nur nicht zu überreichen gewagt, weil ihr Vater ja bei ihr gewesen war.

Siebenzehntes Kapitel.

Der junge Bildhauer war nicht in dem Thorhüterhäuschen gewesen, als Arsinoe vorbeikam. An sie gedacht hatte er oft genug, seitdem er sie vor der Büste ihrer Mutter wiedergesehen; aber gerade an jenem Nachmittag waren seine Zeit und sein Können von einem andern Mädchen in Anspruch genommen worden.

Balbilla hatte sich gegen Mittag auf die Lochias begeben und zwar in Begleitung der würdigen Claudia, einer armen Senatorenwittwe, die ihr, der reichen vater- und mutterlosen Waise, seit mehreren Jahren als Ehrendame und Gesellschafterin zur Seite stand.

Zu Rom leitete diese Matrone den Hausstand Balbilla's, und zwar mit ebenso großem Geschick wie Vergnügen. Aber sie war doch nicht völlig mit ihrem Loose zufrieden, denn die Reiselust ihrer Schutzbefohlenen zwang sie oft die Hauptstadt zu verlassen, und es gab für sie außer Rom keinen Ort, in dem es sich zu leben lohnte.

Nach Bajae in's Bad zu gehen, im Winter einmal, um der Kälte des Januar und Februar zu entfliehen, an der ligurischen Küste einige Wintermonate zuzubringen, das ließ sie sich gefallen, denn dort war sie sicher, wenn auch nicht Rom, so doch Römer wiederzufinden; aber dem Wunsche Valbilla's, in einem schwankenden Meerschiff das heiße Afrika aufzusuchen, das sie sich wie einen glühenden Ofen vorstellte, hatte sie entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. Zuletzt war sie doch gezwungen worden, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn die Kaiserin hatte dem Verlangen, Valbilla mit an den Nil zu nehmen, so entschiedenen Ausdruck gegeben, daß Widerspruch Ungehorsam gewesen sein würde. Im Stillen mußte sie sich auch sagen, daß ihr übermüthiges und eigenwilliges Pflegetöchterchen, — so nannte sie Valbilla am liebsten, — auch ohne die Einmischung Sabina's ihren Willen durchgesetzt haben würde.

Valbilla hatte sich in den Palast begeben, um Pollux zu einer Büste zu sitzen.

Als Selene an den Schranken vorbeikam, welche ihren Jugendgespielen und seine Arbeit ihren Blicken entzogen, war die würdige Matrone auf ihrem Polster entschlummert und der Bildhauer mit allem Eifer bestrebt gewesen, der vornehmen Jungfrau zu beweisen, daß die Größe ihres Haarschmucks übertrieben sei und durch seine Masse die Wirkung der feinen Züge ihres Antlitzes beeinträchtigen müsse.

Er bat sie sich zu erinnern, in welcher einfachen Weise die großen Meister von Athen in den Blüten-

tagen der plastischen Kunst den Haarschmuck anmuthiger Frauen zu behandeln gelehrt hätten, und bot ihr an, ihr selbst die Haare so, wie es sie kleiden würde, zu ordnen, wenn sie morgen, bevor ihre Zofe das erste Löckchen gebrannt, zu ihm zurückkehrte. Heute, sagte er, würden die niedlichen Sächelchen doch wieder in ihre Rundung zurückspringen, wie die Feder an einer Fibula, die man auseinander biegt.

Valbilla widersprach ihm mit heiterer Lebendigkeit, verwahrte sich gegen sein Verlangen, ihr Zofendienste zu leisten, und vertheidigte ihre Haartracht mit der Mode.

„Aber diese Mode ist unschön, ungeheuerlich, in's Auge schlagend," rief Pollux. „Nicht um zu verschönern, um aufzufallen haben sie eitle Römerinnen in müßigen Stunden erdacht."

„Durch mein Aeußeres aufzufallen," entgegnete Valbilla, „ist mir zuwider. Gerade wenn man der Mode folgt, und wäre sie noch so auffällig, macht man sich weniger bemerkbar, als wenn man ihr trotzt und sich geflissentlich viel schlichter, bescheidener, kurz anders trägt, als sie es gebietet. Wen hältst Du für eitler, die modisch gekleideten jungen Herren auf der kanopischen Straße, oder die cynischen Philosophen mit ihrem zerzausten Haar, dem künstlich zerrissenen Filz auf den Schultern und den groben Knütteln in den schmutzigen Händen?"

„Die Letzteren," gab Pollux zurück; „aber sie sündigen gegen die Gesetze der Schönheit, für die ich Dich gewinnen möchte und die jede Anforderung der

Mode so sicher überleben werden, wie die homerische Ilias das Geleier eines Straßensängers, der von der Mordthat erzählt, die gestern unsere Stadt in Aufregung versetzte. Bin ich der Erste, der es versucht ein Bildniß von Dir zu formen?"

„Nein," lachte Valbilla, „fünf römische Künstler haben sich schon an diesem Kopfe versucht."

„Und ist eine ihrer Büsten so geworden, daß sie Dir genügte?"

„Besser als herzlich schlecht hab' ich keine gefunden."

„So wird Dein hübsches Antlitz also in fünffältiger Verzerrung auf die Nachwelt kommen?"

„O nein, ich ließ sie alle zerschlagen."

„Das war ihnen gesund," rief Pollux eifrig. Dann wandte er sich mit einer natürlichen Wendung an sein entstehendes Bildwerk und sagte zu ihm: „Armer Thon, wenn die schöne Dame, der du ähnlich gemacht werden sollst, das Chaos ihrer Locken nicht preisgibt, so wird es dir ganz gewiß wie deinen fünf Vorgängern ergehen."

Bei diesen Worten war die Matrone erwacht und fragte:

„Ihr sprecht wohl von Valbilla's zerschlagenen Büsten?"

„Ja," entgegnete die Dichterin.

„Vielleicht wird diese hier ihnen folgen," seufzte Claudia. „Weißt Du auch, was ihr in diesem Falle bevorsteht?"

„Nun?"

„Diese Jungfrau versteht sich ein wenig auf Deine Kunst.“

„Ich habe bei Aristeas etwas stümpern gelernt,“ unterbrach sie Balbilla.

„Aha, weil das durch den Kaiser in Mode gekommen ist und es in Rom auffallen würde, sich nicht mit Bildhauerei zu beschäftigen.“

„Vielleicht!“

„Und sie hat bei jeder fertigen Büste,“ fuhr die Matrone fort, „was ihr besonders mißfiel, zu ändern versucht.“

„Ich arbeitete nur den Sklaven vor,“ fiel Balbilla ihrer Begleiterin in's Wort. „Meine Leute haben übrigens nach und nach eine gewisse Uebung im Zerschlagen erlangt.“

„So ist meinem Werke wenigstens ein schnelles Ende beschieden,“ seufzte Pollux. „Freilich; alles Entstehende kommt mit seinem Todesurtheil auf die Welt.“

„Würde Dich ein schneller Untergang Deiner Arbeit kränken?“ fragte Balbilla.

„Ja, wenn ich mein Werk für gelungen, nein, wenn ich es für verfehlt hielte.“

„Wer eine schlechte Büste aufbewahrt,“ sagte Balbilla, „trägt Sorge, daß eine unverdiente schlechte Nachrede über ihn auf spätere Geschlechter kommt.“

„Gewiß! Aber woher nimmst Du den Muth, Dich zum sechsten Mal solcher schwer zu verwüstenden Verleumdung auszusetzen?“

„Weil ich zerschlagen lassen kann, was mir be-

liebt," lachte das verwöhnte Mädchen. „Das Stillsitzen ist sonst nicht meine Sache."

„Wahrhaftig nicht," seufzte Claudia. „Aber von Dir erwartet sie etwas Gutes."

„Ich danke," sagte Pollux, „und will mir alle Mühe geben, etwas zu Stande zu bringen, das den Anforderungen entspricht, die ich an ein Marmorbildniß stelle, welches erhalten zu werden verdient."

„Und diese Anforderungen heißen?"

Pollux dachte einige Augenblicke nach und entgegnete dann:

„Mir steht nicht immer das rechte Wort für das, was ich als Künstler empfinde, zur Verfügung. Ein plastisches Bildniß, das seinem Schöpfer genügen kann, muß zwei Bedingungen erfüllen: es soll in äußerlich ähnlichen Formen der Nachwelt zeigen, was in dem dargestellten Menschen steckte, und ferner derselben Nachwelt vor Augen führen, was die Kunst zu derjenigen Zeit, in welcher es hergestellt ward, zu leisten vermochte."

„Das läßt sich hören; aber Du vergißt Dich selbst."

„Du meinst meinen Ruhm?"

„Freilich."

„Ich arbeite für Papias und diene der Kunst, das ist mir genug. Der Ruhm fragt einstweilen nicht nach mir und ich nicht nach ihm."

„Du wirst aber doch auch meine Büste mit Deinem Namen versehen?"

„Warum nicht!"

„Weiser Cicero!“

„Cicero?“

„Du kennst wohl kaum des alten Tullius kluge Bemerkung, daß die Philosophen, die über die Eitelkeit des Ruhmes schrieben, dennoch ihre Namen auf ihre Bücher setzten.“

„Ich verachte den Lorbeer nicht, aber ich will nichts erjagen, was mir nur dann Werth zu haben scheint, wenn es mir ungesucht zufällt, weil es mir zufallen muß.“

„Gut. Aber Deine erste Bedingung würde doch nur dann erfüllbar für Dich sein, wenn es Dir gelingen sollte, mein Denken, mein Empfinden, alles in allem mein ganzes inneres Wesen kennen zu lernen.“

„Ich sehe Dich an und rede mit Dir,“ entgegnete Pollux.

Claudia lachte laut auf und rief:

„Unterhalte Dich statt zweimal zwei Stunden eben so viele Jahre mit ihr, und Du wirst immer Neues an ihr entdecken. Keine Woche vergeht, in der sie Rom nicht etwas zu rathen aufgibt. Dieser rastlose Kopf kommt niemals zur Ruhe, aber dafür bleibt sich freilich dieß goldene Herz immer und überall gleich.“

„Und Du glaubst, daß mir das neu wäre?“ fragte Pollux. „Den rastlosen Geist meines Modells seh' ich auf seiner Stirn und an seinem Munde, und wie sein Gemüth beschaffen ist, das verrathen mir seine Augen.“

„Und meine Stumpfnase?“ fragte Valbilla.

„Sie legt Zeugniß ab für Deine wunderlichen lustigen Einfälle, die Rom in Erstaunen setzen.“

„Vielleicht arbeitest Du doch nicht für den Hammer der Sklaven,“ lachte Valbilla.

„Und thäte ich's,“ entgegnete Pollux, „so bliebe mir immerhin die Erinnerung an diese angenehme Stunde.“

Der Baumeister Pontius unterbrach den Bildhauer und ersuchte Valbilla ihn zu entschuldigen, wenn er die Sitzung störe. Pollux müsse sogleich etwas Wichtiges begutachten, werde aber in zehn Minuten wieder bei der Arbeit sein können.

Sobald die beiden Frauen allein waren, stand Valbilla auf und sah sich in der von Schranken begrenzten Werkstätte des Bildhauers neugierig um; ihre Begleiterin aber sagte:

„Ein artiger junger Mann, dieser Pollux; aber etwas ungezwungen und überlebendig.“

„Ein Künstler,“ entgegnete Valbilla und kehrte jedes Bild und Täfelchen mit den Zeichenstudien des Bildhauers um, hob das Tuch von dem Wachsmodell der Urania, prüfte den Klang der Laute, die an einer der Schranken hing, war bald hier, bald da und blieb zuletzt vor einem großen, mit Tüchern fest umwickelten Thonstück in einer Ecke der Werkstätte stehen.

„Was mag das sein?“ fragte sie Claudia.

„Gewiß ein halb vollendetes neues Modell.“

Valbilla betastete den vor ihr stehenden Körper mit den Fingerspitzen und sagte:

„Es scheint mir ein Kopf zu sein. Jedenfalls etwas Besonderes! Auf so fest verdeckten Schüsseln

liegen oft die besten Gerichte. Enthüllen wir denn dieß verschleierte Bildniß."

„Wer weiß, was es ist," sagte Claudia, indem sie eine Schnur von den Tüchern löste, welche die Büste verbargen. „Es gibt oft merkwürdige Sachen in solchen Werkstätten."

„Ei was; es ist nur ein menschliches Haupt; ich fühl' es," rief Balbilla.

„Aber man kann doch nicht wissen," fügte die Matrone hinzu und löste einen Knoten. „Diese Künstler sind so unbändige, unberechenbare Menschen."

„Nimm Du diesen Zipfel, ich hebe hier," bat Balbilla, und einen Augenblick später stand der jungen Römerin Zerrbild, welches Hadrian am letzten Abend geformt hatte, in seiner ganzen fratzenhaften Häßlichkeit vor der Dichterin da.

Sie erkannte sich sogleich wieder und lachte im ersten Augenblick laut auf; je länger sie aber das Zerrbild anschaute, desto ärgerlicher, verdrossener, empörter schaute sie drein.

Sie kannte ihr eigenes Antlitz Zug für Zug und wußte, was schön, was weniger schön an ihm war; dieß Bildniß aber berücksichtigte nichts als das weniger Ansprechende in ihrem Gesichte, hob es schonungslos hervor und übertrieb es mit ausgesuchter Bosheit. Dieser Kopf war häßlich zum Erschrecken, und dennoch der ihre. Während sie ihn auch von der Seite betrachtete, gedachte sie dessen, was Pollux aus ihren Zügen herauszulesen versichert hatte, und eine tiefe Empörung bemächtigte sich ihrer jungen Seele.

Ihr großer, unerschöpflicher Reichthum, der ihr jede ihrer Launen rücksichtslos zu befriedigen gestattete und ihr Bewunderung selbst für ihre Thorheiten sicherte, hatte sie doch nicht vor mancher Enttäuschung geschützt, welche anderen Mädchen in bescheidener Lebensstellung erspart bleiben.

Ihre Güte und ihre offene Hand waren oft mißbraucht worden, auch von Künstlern, und das war gewiß, daß der Mann, welcher dieses Zerrbild geformt und sich an allem, was unschön an ihr war, so boshaft ergötzt hatte, nicht um ihrer selbst willen seine Kunst an ihr zu bewähren begehrte, sondern nur um des hohen Lohnes willen, den sie für ein schmeichelndes Bildniß zu zahlen vermochte.

Sie hatte Wohlgefallen an des jungen Bildhauers frischer und freudiger Künstlernatur, seinem offenen Wesen und seiner ehrlichen Sprechweise gefunden. Sie war überzeugt gewesen, daß Pollux eher als ein Anderer das auffassen würde, was ihrem in strengem Sinne nicht schönen Gesichte jenen eigenthümlichen Zauber verlieh, den sie sich selbst durch das Zerrbild, welches da vor ihr stand, nicht abstreiten ließ.

Sie fühlte sich um eine trübe Erfahrung reicher, empört und beleidigt.

Gewohnt, auch ihrem Mißfallen Ausdruck zu geben, rief sie lebhaft und mit feuchten Augen:

„Das ist schändlich, das ist gemein. Meinen Umwurf, Claudia; ich will diesem Menschen keinen Augenblick länger zur Zielscheibe für seine plumpen, boshaften Späße dienen.“

„Es ist nichtswürdig," rief die Matrone, „eine Jungfrau von Deinem Stande so zu verunglimpfen. Hoffentlich wartet die Sänfte draußen."

Der Baumeister Pontius hatte die letzten Worte Valbilla's gehört. Er war ohne Pollux, mit dem der Präfekt noch immer redete, in die Werkstätte getreten und sagte, indem er sich Valbilla näherte, ernst:

„Du hast Recht empört zu sein, edle Jungfrau. Dieß Ding ist eine Beleidigung von Thon, boshaft und dabei roh in jedem Zuge; aber Pollux hat es nicht gemacht, und es ist nicht gut, zu verdammen ohne zu prüfen."

„Du vertheidigst den Freund," rief Valbilla.

„Ich würde auch für meinen Bruder nicht die Unwahrheit reden."

„Wie der Andere im Scherz, so weißt Du Dir im Ernst das Ansehen ehrlicher Gesinnung zu geben."

„Du bist gereizt und nicht gewohnt, Deine Zunge zu zügeln," entgegnete der Baumeister. „Pollux, ich wiederhole es, hat diese Fratze nicht gemacht, sondern ein Bildhauer aus Rom."

„Welcher? Wir kennen sie alle."

„Ich darf seinen Namen nicht nennen."

„Da hast Du's. Gehen wir, Claudia."

„Bleibe," sagte Pontius fest. „Wärest Du nicht Die, die Du bist, ich ließe Dich gehen, wohin Du begehrst mit Deinem Zorn und der doppelten Schuld auf der Seele, zwei wohlgesinnten Männern Unrecht gethan zu haben. Da Du aber des Claudius Valbillus Enkelin bist, so halte ich es für meine Pflicht

Dir zu sagen: hätte Pollux dieß Zerrbild gemacht, so wär' er nicht mehr in diesem Palast, denn ich würde ihn hinausgewiesen und dieß Machwerk ihm nachgeworfen haben. Du siehst mich verwundert an, denn Du weißt nicht, wer es ist, der hier so mit Dir redet."

„Doch, doch," entgegnete Valbilla beruhigt, denn sie war überzeugt, daß dieser Mann, der wie aus Erz gegossen und mit zusammengezogenen Augenbrauen vor ihr stand, die Wahrheit sage und irgend ein Recht besitze, so ungewöhnlich entschieden mit ihr zu reden. „Doch! Du bist der erste Baumeister dieser Stadt, von dem Titianus, nachdem wir Dich kennen gelernt hatten, uns Großes erzählte; aber wie soll ich mir Deine besondere Theilnahme erklären?"

„Es ist meine Pflicht, Dir zu dienen, wenn es sein muß, auch mit meinem Leben."

„Du?" fragte Valbilla befangen. „Ich habe Dich gestern zum ersten Male gesehen."

„Und dennoch darfst Du frei über alles, was ich bin und habe, verfügen, denn mein Großvater ist der Sklave des Deinen gewesen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Valbilla mit wachsender Verlegenheit.

„Sollte in Deinem Hause der Lehrer Deines edlen Großvaters, der alte Sophinus, völlig vergessen worden sein, den Claudius Valbillus freigab und der auch Deinem Vater Unterricht ertheilt hat?"

„Gewiß, ganz gewiß nicht," rief Valbilla. „Er soll ein herrlicher Mann und dazu ein großer Gelehrter gewesen sein."

„Meines Vaters Vater," sagte der Baumeister.

„Also gehörst Du mit zu unserer Familie," rief Balbilla und streckte ihm freudig die Hand hin.

„Dank für dieß Wort," gab ihr Pontius zurück, „und nun noch einmal: Pollux hat nichts mit diesem Machwerke zu thun."

„Nimm mir meinen Umwurf ab, Claudia," befahl das Mädchen; „ich fahre fort, dem jungen Künstler zu sitzen."

„Heute nicht; es würde der Arbeit nur schaden," entgegnete der Baumeister. „Ich bitte Dich, laß den Verdruß, dem Du einen so heftigen Ausdruck gegeben, in anderer Umgebung verklingen. Der Bildhauer darf nicht wissen, daß Du dieß Machwerk gesehen hast; es würde ihm die Unbefangenheit nehmen. Wenn Du mit beruhigter Seele und heiterer, von Anmuth beschränkter Lebendigkeit morgen wiederkommst, dann kann Pollux ein Bildniß von Dir gestalten, das der Großtochter des Claudius Balbillus genügen wird."

„Und hoffentlich auch dem Enkel des weisen Lehrers des Alten," sagte das Mädchen, grüßte den Baumeister freundlich und schritt mit ihrer Begleiterin dem Ausgange der Musenhalle zu, bei dem sie von einigen Sklaven erwartet wurde.

Pontius begleitete sie schweigend bis zu ihren Dienern, dann kehrte er zu der Werkstätte des Bildhauers zurück und band von neuem das Tuch fest um das Zerrbild.

Als er aus den Schranken wieder hinaus in die Halle trat, eilte ihm Pollux entgegen und rief ihm zu:

„Der Baumeister aus Rom will Dich sprechen, ein großartiger Mensch.“

„Balbilla ist abgerufen worden und läßt Dich grüßen,“ entgegnete Pontius. „Schaffe das Ding da fort, damit sie es nicht sieht. Es ist roh und abscheulich.“

Wenige Augenblicke später stand er vor dem Kaiser, der ihm seinen Wunsch zu erkennen gab, die Sitzung Balbilla's ein wenig zu belauschen.

Als der Baumeister ihm mit der Bitte, Pollux den Vorfall zu verschweigen, erzählte, was sich hinter den Schranken zugetragen hatte und wie entrüstet sich die junge Römerin über ihr allerdings beleidigendes Zerrbild gezeigt habe, rieb sich Hadrian die Hände und lachte laut vor Vergnügen.

Pontius biß die Zähne aufeinander und sagte dann ernst:

„Balbilla scheint mir eine heitere, aber edel gesinnte Jungfrau zu sein. Ich sehe keine Ursache sie zu verlachen.“

Hadrian sah dem kühnen Baumeister scharf in die ernsten Augen, ließ die Hand auf seine Schulter fallen und entgegnete mit einem Anflug von Drohung in der tiefen Stimme:

„Das in meiner Gegenwart zu thun, würde Dir und jedem Andern auch übel bekommen. Der Alte nimmt sich heraus, mit Kunstwerken zu spielen, welche die Kinder nicht anrühren dürfen!“

Achtzehntes Kapitel.

Selene trat durch das Eingangsthor der unabsehbar langen Mauer von ungebrannten Ziegeln, welche die weite Fläche umgab, auf der die Höfe, Wasserbehälter und Häuser standen, die zu der großen Papyrusfabrik des Plutarch gehörten, in welcher sie mit ihrer Schwester zu arbeiten pflegte.

Sonst konnte sie ihr Ziel leicht in einer guten Viertelstunde erreichen, heute hatte sie mehr als viermal so lange gebraucht, und sie wußte selbst nicht, wie es ihr möglich geworden, sich trotz der großen Schmerzen, die sie erleiden mußte, aufrecht zu erhalten und fortzuschreiten, zu hinken, zu taumeln.

An jeden Vorübergehenden hätte sie sich klammern, an jeden langsam dahinfahrenden Wagen, an jedes Lastthier, das an ihr vorbeizog, sich hängen mögen, — aber mitleidslos und ohne auf sie zu achten zogen Mensch und Thier ihre eigenen Wege.

Mancher Eilige stieß sie und schaute sich kaum um, wenn sie sich mit leisem Gestöhn hinter ihm zusammenzog und sich auf der nächsten Schwelle, einem

Prellstein oder Waarenballen niederließ, um ihre Augen zu trocknen oder das hoch geschwollene Fußgelenk leise mit der Handfläche zu drücken. Sie meinte, wenn sie dieß that, mit Hülfe des neuen Schmerzes die alte, gleichmäßige, unerträgliche Pein wenigstens auf Minuten vergessen zu können.

Die Gassenbuben, welche sie mit ihrem höhnenden „Klipp, klapp!“ verfolgt hatten, verließen sie, nachdem sie stetig fortzuwandern aufgehört hatte.

Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm fragte sie, als sie sich wieder, um auszuruhen, auf einer Thürschwelle niederließ, was ihr fehle, schritt aber weiter, als Selene nur den Kopf schüttelte und ihr die Antwort schuldig blieb.

Einmal glaubte sie erliegen zu müssen, denn der Fußweg füllte sich plötzlich mit lachenden Buben, neugierigen Männern und Frauen — der übermüthige Verus kam auf seinem Wagen daher gefahren, und auf welchem Wagen!

Die Alexandriner waren gewohnt, viel Seltsames in den belebten Straßen ihrer volkreichen Stadt zu sehen, dieses Fuhrwerk zog aber doch alle Blicke auf sich und erregte, wo es erschien, Erstaunen, Bewunderung, Heiterkeit und nicht am seltensten bittern Spott.

Mitten auf seinem vergoldeten Wagen stand der schöne Römer und lenkte seine breitgespannten vier Schimmel mit eigener Hand. Auf dem Kopfe trug er einen Kranz, schräg über die Brust hin eine Guirlande von Rosen. Auf dem Trittbrete des

Wagens saßen zwei reizende, als Amoretten aufgeputzte Kinder. Ihre Beinchen schaukelten sich in der Luft und in den kleinen Händen hielten sie an langen goldenen Drähten weiße Tauben, welche Venus vorauf-flatterten.

Die einander drängende und treibende Menge stieß Selene schonungslos an eine Wand.

Statt dem seltsamen Aufzuge nachzuschauen, bedeckte sie, um ihre Züge ungesehen schmerzlich verziehen zu können, ihr Angesicht mit den Händen. Aber sie hatte doch den glänzenden Wagen, das goldene Geschirr der Schimmel und die Gestalt des übermüthigen Mannes wie ein Traumbild, das ihr Schmerz dunkel umschleierte, an sich vorübergleiten sehen, und dieser Anblick erweckte in ihrer von Pein und Jammer halb gelähmten Seele bittere Abneigung und den Gedanken, daß die Pferdezäume dieses Verschwenders genügen würden, sie und die Ihren ein ganzes Jahr lang vor Elend zu schützen.

Als das Fuhrwerk um die nächste Straßenecke bog und die Menge ihm nacheilte, wäre sie beinahe zu Boden gerissen worden. Sie konnte nicht mehr weiter und sah sich nach einer Sänfte um, aber während es sonst hier niemals an Tragsesseln fehlte, wollte heute keiner erscheinen.

Mit einigen hundert Schritten war die Fabrik zu erreichen, aber diese nahmen in ihrer Vorstellung die Länge von vielen Stadien an.

Da kamen einige Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Fabrik an ihr vorüber.

Sie lachten und zeigten einander ihren Lohn.

Die Geldvertheilung war also schon in vollem Gange.

Ein Blick nach dem Stande der Sonne lehrte sie, wie lange sie schon unterwegs sei, und erinnerte sie wieder an den Zweck ihres Ausganges.

Mit einem gewaltsamen Aufgebot ihrer Widerstandskraft hinkte sie einige Schritte weiter. Als dann ihr Muth von neuem zu erlahmen begann, kam ihr ein kleines Mädchen entgegengelaufen, das für den Tisch, an dem sie und Arsinoe zu arbeiten pflegten, Handlangerdienste leistete und jetzt einen Henkelkrug trug. Sie rief die kleine braune Aegypterin zu sich heran und sagte:

„Bitte, Hathor, komm mit mir bis zur Fabrik zurück, ich kann nicht mehr weiter, so schrecklich weh thut mir der Fuß da. Wenn ich mich etwas auf Deine Schulter stütze, dann geht es schon besser."

„Ich mag nicht," rief das Kind. „Wenn ich bald zurück bin, so bekomme ich Datteln." Dabei lief es weiter.

Selene blickte ihm nach und eine Stimme in ihrem Innern, gegen die sie heute nicht zum ersten Male anzukämpfen hatte, fragte sie, warum denn gerade sie sich für Andere quälen müsse, da doch die übrigen Menschen nur immer an sich dächten.

Seufzend unternahm sie einen neuen Versuch vorwärts zu kommen.

Als sie wenige Schritte zurückgelegt hatte, ohne das, was an ihr vorbei kam, zu sehen oder zu hören,

rief ein Mädchen sie an und fragte sie schüchtern und freundlich, was ihr fehle.

Es war eine Blattkleberin, die ihr in der Fabrik gegenüber zu sitzen pflegte, ein armes, verwachsenes Geschöpf, das aber stets heiter und still die geschickten Finger regte und ihr und Arsinoe anfänglich manchen nützlichen Handgriff gezeigt hatte.

Jetzt bot die Arbeiterin ungebeten Selenen ihre schiefe Schulter als Stütze dar und richtete jeden ihrer Schritte mit so feinem Gefühl nach denen der Leidenden, als ob sie alles, was dieser weh that, mit ihr empfinde.

So gelangten beide, ohne mit einander zu reden, bis zum Thor der Fabrik.

In dem ersten Hofe nöthigte die Verwachsene Selenen, sich auf ein Bündel von Papyrusstengeln zu setzen, welche überall neben großen Wasserbehältern, in denen die Pflanzen aufgefrischt wurden, nach ihrer Heimat geordnet und zu hohen Haufen aufgethürmt, nebeneinander lagen.

Nach kurzer Rast durchschritten sie den Saal, in dem die dreikantigen grünen Stengel nach der Güte des weichen Markes, das sie enthielten, ausgesucht wurden.

Die folgenden Räume, in denen Männer die grüne Schale der Stengel von dem Mark lösten, und die langen Säle, in welchen besonders geschickte Arbeiter dieses letztere mit scharfen Messern in lange, fingerbreite feuchte Streifen von verschiedener Feinheit zerspalteten, schienen ihr, je weiter sie ging, desto endloser zu werden und gar nicht aufhören zu wollen.

Sonst saßen hier zur Rechten und Linken eines breiten Ganges, den die Sklaven benützten, wenn sie die fertigen Lamellen in's Trockenhaus trugen, die Markspalter in langen Reihen, jeder für sich an seinem Tischchen; heute aber hatten die meisten schon ihre Plätze verlassen und standen plaudernd bei einander oder packten ihre hölzernen Schraubstöcke, Messer und Schleifsteine zusammen.

In der Mitte dieses Raumes sank Selenens Hand von der Schulter ihrer Begleiterin, und von Schwindel erfaßt sagte sie leise:

„Ich kann nicht mehr."

Die Verwachsene hielt sie aufrecht so gut sie konnte, und obgleich sie selbst nicht stark war, so gelang es ihr doch, Selenen bis zu einer leeren Bank mehr zu tragen als zu führen, und sie auf ihr niederzulassen.

Einige Arbeiter sammelten sich um die zusammengesunkene Ohnmächtige und brachten Wasser herbei; dann als die Leidende die Augen wieder aufschlug und sie erfuhren, daß sie in diejenigen Räume gehöre, in denen man die fertigen Papyrusblätter aneinander klebe, erboten sich einige von ihnen sie dahin zu tragen.

Ehe Selenens Zustimmung erfolgt war, hatten sie die Bank ergriffen und mit ihrer leichten Last hochgehoben. Das verletzte Glied hing nun in der Luft und verursachte der Leidenden solchen Schmerz, daß sie aufschrie, das kranke Bein an sich zu ziehen versuchte und mit der Hand nach ihrem Knöchel griff. Ihre Begleiterin lieh ihr sogleich Hülfe, denn sie nahm

ungebeten Selenens Fuß in die Hände und stützte ihn mit zarter, vorsichtiger Sorgfalt.

Alle Augen richteten sich auf das wie im Triumph von Männern getragene, hoch in der Luft schwebende Mädchen, und die Leidende fühlte dieß, aber es war ihr dabei zu Muthe, als wäre sie eine Verbrecherin, die man durch die Straßen führe, um den Bürgern ihre Schande zu zeigen.

In den großen Räumen, woselbst hier Männer, dort gut geübte und besonders geschickte Mädchen und Frauen die getrockneten schmalen Papyrusstreifen kreuzweise zu Bogen übereinander klebten, fühlte sie sich kräftig genug, um den Schleier fest um ihr tief geneigtes Antlitz zu ziehen.

Arsinoe und sie selbst hatten stets, um unerkannt zu bleiben, dicht verschleiert diese Räume durchschritten, und nur in dem kleinen Zimmer, in dem sie mit zwanzig anderen Frauen fertige Bogen zusammenklebten, ihre Hüllen abgelegt.

Jetzt sahen alle sie prüfend und neugierig an.

Gewiß, ihr Fuß that ihr weh, gewiß brannte die Wunde an ihrem Haupte, gewiß fühlte sie sich elend; aber dennoch fand der Bettelstolz, den sie von ihrem Vater geerbt hatte, und das herabsetzende Bewußtsein, von diesen geringen Leuten für eine der Ihren gehalten zu werden, Raum genug in ihrer Seele.

In ihrem Arbeitszimmer waren nur freie Frauen thätig, aber mehr als tausend Sklaven rührten in der Fabrik die Hände, und sie hätte eben so gern mit Thieren aus einer Schüssel gegessen, als mit diesen etwas getheilt.

Zu einer Zeit, in der es in ihrem Hause an allem gebrach, hatte ihr eigener Vater ihr Auge auf die Fabrik gerichtet, indem er entrüstet erzählte, daß eines verarmten Bürgers Töchter sich und ihren ganzen Stand erniedrigten, indem sie sich, um Geld zu verdienen, mit Papyrusmacherei abgäben. Sie würden freilich gut genug bezahlt, und auf Selenens Frage hatte er die Höhe des Lohnes angegeben, den sie erhielten, und den Namen des reichen Fabrikanten genannt, der ihnen mit seinem Golde die bürgerliche Ehre abgekauft habe.

Bald darauf war sie allein in die Fabrik gegangen, hatte mit dem Leiter derselben alles Nöthige besprochen und dann mit Arsinoe ihre Thätigkeit in der Werkstätte begonnen, in der beide nun schon seit zwei Jahren Tag für Tag mehrere Stunden fertige Papyrusblätter zusammenklebten.

Wie oft hatte Arsinoe beim Beginn einer neuen Woche oder wenn sich besonderer Widerwille gegen die Arbeit in ihr regte, sich geweigert, ihr von neuem in die Fabrik zu folgen, und wie viel Ueberredungskunst hatte sie aufbieten, wie viele neue Bänder kaufen, wie oft die Theilnahme an einer Schaustellung bewilligen müssen, welche die Hälfte eines ganzen Wochenlohnes in Anspruch nahm, um Arsinoe zu bewegen, bei der Arbeit auszuharren und die Drohung, dem Vater zu verrathen, wohin sie ihre sogenannten Spaziergänge richteten, unausgeführt zu lassen.

Als Selene, welche bis an die Thür ihrer Werkstätte getragen worden war, wieder auf ihrem ge-

wöhnlichen Arbeitsschemel und vor dem langen Klebebrett saß, auf dem hundert fertige Papyrusblätter zusammengefügt werden sollten, fühlte sie sich kaum fähig, die Hülle von dem Gesicht zu entfernen.

Sie zog den obersten Bogen vor sich hin, tauchte den Pinsel in das Gummigefäß und begann den Rand des Blattes mit dem Klebestoff zu bestreichen; — aber mitten bei dieser Arbeit versagte ihr die Kraft und das leichte Werkzeug entfiel ihren Fingern, sie legte die Hände auf den Tisch, das Gesicht in die Hände und begann leise zu weinen.

Während ihre Thränen langsam flossen, ihre Schultern zuckten und Schauer auf Schauer ihren jungen Leib schüttelte, hatte eine Frau, welche Selenen gegenübersaß, die Verwachsene zu sich herangerufen und leise mit ihr geflüstert, ihr dann die Hand fest und innig gedrückt und ihr mit ihren großen, völlig glutlosen, aber rein und hell glänzenden Augen in die ihren geschaut.

Darauf setzte sich die Verwachsene schweigend auf Arsinoe's leeren Platz neben Selene und schob der Frau die kleinere Hälfte der vor ihr liegenden Blätter zu; dann begannen beide emsig zu kleben.

Sie hatten sich schon lange dieser Arbeit hingegeben, als Selene endlich ihr Haupt erhob und von neuem den Pinsel zu ergreifen versuchte. Sie schaute sich um und bemerkte ihre Begleiterin, der sie nicht einmal Dank für ihre Hülfe gesagt hatte, auf Arsinoe's Platz eifrig die Hände regen.

Fragend schaute sie mit den immer noch feuchten

Augen ihre Nachbarin an, und als diese, ganz von ihrer Arbeit in Anspruch genommen, den Blick der Leidenden nicht bemerkte, sagte Selene mehr verwundert als freundlich:

„Das ist meiner Schwester Platz; heute magst Du ihn benützen, aber wenn die Fabrik wieder auf ist, so muß sie wieder neben mir sitzen."

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete die Arbeiterin schüchtern. „Ich mache da nur eure Bogen fertig, denn ich habe nichts mehr zu thun, und man sieht Dir ja an, wie weh Dir Dein Fuß thut."

Was hier geschah, war für Selene etwas so Fremdes und Neues, daß sie ihre Nachbarin nicht verstand und die Achsel zuckend entgegnete:

„Meinethalben verdiene Dir so viel Du kannst; ich bringe heut doch nichts zu Stande."

Die Verwachsene erröthete und blickte die ihr gegenübersitzende Frau unschlüssig an. Diese legte sogleich ihren Pinsel aus der Hand und sagte, indem sie sich an Selene wandte:

„So meint es Maria nicht, liebes Kind. Sie hat die eine Hälfte Deiner Tagesarbeit und ich habe die andere fertig zu machen übernommen, damit Dein Leiden Dich nicht um Deinen Tagelohn bringt."

„Seh' ich so arm aus?" fragte des Kerannus Tochter, und leichtes Roth färbte ihre blassen Züge.

„Gewiß nicht, Kind," entgegnete die Frau. „Du und Deine Schwester, ihr seid bestimmt aus einem guten Hause, aber gönn' uns doch die Freude, Dir behülflich zu sein."

„Ich weiß nicht . . .“ stammelte Selene.

„Wenn Du sähest, daß es mir schwer fiele mich zu bücken, und der Wind wehte die Blätter hier auf den Boden, würdest Du sie nicht gern für mich aufheben?“ fragte die Frau. „Was wir hier für Dich thun, ist nicht weniger und auch nicht viel mehr. In einigen Minuten sind wir fertig, und dann können wir den Anderen folgen, die ja alle schon fort sind. Ich bin eure Aufseherin, wie Du weißt, und muß ohnehin hier bleiben, bis die Letzte von euch die Werkstätte verläßt.“

Selene fühlte wohl, daß sie für die Freundlichkeit, welche diese beiden Frauen ihr erwiesen, dankbar zu sein habe, und doch wollte sie ihr vorkommen wie ein Almosen, das man ihr aufdrang. Darum gab sie, immer noch mit zartem Roth auf den Wangen, rasch zurück:

„Ich bin sehr erkenntlich für euren guten Willen, gewiß sehr erkenntlich; aber hier arbeitet doch Jeder für sich, und es würde sich nicht für mich schicken, mir von euch schenken zu lassen, was ihr euch verdient habt.“

Diese letzten Worte hatte das Mädchen mit einer von Hochmuth keineswegs freien Entschiedenheit gesprochen, aber sie trübte nicht die gütige Ruhe der Frau, welche die Arbeiterinnen „Wittwe Hanna“ zu nennen pflegten, und die nun, den ruhigen Blick ihrer großen Augen auf Selene richtend, freundlich erwiederte:

„Wir haben gern für Dich gearbeitet, liebe Tochter, und ein göttlicher Weiser hat gesagt, geben sei seliger

denn nehmen. Verstehst Du, was das bedeutet? In unserem Falle will es sagen, daß es gute Menschen weit glücklicher macht, sich gefällig zu erweisen, als von Anderen gute Gaben zu empfangen. Du sagst ja, Du wärest uns erkenntlich. Willst Du uns nun unsere Freude verderben?"

„Ich begreife nicht recht . . ." erwiederte Selene.

„Nicht?" unterbrach sie die Wittwe Hanna. „So versuche es nur einmal, Dich selbst gegen Andere mit recht herzlicher Liebe gefällig zu erweisen, und Du wirst sehen, wie gut das thut, wie das die Brust erweitert und jede Mühe in Lust verwandelt. Nicht wahr, Maria, wir wollen Selene recht innig danken, wenn sie uns die Freude nicht trübt, für sie die Hände zu regen?"

„Ich hab' es so gern gethan," erwiederte die Verwachsene, „und da bin ich fertig."

„Und ich auch," sagte die Wittwe, indem sie mit einem Tuch das letzte Blatt auf seinen Nachbar drückte und dann die von ihr vollendeten Streifen mit denen Maria's vereinte.

„Ich danke euch sehr," murmelte Selene mit niedergeschlagenen Augen und erhob sich von ihrem Sessel. Sie versuchte dabei, sich auch ihres kranken Fußes als Stütze zu bedienen und dieß verursachte ihr solchen Schmerz, daß sie mit einem leisen Aufschrei wieder auf ihren Stuhl zurücksank.

Die Wittwe eilte sogleich an ihre Seite, kniete neben ihr nieder, nahm den verletzten Fuß mit zarter Behutsamkeit in ihre schön gebildeten, schmalen Hände,

betrachtete ihn aufmerksam, befühlte ihn leise und rief dann entsetzt vor sich hin:

„Mein Heiland! Mit diesem Fuß ist sie über die Straße gegangen?“ Dann erhob sie ihr Antlitz zu Selene und sagte liebreich:

„Armes, armes Kind! Was mußt Du leiden! Wie das geschwollene Fleisch die Sandalenriemen umgibt. Es ist schrecklich! Und doch! Wohnst Du weit von hier?“

„Ich komme in einer halben Stunde nach Hause.“

„Unmöglich! Laß mich erst auf meiner Tafel nachsehen, was Du von dem Zahlmeister zu fordern hast, damit ich es hole, und dann wird sich schon finden, was sich für Dich thun läßt. Du bleibst indessen still sitzen, liebe Tochter, und Du, Maria, stellst ihr einen Schemel unter die Füße und lösest ihr vorsichtig die Riemen vom Knöchel. Fürchte Dich nicht, Kind, sie hat weiche, pflegsame Hände.“

Bei diesen Worten erhob sie sich und küßte die Stirn und beide Augen Selenens; diese aber hielt sie fest und sagte mit feuchtem Blick und vor Rührung bebender Stimme nichts als:

„Frau Hanna, liebe Frau Hanna.“

Wie an einem Oktobertage warmer Sonnenschein den Wanderer an den vergangenen Sommer zu denken veranlaßt, so erinnerte der Wittwe Sein und Thun Selenen an die lang entbehrte Liebe und Sorgfalt ihrer guten Mutter. In die Bitterkeit ihres Schmerzes mischte sich etwas wohlthuend Süßes. Sie nickte der Wittwe dankbar zu und blieb folgsam auf ihrem Sessel

sitzen. Es that ihr so gut, wieder einmal gehorchen, gern gehorchen, sich Kind fühlen und für liebreiche Sorgfalt Dank empfinden zu dürfen.

Die Wittwe entfernte sich, und Maria ließ sich vor Selenen auf ein Knie nieder, um die Riemen, welche von den angeschwollenen Muskeln halb verdeckt wurden, zu lockern und zu beseitigen. Sie that es mit großer Behutsamkeit, aber sobald ihre Finger sie nur berührten, zuckte die Leidende ächzend zusammen und sank in Ohnmacht, ehe die Verwachsene die Riemen gelöst hatte.

Maria brachte Wasser und kühlte ihr die Stirn und die heiße Kopfwunde. Nachdem Selene wieder die Augen aufgeschlagen hatte, kehrte Frau Hanna zurück. Als die Wittwe ihr über das volle, weiche Haar strich, lächelte die Kranke und fragte leise:

„Hab' ich geschlafen?"

„Du hattest die Augen geschlossen, liebes Kind," entgegnete die Aufseherin. „Hier hab' ich Deinen und Deiner Schwester Lohn für zwölf Tage. Rühre Dich nicht; ich stecke ihn in Dein Täschchen. Maria ist mit der Lösung des Schuhes nicht zu Stande gekommen, aber gleich wird der Arzt, den die Fabrik für ihre Leute hält, hier sein und für den armen Fuß da gute Dinge verordnen. Der Obervorsteher läßt auch eine Sänfte für Dich herrichten. Wo wohnt ihr?"

„Wir?" fragte Selene erschreckt. „Nein, nein, ich gehe nach Hause."

„Aber liebes Kind, Du kämest nicht bis in die Höfe, auch wenn wir beide Dich führten."

„So laß mir eine Sänfte von der Straße holen. Mein Vater — es braucht Niemand zu wissen! — Ich kann nicht.“

Frau Hanna winkte Maria sich zu entfernen, und als sich die Thür hinter der Verwachsenen geschlossen hatte, nahm sie einen Sessel, setzte sich Selenen gegenüber, legte ihre Hand auf das gesunde Knie der Leidenden und sagte:

„Nun sind wir allein, liebes Mädchen. Ich bin nicht schwatzhaft und werde Dein Vertrauen gewiß nicht mißbrauchen. Sage mir ruhig, wohin Du gehörst. Nicht wahr? Du glaubst mir's, daß ich es gut mit Dir meine!“

„Ja,“ entgegnete Selene innig und schaute der Wittwe in das von völlig schlichtem braunem Haar umrahmte, sehr ebenmäßig geschnittene Antlitz, das auf jedem seiner Züge den Stempel freundlicher Herzensgüte trug. „Ja, Du erinnerst mich sogar an meine Mutter.“

„Die könnt' ich auch sein,“ entgegnete Hanna.

„Ich bin schon neunzehn Jahre alt.“

„Schon?“ gab Hanna lächelnd zurück. „Mein Leben währt doppelt so lang als das Deine. Ich besaß auch ein Kind, einen Sohn, und der ward mir genommen, als er noch klein war. Jetzt wär' er um ein Jahr älter als Du, mein Mädchen; hast Du noch Deine Mutter?“

„Nein,“ entgegnete Selene mit der alten, ihr zur Gewohnheit gewordenen Herbheit. „Die Götter haben sie uns entrissen. Sie wäre jetzt, wie Du, noch nicht

vierzig Jahr alt, und sie war so schön und freundlich wie Du. Als sie starb, hinterließ sie außer mir noch sieben andere Kinder, alle klein, und darunter eines, das blind ist. Ich bin die Aelteste und thue für sie, was ich kann, damit sie nicht verkommen."

„Gott wird Dir bei dieser schönen Aufgabe helfen."

„Die Götter?" rief Selene bitter. „Sie lassen sie wachsen; das Andere hab' ich allein zu besorgen. O, mein Fuß, mein Fuß!"

„Wir wollen auch jetzt vor allen Dingen an ihn denken. Dein Vater ist noch am Leben?"

„Ja."

„Und er darf nicht wissen, daß Du hier arbeitest?"

Selene schüttelte verneinend das Haupt.

„Er ist unvermögend, aber von vornehmer Herkunft?"

„Ja."

„Ich glaube, da kommt der Arzt. Nun? Soll ich Deines Vaters Namen nicht wissen? Es wird doch nöthig sein, Dich nach Hause zu schaffen."

„Ich bin die Tochter des Palastverwalters Kerannus und unser Quartier befindet sich im Schloß auf der Lochias," entgegnete Selene mit einem raschen Entschluß, aber leise flüsternd, damit der Arzt, welcher die Thür des Gemachs öffnete, sie nicht verstehe. „Niemand, und mein Vater am letzten, darf wissen, was wir hier thun."

Die Wittwe winkte ihr beruhigend zu, begrüßte

den ergrauten Heilkünstler, welcher mit seinem Gehülfen die Werkstätte betreten hatte, führte ihn zu der Kranken, kühlte mit einem nassen Tuch des Mädchens Stirn und Wunde, stützte es mit ihren Armen und küßte, wenn der Schmerz es zu übermannen drohte, seine Wangen, während der Alte das kranke Glied untersuchte und mit einer scharfen Scheere die Riemen von dem verletzten Knöchel schnitt.

Manches aus tiefster Brust kommende Stöhnen, mancher jähe Aufschrei verrieth, wie überwältigend groß der Schmerz sei, den Selene ausstand.

Als endlich ihr zarter, schön gebauter, nun aber in Folge der hohen Geschwulst entstellter Fuß von seinen Banden befreit war und ihr Knöchel den Druck der prüfenden Finger des Arztes überstanden hatte, rief dieser, indem er sich an seinen ihm Beistand leistenden Gehülfen wandte:

„Sieh her, Hippolyt! Mit diesem Ding da ist das Mädchen über die Straße gegangen. Wenn ein Anderer mir von diesem Falle erzählte, so würde ich ihm sagen, er möge seine Lügen für sich behalten. Die Fibula am Gelenk ist entzwei und mit dem gebrochenen Gliede ist das Kind weiter gelaufen, als ich mir außerhalb meiner Sänfte zu kommen getraue. Beim Hunde, Mädchen, wenn Du nicht zeitlebens lahm bleibst, so ist es ein Wunder."

Selene hörte mit geschlossenen Augen und zum Verlöschen matt dem Arzte zu. Bei seinen letzten Worten zuckte sie leise und mit einem verächtlichen Zug auf den Lippen die Achsel.

„Du machst Dir nichts aus dem Hinken?“ fragte der Alte, dessen scharfen Augen nichts an seiner Patientin entging. „Das ist Deine Sache, meine aber ist es, zu verhüten, daß Du unter meinen Händen zum Krüppel wirst. Die Gelegenheit, ein Wunder zu verrichten, wird unser einem nicht alle Tage geboten, und zum Glück stellst Du mir selbst einen tüchtigen Helfer zur Seite: keinen Liebsten oder dergleichen, mein' ich, obgleich Du nichtswürdig hübsch bist, sondern Deine schöne, schöne, heilkräftige Jugend. Das Loch im Kopfe ist auch heißer als nöthig. Kühlt es gehörig mit frischem Wasser. Wo wohnst Du, Mädchen?“

„Fast eine halbe Stunde von hier,“ nahm Frau Hanna für Selene das Wort.

„So weit kann man sie jetzt selbst auf einer Sänfte nicht tragen,“ entgegnete der Alte.

„Ich muß nach Hause!“ rief Selene entschieden, indem sie sich hoch aufzurichten versuchte.

„Unsinn!“ rief der Arzt. „Ich muß mir auch solche Bewegungen verbitten. Still liegen, aushalten, gehorsam sein, sonst nimmt der schlechte Spaß noch ein nichtswürdiges Ende. Das Fieber hat schon begonnen und heut' Abend kommt es noch besser. Es hat mit dem Bein nichts zu schaffen, aber desto mehr mit der entzündeten Wunde am Kopfe.

„Ging' es vielleicht,“ fuhr er, indem er sich an Frau Hanna wandte, fort, „hier ein Lager zurecht zu machen, auf dem sie liegen bleiben könnte, bis man die Fabrik wieder öffnet?“

„Lieber geh' ich zu Grunde!“ schrie Selene auf und versuchte dem Arzte ihren Fuß zu entziehen.

„Still, stille nur, liebes Kind,“ bat die Wittwe beruhigend. „Ich weiß schon, wohin wir Dich bringen. Mein Haus liegt im Garten der Frau Paulina, der Wittwe des Pudens, hier neben, hart am Meere, kaum tausend Schritte von hier, und an einem weichen Lager und sorgsamer Pflege wird es Dir da nicht fehlen. Eine gute Sänfte steht bereit, und ich sollte doch meinen . . .“

„Ist immer noch ein Stück Weges,“ entgegnete der Alte; „aber freilich, besser als bei Dir kann sie nirgends bewahrt sein, Frau Hanna. Versuchen wir's denn, und ich begleite sie, um den vermaledeiten Trägern die Schienbeine zu zerschlagen, wenn sie nicht gleichmäßig schreiten.“

Selene widersprach dieser Anordnung nicht und nahm den Trank willig ein, den der Alte ihr reichte; aber sie weinte leise, als man sie in die Sänfte setzte und ihren Fuß sorgfältig mit Kissen unterstützte.

Auf der Straße, wohin sie bald durch eine Nebenpforte gelangte, umschleierte sich ihr Bewußtsein von neuem und halb wachend halb wie im Traum hörte sie die Stimme des Arztes, der ihre Träger zur Vorsicht mahnte, sah sie auf der Straße die an ihr vorüberziehenden Leute, Reiter und Wagen. Dann bemerkte sie, daß man sie durch einen großen Garten trug, und endlich ahnte sie dunkel, daß man sie auf ein Bett legte.

Von nun an beherrschten Träume ihre Seele, aber

daß die Wirklichkeit ihr Anrecht an sie nicht völlig verloren, bewies manches schmerzliche Zucken im Gesicht und dann und wann eine schnelle Bewegung ihrer Hand, welche nach dem verwundeten Haupte griff.

An ihrem Lager saß Frau Hanna und handelte genau nach der Verordnung des Arztes, der die Kranke erst verließ, nachdem er sich mit ihrem Bett und ihrer Lage auf ihm völlig einverstanden erklären konnte.

Maria saß neben der Wittwe und half ihr Umschläge anfeuchten und aus altem Leinenzeug Binden schneiden.

Als Selene ruhiger zu athmen begann, winkte Frau Hanna ihre Helferin ganz nahe zu sich heran und fragte leise:

„Kannst Du bis morgen früh hier bleiben? Wir müssen einander in der Pflege ablösen, denn es gibt vielleicht viele Nächte zu wachen. Wie heiß sich die Kopfwunde anfühlt!“

„Ja; nur muß ich es der Mutter sagen, damit sie sich nicht ängstigt.“

„Gut; und dann magst Du noch einen zweiten Gang übernehmen, denn ich kann jetzt das arme Kind nicht verlassen.“

„Ihre Angehörigen werden besorgt sein.“

„Zu ihnen sollst Du eben gehen; aber Niemand außer uns beiden darf erfahren, wer sie ist. Frage nach Selenens Schwester und erzähle ihr, was geschehen ist; findest Du ihren Vater, so sage ihm, ich pflege seine Tochter und der Arzt verbiete ihr streng, zu gehen oder sich tragen zu lassen. Er darf nicht

wissen, daß Selene zu unseren Arbeiterinnen gehört, erwähne also vor ihm die Fabrik mit keinem Wort. Findest Du weder Arsinoe noch den Vater zu Hause, so sage nur Dem, der Dir öffnet, ich hätte die Kranke bei mir aufgenommen und thäte es gern. Von unserer Werkstätte, hörst Du, wird nicht geredet. Und noch Eins: das arme Mädchen wäre gewiß nicht trotz seiner Schmerzen in die Fabrik gegangen, wenn die Ihrigen ihren Lohn nicht sehr nöthig hätten. Gib ihnen diese Drachmen und sage, wie es ja wahr ist, wir hätten sie bei Selene gefunden."

Neunzehntes Kapitel.

Plutarch, einer der reichsten Bürger von Alexandria, dem auch die Papyrusfabrik, in der Selene und Arsinoe arbeiteten, gehörte, hatte sich freiwillig erboten, für eine „schickliche“ Aufnahme der Frauen und Töchter seiner Mitbürger, welche sich heute in einem der kleineren Theater der Stadt versammeln sollten, zu sorgen.

Wer ihn kannte, der wußte, daß dieses „schicklich“ in seinem Munde so viel wie kaiserlich glänzend bedeute.

Die Schiffsbauerstochter hatte Arsinoe auf große Dinge vorbereitet, aber schon am Eingang des Schauspielhauses wurden ihre Erwartungen übertroffen, denn als ihr Vater seinen und ihren Namen nannte, überreichte ihr ein aus einem Blumenkorbe herausschauender Knabe einen herrlichen Strauß, und ein anderer, der auf einem Delphin saß, bot ihr als Eintrittsmarke ein fein geschnitztes und in Gold gefaßtes Plättchen von Elfenbein dar, das mit einer Nadel versehen war und von den Geladenen wie eine

Spange am Peplum getragen werden konnte und sollte.

An jedem Thor des Theaters wurden den eintretenden Frauen ähnliche Geschenke überreicht.

Die in den Zuschauerraum führenden Gänge waren mit Wohlgeruch erfüllt, und Arsinoe, die schon einige Male dieses Theater besucht hatte, erkannte es kaum wieder, so reich war es mit Blumen und Tüchern geschmückt.

Wer hatte auch jemals auf den ersten Plätzen Frauen und Jungfrauen an Stelle der Männer sitzen sehen, wie dieß heute der Fall war? Wurde es doch den Töchtern der Bürger überhaupt nur bei ganz besonderen, seltenen Gelegenheiten gestattet, einem Schauspiele zuzusehen.

Lächelnd, wie zu einem alten Gefährten, dem man über den Kopf gewachsen ist, schaute sie zu den leeren Sitzen auf den höchsten, billigsten Rängen des halbrunden Zuschauerraumes empor, auf denen sie, wenn es gegolten hatte in das eigene magere Beutelein zu greifen, manchmal vor Lust, vor Furcht oder Mitgefühl beinahe vergangen wäre, obgleich der Zugwind da oben unter dem freien, das Theater überwölbenden Himmel nicht ruhen wollte. Im Sommer gab es dort noch mehr zu leiden, und zwar durch die Segel, welche die Sonnenseite des Zuschauerraumes beschatten sollten. Die großen Tücher wurden vermittelst starker Seile regiert, und wenn man diese durch die Ringe zog, in denen sie spielten, so gab es ein Gekreisch, vor dem man die Ohren verschließen

mußte. Oft galt es auch, den Kopf zu wenden, um nicht von den schweren Tauen oder dem Segel getroffen zu werden.

Aber an dieß alles erinnerte sich Arsinoe heute nur wie ein Schmetterling, der sich in der Sonne spiegelt, an das häßliche Puppenhaus denken mag, das er durchbrochen hat, und welches nun hinter ihm liegt.

Strahlend vor freudiger Erregung ließ sie sich mit ihrer jungen Gefährtin, der schwarz gelockten Schiffsbauerstochter, auf ihren Sitz führen.

Sie merkte wohl, daß zahlreiche Blicke sich auf sie richteten, aber das steigerte ihre Lust, denn sie wußte, daß sie sich sehen lassen dürfe, und recht vielen Leuten zu gefallen, meinte sie, sei doch das beste Vergnügen.

Heute gewiß!

Waren doch diejenigen, welche sie anschauten, die ersten Bürger der Stadt. Da standen sie auf der Bühne und unter ihnen befand sich der gute lange Pollux und winkte ihr mit der Hand. Sie konnte die Füße nicht still halten, aber die Arme zwang sie zur Ruhe, indem sie sie über dem Busen kreuzte, um nicht zu verrathen, wie sehr sie erregt war.

Die Vertheilung der Rollen hatte bereits begonnen, denn wegen ihres Wartens auf Selene war sie fast um eine halbe Stunde zu spät gekommen.

Sobald sie bemerkte, daß die Augen, welche sie bei ihrem Eintritt in das Theater beobachtet hatten, von anderen Zielen angezogen wurden, schaute sie sich selbst um.

Sie saß auf einer der kurzen Bänke am untersten, schmalsten Ende der Keile, die sich nach oben hin verbreiterten und durch Treppen für die Eintretenden und Fortgehenden von einander getrennt, das Halbrund des Zuschauerraumes bildeten.

Sie war hier von lauter jungen Mädchen und Frauen umgeben, welche an den Schaustellungen theilnehmen sollten.

Die Plätze der Mitwirkenden wurden von der Bühne durch die Orchestra getrennt, von der aus jene mit Hülfe der Stufen, auf denen sonst die Chöre zu ihr hinaufstiegen, leicht zu erreichen war.

Hinter Arsinoe saßen in weiteren Bogen die Mütter, Väter und Gatten der Mitwirkenden, zu denen sich auch Keraunus in seinem krokusfarbigen Pallium gesellt hatte, und eine ziemliche Anzahl von schaulustigen Matronen und älteren Bürgern, welche der Einladung Plutarch's gefolgt waren.

Unter den jungen Frauen und Mädchen sah Arsinoe viele, deren Schönheit ihr auffiel, aber sie freute sich neidlos an ihrem Anblick, und es kam ihr nicht in den Sinn, sich selbst mit ihnen zu vergleichen; denn sie wußte genau, daß sie sehr hübsch sei und sich nirgends, selbst hier nicht, zu verstecken brauche, und das war ihr genug.

Das von den Zuschauern ausgehende vielstimmige Gesumm, welches ohne Unterbrechung ihr Ohr berührte, und der feine Duft, welcher von dem Altar in der Orchestra aufstieg, hatten etwas Berauschendes. Es störte sie auch Niemand bei ihrem Schauen in

die Runde, denn ihre Gefährtin hatte Freundinnen gefunden, mit denen sie plauderte und lachte. Andere Mädchen und Frauen blickten still vor sich hin oder musterten die übrigen Zuschauer und Zuschauerinnen mit den Augen, und wieder andere wandten ihre ganze Aufmerksamkeit der Bühne zu.

Arsinoe folgte bald dem Beispiel der Letzteren, und zwar nicht nur um ihres Spielgefährten Pollux willen, der auf Wunsch des Präfekten Titianus trotz des Widerspruches seines Meisters Papias zu den mit der Anordnung der Schaustellung betrauten Künstlern gesellt worden war.

Mehr als einmal hatte sie die Nachmittagssonne so hell wie heute in das Theater scheinen und den blauen Himmel nicht weniger wolkenlos als jetzt den Zuschauerraum überwölben sehen, aber wie ganz anders als sonst sah es auf der hoch erhobenen Fläche hinter der Orchestra aus!

Die säulenreiche Front eines ganz aus vielfarbigem Marmor gebauten und mit goldenem Zierat geschmückten Königspalastes bildete zwar jetzt wie immer den Hintergrund der Bühne, aber dießmal schlangen sich freundlich von Pilaster zu Pilaster, von Säule zu Säule frische und duftende Blumengurlanden. Viele Künstler, die ersten der Stadt, bewegten sich, mit Tafeln und Stiften in den Händen, zwischen fünfzig Mädchen und Frauen umher, und Plutarch selbst und die ihn umgebenden Herren bildeten einen stattlichen Chor, der sich bald trennte, bald sich wieder zusammenfand.

Auf der rechten Seite der Bühne standen drei purpurne Polster.

Auf dem einen saß der Präfekt Titianus, der wie die Künstler einen Griffel führte, mit seiner Gattin Julia, auf dem andern lag Verus lang ausgestreckt und wie immer mit Rosen bekränzt; das dritte für Plutarch bestimmte Lager war unbesetzt.

Ohne Zwang unterbrach der Prätor jede Rede, als ob er hier der Wirth sei, und mancher seiner Bemerkungen folgte laute Zustimmung oder beifälliges Lachen.

Des reichen Plutarch Gestalt, die für Jeden, der sie auch nur einmal gesehen, unvergeßlich blieb, war Arsinoe nicht völlig fremd, denn vor wenigen Tagen hatte er sich zum ersten Male seit mehreren Jahren mit einem Baumeister in seiner Papyrusfabrik gezeigt, um anzuordnen, in welcher Weise ihre Höfe und Räume für den Empfang des Kaisers ausgeputzt werden sollten.

Er war bei dieser Gelegenheit auch in ihre Werkstätte gekommen und hatte sie mit einigen schelmischen Schmeichelworten in die Wange gekniffen.

Da wankte er über die Bühne.

Man sagte, er wäre ein Greis von beinahe siebzig Jahren. Seine Beine waren auch halb gelähmt und dennoch regten sie sich in nie aufhörenden, schnellen, aber unfreiwilligen Bewegungen unter dem schweren, weit nach vorn gebogenen Körper, den rechts und links je ein stattlicher Jüngling stützte.

Sein edel geformtes Haupt mußte in seiner

Jugend ungewöhnlich schön gewesen sein. Jetzt ward sein Scheitel von einer Perrücke mit langen braunen Locken bedeckt, seine Augenbrauen und Wimpern waren tief dunkel gefärbt, seine Wangen über und über mit weißer und rosenrother Schminke bemalt, und dadurch gewann sein Gesicht das Ansehen, als wäre es bei einem Lächeln erstarrt. Auf seinen Locken trug er einen Kranz von seltenen traubenförmigen Blüten. Weiße und rothe Rosen in Fülle quollen aus den Brustfalten seiner bauschigen Toga hervor und wurden von goldenen Spangen festgehalten, auf denen große Edelsteine funkelten. Alle Ränder seines Umwurfs waren mit Rosenknospen umsäumt und über jeder war ein Smaragd befestigt, der wie ein glänzender Käfer schimmerte.

Die jungen Männer, welche ihn stützten, schienen Theile seiner Person zu sein.

Er achtete ihrer so wenig, als wären sie Krücken, sie aber bedurften keines Wortes, um zu wissen, wohin er begehre — wo er stehen zu bleiben und zu rasten wünsche.

Von fern erschien sein Gesicht wie das eines Jünglings, in der Nähe betrachtet wie ein bemaltes, regelmäßig geformtes Gypsbild mit großen beweglichen Augen.

Der Sophist Favorinus hatte über ihn gesagt, daß man diese schöne, zappelnde Leiche beweinen könnte, wenn man nicht über sie lachen müßte, und aus seinem eigenen Munde wollte man gehört haben, daß er die treulose Jugend gewaltsam zwänge bei ihm auszuharren.

Die Alexandriner nannten ihn wegen der ihn stützenden Jünglinge, ohne die man ihn nirgends sah und welche ihn auch, wenn er ausfuhr, begleiteten, den sechsbeinigen Adonis. Als er selbst zum ersten Mal von diesem Spitznamen hörte, hatte er gesagt: „Sie sollten mich lieber den sechshändigen nennen," und in der That war er gütigen Herzens, sehr freigebig und wohlthätig, sorgte väterlich für seine Arbeiter, hielt seine Sklaven gut, bereicherte seine Freigelassenen und ließ von Zeit zu Zeit große Spenden an Geld und Korn unter das Volk vertheilen.

Arsinoe sah mitleidig auf den armen alten Herrn, der mit aller Kunst und all seinem Golde sich die Jugend doch nicht zurückkaufen konnte.

In dem schmächtigen Manne, der soeben auf Plutarch zutrat, erkannte sie den Kunsthändler Gabinius, dem ihr Vater wegen des Mosaikgemäldes in ihrem Wohngemach die Thür gewiesen hatte.

Jetzt wurde die Unterredung der Beiden unterbrochen, denn die Vertheilung der weiblichen Rollen für die Gruppe „Alexander's Einzug in Babylon" hatte ihr Ende erreicht. Etwa fünfzig Mädchen und Frauen wurden von der Bühne entlassen und stiegen in die Orchestra hernieder.

Der Exeget, der höchste Beamte der Stadt, trat nun vor und empfing aus der Hand des Bildhauers Papias eine neue Liste.

Nachdem er dieselbe schnell mit den Augen durchflogen hatte, reichte er sie dem ihn begleitenden Herold, und dieser rief in den Zuschauerraum:

„Im Namen des hohen Exegeten bitte ich um eure Aufmerksamkeit, ihr hier versammelten Frauen und Töchter von macedonischen Männern und römischen Bürgern. Wir kommen nun zu einer neuen Abtheilung unserer Darstellung der Lebensschicksale des großen Macedoniers: ‚Alexander's Hochzeit mit Roxane', und ich ersuche diejenigen unter euch die Bühne zu betreten, welche unsere Künstler für diesen Theil des Aufzuges in's Auge gefaßt haben."

Nach dieser Anrede rief er mit weithin tönender tiefer Stimme eine lange Reihe von Namen auf, und so lange er dieß that, verstummte jeder andere Laut in dem weiten Zuschauerraume.

Auch auf der Bühne war alles still; nur Verus flüsterte Titianus einige Bemerkungen zu und der Kunsthändler raunte dem reichen Plutarch mit der ihm eigenen nervösen Eindringlichkeit lange Sätze in's Ohr, welche der alte Herr bald mit zustimmendem Kopfnicken, bald mit ablehnenden Handbewegungen beantwortete.

Arsinoe lauschte mit angehaltenem Athem und hoch klopfendem Herzen auf die Stimme des Herolds. Ueber und über erröthend zuckte sie zusammen und blickte verlegen in den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, als von der Bühne aus laut und für alle Anwesenden deutlich vernehmbar gerufen wurde:

„Arsinoe, die zweite Tochter des Macedoniers und römischen Bürgers Kerannus."

Die Schiffsbaumeisterstochter war schon vor ihr aufgerufen worden und hatte sogleich ihren Platz ver-

lassen, Arsinoe aber wartete bescheiden, bis sich auch einige Matronen erhoben. Sie schloß sich denselben an und trat mit ihnen in eines der letzten Glieder des Zuges, welcher in die Orchestra hinab und auf den Stufen des Chors zu der Bühne hinaufstieg.

Dort wurden die Frauen und Mädchen in zwei Reihen aufgestellt und von den Künstlern mit rücksichtsvoller Freundlichkeit betrachtet.

Arsinoe bemerkte bald, daß die Herren sie länger und mehr als andere Mädchen anschauten.

Auch nachdem sich die Festordner, um Rath zu halten, zusammengeschaart hatten, sahen sie sie fleißig an und sprachen über sie, das konnte sie fühlen. Es entging ihr auch nicht, daß sie das Ziel vieler Blicke der im Theater sitzenden Zuschauer geworden war, und es kam ihr nun vor, als wiese man von allen Seiten mit Fingern auf sie.

Sie wußte nicht mehr, wohin sie schauen sollte, und begann sich zu schämen. Aber es freute sie doch auch, von so Vielen bemerkt zu werden, und als sie aus Befangenheit zu Boden schaute, um das Vergnügen zu verbergen, welches sie empfand, rief Verus, dem sich die Künstler genähert hatten, indem er den Präfekten Titianus anstieß:

„Reizend, reizend! eine Roxane, als wäre sie aus dem Bilde gesprungen!“

Arsinoe hörte diese Worte und weil sie ahnte, daß sie ihr gelten möchten, wurde sie noch verwirrter als vorher, und ihr befangenes Lächeln verwandelte sich in den Ausdruck der frohen, aber doch bangen Er-

wartung eines Glückes, welches durch seine Größe ihr Herz beängstigte.

Jetzt hatte einer unter den Künstlern ihren Namen genannt, und als sie ihren Blick zu erheben wagte, um zu sehen, ob es nicht Pollux gewesen sei, bemerkte sie den reichen Plutarch, welcher mit seinen lebenden Stützen und dem hageren Kunsthändler Gabinius die Reihen ihrer Gefährtinnen musterte.

Bald war er ihr ganz nahe gekommen, und während er sich mit tänzelnden Schritten auf sie zuschieben ließ, stieß er den Kunsthändler in die Seite und sagte, indem er den Rücken seiner Hand küßte und ihr mit dieser und seinen großen Augen zuwinkte: „Kenne ich, kenn' ich! So etwas vergißt sich nicht leicht. Elfenbein und rothe Korallen."

Arsinoe erschrak und das Blut wich aus ihren Wangen und alle Fröhlichkeit aus ihrem Herzen, als sich der alte Herr vor sie hinstellen ließ und freundlich sagte:

„Sieh, sieh, ein Knöspchen aus der Papyrusfabrik unter so stolzen Rosen und Lilien. Sieh, sieh! Aus der Werkstätte in meine Versammlung. Schadet nichts, schadet nichts. Die Schönheit sieht man überall gern. Ich frage nicht, wie Du hieherkamst, — ich freue mich nur, daß Du da bist."

Arsinoe bedeckte ihr halbes Gesicht mit der Hand, er aber tippte dreimal mit seinem ausgestreckten Mittelfinger auf ihren weißen Arm und wankte weiter, indem er still vor sich hin lachte.

Der Kunsthändler hatte Plutarch's Worte vernom-

men und fragte ihn, nachdem sie sich einige Schritte von Arsinoe entfernt hatten, mit lebhafter Entrüstung:

„Hab' ich recht gehört? Eine Arbeiterin aus Deiner Fabrik, hier mitten unter unseren Töchtern?"

„Ja doch; zwei thätige unter lauter müßigen Händen," entgegnete der Alte heiter.

„So hat sie sich hier eingedrängt, und man muß sie entfernen."

„Beileibe nicht; sie ist entzückend."

„Empörend ist es; hier in dieser Versammlung!"

„Empörend?" unterbrach Plutarch den Andern. „Nicht doch! Man darf nicht gar zu wählerisch sein. Woher sollten wir auch lauter Kinder von Antiquitätenverkäufern nehmen?"

Dann fügte er begütigend hinzu: „Deinem feinen Formensinne müßte doch, sollte ich meinen, dieß liebliche Wesen gefallen; oder fürchtest Du, daß sie den Künstlern für die Rolle der Roxane geeigneter erscheinen könnte, als Deine reizende Tochter? Höre nur die Herren da drüben. Laß uns sehen, was sie haben."

Diese Worte bezogen sich auf ein lautes Gespräch, welches sich in der Nähe der Polster des Präfekten und des Prätors erhoben hatte.

Diese beiden und mit ihnen die meisten Maler und plastischen Künstler waren der Ansicht, daß Arsinoe eine Roxane von wunderbarer Wirkung abgeben würde.

Sie hoben hervor, daß sie an Gestalt und Antlitz der holden Tochter des baktrischen Fürsten köstlich ent-

spreche, wie sie Aetion, dessen Gemälde diesem Theil der Schaustellung zu Grunde gelegt werden sollte, dargestellt habe. Nur der Bildhauer Papias und zwei seiner Genossen erklärten sich entschieden gegen diese Wahl und versicherten mit Eifer, daß sich unter allen anwesenden Jungfrauen nur eine, und zwar des Kunsthändlers Gabinius Tochter Praxilla eignen würde, als Braut Alexander's vor den Kaiser zu treten. Alle drei standen zu dem Vater dieses schlank gewachsenen, in der That sehr schönen Mädchens in geschäftlicher Beziehung und wünschten sich dem reichen und gewandten Verkäufer ihrer Werke gefällig zu erweisen. Ihr Eifer nahm sogar einen heftigen Ton an, sobald sich der Kunsthändler im Gefolge des alten Plutarch zu den Streitenden gesellt hatte und sie gewiß waren, von ihm gehört zu werden.

„Und wer ist die Jungfrau da drüben?“ fragte Papias auf Arsinoe weisend, als die Beiden sich nahten. „Gegen ihre Schönheit läßt sich nichts sagen, aber sie ist mehr als einfach gekleidet, trägt keinen Schmuck, der der Rede werth wäre, und es ist tausend gegen eins zu wetten, daß ihre Eltern nicht in der Lage sind, sie mit so reichen Kleidern und so kostbarem Schmuck auszustatten, wie er einer Roxane bei ihrer Vermählung mit Alexander gewiß nicht fehlen darf. In Seide, Gold und Edelsteinen muß die Asiatin auftreten. Mein Freund dort wird seine Praxilla so zu kleiden wissen, daß der Glanz ihres Schmuckes den großen Macedonier selbst überrascht haben würde; wer aber ist der Vater des hübschen Kindes da, dem seine blauen

Bänder im Haar, seine beiden Rosen und sein weißes Kleidchen gut genug stehen?"

„Deine Erwägung ist zutreffend, Papias," fiel der Kunsthändler dem Bildhauer mit trockener Schärfe in's Wort, „das Mädchen, von dem ihr redet, kann nicht weiter in Frage kommen. Ich sage das nicht meiner Tochter wegen, sondern weil mir alles Unziemliche verhaßt ist. Man kann kaum begreifen, woher das junge Geschöpf da den Muth nahm, sich hier einzudrängen. Freilich, ein hübsches Gesicht öffnet Schlösser und Riegel. Sie ist, — aber ich bitte nicht zu erschrecken, — sie ist nichts weiter als eine Arbeiterin aus der Papyrusfabrik unseres theuren Wirthes Plutarch."

„Das ist nicht wahr," unterbrach Pollux entrüstet diese Behauptung.

„Mäßige Deine Zunge, junger Mann," entgegnete der Kunsthändler. „Ich rufe Dich zum Zeugen auf, edler Plutarch."

„Laß sie sein, wer sie auch ist," gab der Alte ärgerlich zurück. „Sie sieht einer meiner Arbeiterinnen ähnlich, aber käme sie auch geradenwegs vom Klebetisch, so wäre sie doch mit solchem Gesicht und solcher Gestalt hier und überall ganz vortrefflich am Platz. Das ist meine Meinung."

„Brav, schöner Freund," rief Verus und nickte dem Alten zu. „Der Kaiser macht sich weit mehr aus so ausbündig reizenden Geschöpfen wie das da drüben, als aus euren alten Bürgerbriefen und vollen Beuteln."

„So ist es," bestätigte der Präfekt diese Worte. „Und daß sie ein freies Mädchen ist und keine Sklavin, darauf möchte ich schwören. Du bist für sie eingetreten, Freund Pollux, was weißt Du von ihr?"

„Daß sie des Palastverwalters Keraunus Tochter ist, die ich seit ihrer Kindheit kenne," entgegnete der junge Künstler laut. „Er ist römischer Bürger und dazu aus altem macedonischen Hause."

„Vielleicht sogar von königlichem Geblüt," fiel Titianus lächelnd ein.

„Ich kenne den Mann," entgegnete der Kunsthändler schnell. „Er ist ein wenig bemittelter, hochmüthiger Narr."

„Ich dächte," unterbrach Verus den erregten Mann mit vornehmer Ruhe, mehr gelangweilt als abweisend, „ich dächte, es wäre hier nicht der Platz, Vorträge über die Sinnesart der Väter dieser Mädchen und Frauen zu halten."

„Aber er ist arm," rief der Kunsthändler gereizt. „Vor einigen Tagen bot er mir seine elenden Raritäten zum Kauf an; ich aber konnte —"

„Wir bedauern es für Dich, wenn dieß Geschäft nicht zu Stande kam," fiel ihm Verus wieder in's Wort, und dießmal mit ausgesuchtester Höflichkeit. „Denken wir erst an die Personen und dann an die Kostüme. Der Vater dieses Mädchens ist also römischer Bürger?"

„Mitglied des Rathes und in seiner Weise ein vornehmer Mann," sagte Titianus.

„Und ich," fügte dessen Gattin Julia hinzu,

„habe Wohlgefallen an der reizenden Jungfrau, und wenn sie die Hauptrolle gibt und ihr edler Vater unbemittelt ist, wie Du behauptest, mein Freund, so werde ich die Sorge für ihre Kleider übernehmen. Der Kaiser wird über diese Roxane entzückt sein."

Des Kunsthändlers Sachwalter schwiegen; er selbst bebte vor Enttäuschung und Aerger, sein Ingrimm wuchs aber auf das Höchste, als Plutarch, den er vorhin für seine Tochter gewonnen zu haben meinte, seinen weit vorgebeugten Oberkörper vor Frau Julia tiefer als vorher zu neigen versuchte und mit einer hübschen Geste des Bedauerns sagte:

„Daß mich doch dießmal mein altes Kennerauge getäuscht hat! Die Kleine sieht meiner Arbeiterin ähnlich, sehr ähnlich, aber nun merke ich wohl, daß sie ein gewisses Etwas besitzt, das der Andern fehlt. Ich habe ihr Unrecht gethan und bin ihr Schuldner. Gestattest Du mir, edle Frau Julia, daß ich Dir zu den Kleidern unserer Roxane den Schmuck zur Verfügung stelle? Es glückt mir vielleicht, etwas Hübsches zu finden. — Das liebe Kind! Ich gehe gleich hin, um es um Entschuldigung zu bitten und ihm unseren Wunsch zu eröffnen. Darf ich, edle Frau Julia? Darf ich, ihr Herren?"

Wenige Minuten später war es auf der ganzen Bühne und bald darauf auch im Zuschauerraum bekannt, daß des Kerannus Tochter Arsinoe auserwählt worden sei, um die Roxane zur Darstellung zu bringen.

„Wer war Kerannus?"

„Wie durfte dieſe hervorragende Rolle den Kindern der angeſehenſten und reichſten Häuſer entgehen?“

„So muß es ja kommen, wenn man dem rückſichtsloſen Künſtlervolk freie Hand läßt!“

„Woher mag das arme Ding die Talente nehmen, welche das Koſtüm einer aſiatiſchen Fürſtentochter, der Braut Alexander's, koſtet?“

„Der reiche Plutarch und die Gattin des Präfekten ſorgen dafür.“

„Bettelvolk!“

„Wie hätten unſeren Töchtern die Edelſteine unſeres eigenen Hauſes geſtanden!“

„Wollen wir dem Kaiſer nur hübſche Lärvchen zeigen und nicht auch was wir vermögen und haben?“

„Wenn Hadrian nun nach dieſer Rorane fragt, und man ihm ſagen muß, man habe eine Kollekte geſammelt, um ihr Koſtüm zu beſchaffen?“

„Solche Dinge kommen eben nur in Alexandria vor.“

„Man will wiſſen, ſie habe in einer Fabrik des Plutarch gearbeitet. Das ſoll ja nicht wahr ſein, aber der alte geſchminkte Taugenichts liebt noch immer hübſche Geſichter. Er hat ſie hier eingeſchwärzt! Glaubt mir, wo es raucht, da gibt es ein Feuer, und daß ſie Geld von dem Alten bekommt, iſt unfraglich.“

„Wofür?“

„Wenn Du's wiſſen willſt, ſo mußt Du einen Prieſter Aphroditens befragen. Da gibt es nichts zu lachen, denn es iſt ſchändlich, empörend!“

So und ähnlich lauteten die Bemerkungen, mit

denen die Nachricht von Arsinoe's Wahl zur Roxane aufgenommen wurde; ja in des Kunsthändlers und seiner Tochter Seele hatten sie Haß und bittere Abneigung erregt.

Praxilla wurde zu den Gespielinnen der Braut Alexander's geschrieben, und sie fügte sich ohne Widerspruch; aber bei ihrer Heimkehr nickte sie schweigend, als ihr Vater sagte:

„Laß jetzt nur alles gehen wie es mag, wenige Stunden vor dem Beginn des Schauspiels zeig' ich ihnen an, daß Du krank geworden."

Aber die Wahl Arsinoe's hatte auch Freude erweckt.

Da oben in einer der mittleren Reihen des Theaters saß Keraunus mit weit auseinander gespreizten Beinen, glühend roth, schnaufend und keuchend vor lauter Vergnügen und zu stolz, um seine Füße einzuziehen, selbst als der Bruder des Archidikasten sich an seiner zwei Plätze füllenden Gestalt vorbeizudrängen versuchte.

Arsinoe, deren scharfem Gehör weder die Anklage des Kunsthändlers, noch die Vertheidigung des braven langen Pollux entgangen war, hatte zuerst vor Scham und Angst vergehen wollen, jetzt aber war es ihr zu Muth, als könnte sie fortschweben wie das geflügelte Glück.

So herzensfroh war sie noch niemals gewesen, und als sie mit ihrem Vater in die erste dunkle Gasse gelangte, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihm beide Wangen und erzählte ihm dann, wie gütig Frau Julia, des Präfekten Gattin, gegen sie gewesen wäre, und daß sie mit so herzlicher Freundlichkeit übernommen habe, ihr kostbare Gewänder machen zu lassen.

Keraunus hatte dagegen nichts einzuwenden und wunderbarerweise fand er es auch nicht unter seiner Würde, Arsinoe von dem reichen Plutarch mit Schmuck ausstatten zu lassen.

„Man hat gesehen," sagte er pathetisch, „daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, so viel wie andere Bürger zu leisten, aber um einer Roxane den Hochzeitsstaat zu beschaffen, dazu bedarf es der Millionen, und daß wir die nicht besitzen, will ich gern meinen Freunden gestehen. Woher das Kostüm kommt, bleibt sich gleich; Du wirst so oder so unter den ersten Jungfrauen der Stadt die erste sein, und darum bin ich mit Dir zufrieden, mein Kind. Morgen wird die letzte Versammlung stattfinden und vielleicht erhält auch Selene eine hervorragende Rolle. Es fehlt uns ja glücklicherweise nicht an den Mitteln, sie würdig zu kleiden. Wann will des Präfekten Gattin Dich empfangen?"

„Morgen gegen Mittag."

„So kaufen wir morgen früh ein neues, gutes Gewand."

„Wird es nicht auch für ein besseres Armband reichen?" fragte Arsinoe schmeichelnd. „Meines da ist so schmal und ärmlich."

„Du sollst eines haben, denn Du hast es verdient," entgegnete Keraunus mit Würde. „Bis übermorgen mußt Du Dich gedulden; morgen verkaufen die Goldarbeiter nicht wegen des Festes."

So heiter und gesprächig, wie sich der Verwalter heute zeigte, hatte Arsinoe ihn noch nie gesehen, und

doch war der Weg vom Theater zur Lochias nicht ganz kurz und die frühe Stunde längst vorüber, in der er sich schlafen zu legen pflegte.

Als sich Vater und Tochter dem Palast näherten, war es schon ziemlich spät geworden, denn nachdem Arsinoe von der Bühne getreten war, hatte man bei Fackelschein, bei Lampen- und Kerzenlicht noch für drei andere Szenen aus dem Leben Alexander's passende Darstellerinnen ausgewählt, und bevor die Versammlung auseinanderging, waren Plutarch's Gäste mit Wein, Fruchtsäften, süßem Gebäck, Austernpastetchen und anderen Leckereien bewirthet worden.

Der Verwalter war dem edlen Getränk und den guten Schüsseln wacker zu Leibe gegangen, und wenn er sich satt fühlte, so pflegte er gütiger gesinnt, nach mäßigem Weingenuß heiterer gelaunt zu sein als sonst. Jetzt war er gütig und heiter, denn obgleich er gethan hatte, was nur immer in seiner Macht stand, so hatte doch die Bewirthung weit kürzere Zeit gedauert, als er bedurfte, um sich einen Rausch, der ihn mürrisch machte, anzutrinken oder sich den Magen zu überladen.

Am Ende des Weges ward er nachdenklich und sagte:

„Morgen hält der Rath keine Sitzung wegen des Festes, und das ist gut. Alle Welt wird mich beglückwünschen, befragen, beachten, und die Vergoldung an meinem Stirnreifen hält nicht mehr Stand. An einigen Stellen schimmert das Silber schon durch. Dein Anzug kostet nun nichts mehr und es wird doch

nöthig sein, daß ich vor der nächsten Sitzung zu einem Juwelier gehe und mir einen echten Reifen für das unwürdige Ding da eintausche. Was man ist, das soll man auch scheinen."

Dieses Wort gefiel ihm vorzüglich, und als Arsinoe ihm lebhaft beistimmte und, während sie das offene Thor durchschritten, ihn bat, nur für Selenens Kostüm genug übrig zu lassen, lachte er still vor sich hin und sagte:

„Wir brauchen nicht mehr so ängstlich zu sein. Ich möchte wohl den Alexander kennen, der meine Roxane nächstens von mir zum Weibe begehrt. Des reichen Plutarch einziger Sohn sitzt auch schon im Rath und hat noch kein Weib im Hause. Er ist nicht mehr ganz jung, aber immer noch ein stattlicher Mann."

Diese Zukunftsträume des glücklichen Vaters wurden durch Frau Doris unterbrochen, welche vor das Wächterhäuschen getreten war und ihn bei Namen rief.

Kerannus blieb stehen.

Als dann die Alte sagte: „Ich muß mit Dir reden," gab er abweisend zurück:

„Ich aber höre Dir nicht zu, weder heute noch jemals."

„Zu meinem Vergnügen," entgegnete Doris, „rief ich Dich wahrhaftig nicht an. Ich will Dir nur sagen, daß Du Deine Selene nicht zu Hause finden wirst."

„Was sagst Du?" fragte Kerannus.

„Ich sage, daß das arme Mädchen mit seinem

kranken Fuße in der Stadt nicht weiter konnte und in ein fremdes Haus gebracht werden mußte, wo man es pflegt."

„Selene!" rief Arsinoe, die aus allen ihren Himmeln fiel, erschreckt und bekümmert. „Weißt Du, wo sie ist?"

Ehe Doris antworten konnte, polterte Keraunus:

„Daran ist der römische Baumeister und seine reißende Bestie schuld! Recht so, gut so, denn nun wird der Kaiser mir sicher zu meinem Recht verhelfen. Er wird Denen die Wege weisen, die Roxane's Schwester auf's Lager geworfen und sie verhindert haben sich beim Aufzug zu zeigen. Recht so, vortrefflich!"

„Traurig ist es, zum Weinen," entgegnete die Thorhütersfrau unwillig. „Ist das Dein Dank für ihre Sorge um ihre kleinen Geschwister? Wie nur ein Vater so reden mag, dessen bestes Kind mit einem gebrochenen Beine bei fremden Leuten darnieder liegt!"

„Mit gebrochenem Bein!" jammerte Arsinoe.

„Gebrochen?" wiederholte Keraunus langsam und aufrichtig bekümmert. „Wo kann ich sie finden?"

„Bei der Frau Hanna in einem kleinen Hause am Ende des Gartens der Wittwe des Pudens."

„Warum trug man sie nicht hieher?"

„Weil der Arzt es verboten hatte. Sie liegt im Fieber; wird aber gut gepflegt. Die Hanna gehört zu den Christianern. Ich mag diese Leute nicht leiden, aber Kranke zu warten verstehen sie besser als andere."

„Bei Christen? Mein Kind bei Christen!“ rief Kerannus außer sich. „Gleich, Arsinoe, gleich kommst Du mit mir. Selene soll keinen Augenblick länger bei diesem verruchten Gesindel bleiben. Ewige Götter! Zu allem Unglück auch noch diese Schmach!“

„So schlimm ist es nun gerade nicht,“ sagte Frau Doris begütigend. „Es gibt ganz achtbare Leute unter den Christianern. Ehrlich sind sie gewiß, denn das arme, bucklige Ding, das die üble Nachricht zuerst herbrachte, gab mir auch dieses Täschchen voll Geld, das Frau Hanna in Selenens Tasche gefunden.“

Kerannus griff so verächtlich nach dem sauer verdienten Lohn seiner Töchter, als sei er an Gold gewöhnt und mache sich nichts aus dem elenden Silber; Arsinoe aber begann bei dem Anblick der Drachmen zu weinen, denn sie wußte, daß Selene um dieses Geldes willen das Haus verlassen hatte, und ahnte, wie schreckliche Schmerzen sie auf ihrem Wege erduldet habe.

„Ehrlich hin, ehrlich her,“ rief Kerannus, indem er sein Geldbeutelchen zuband. „Ich weiß, wie schamlos es in den Versammlungen dieses Gelichters hergeht. Sich mit Sklaven küssen, das wäre mir gerade das Rechte für meine Tochter. Komm, Arsinoe, suchen wir gleich eine Sänfte!“

„Nein, nein!“ entgegnete Doris lebhaft. „Du mußt sie für's Erste in Ruhe lassen. So etwas verschweigt man lieber einem Vater, aber der Arzt hat versichert, es könnte ihr Leben kosten, wenn man sie jetzt nicht still liegen ließe. Mit einer hitzigen Wunde am

Kopfe, im Fieber und mit gebrochenen Gliedern geht man in keine Versammlung. Das arme, liebe Kind!“

Keraunus brütete stumm vor sich hin und Arsinoe rief unter Thränen:

„Aber ich muß zu ihr hin, sehen muß ich sie, Doris!“

„Das verdenk' ich Dir nicht, mein Liebchen,“ sagte die Alte. „Ich bin selbst schon vorhin in dem Christenhause gewesen, aber man ließ mich nicht zu der Kranken. Mit Dir ist das etwas anderes, denn Du bist ihre Schwester.“

„Komm, Vater,“ bat Arsinoe, „wir sehen jetzt erst nach den Kindern und dann begleitest Du mich zu Selene. Ach, warum bin ich nicht mit ihr gegangen! ach, ach, wenn sie uns stürbe!“

Zwanzigstes Kapitel.

Keraunus und seine Tochter waren weniger schnell als sonst in ihre Wohnung gelangt, denn der Verwalter fürchtete einen neuen Ueberfall des Molossers, der übrigens in dieser Nacht das Schlafgemach des Antinous theilte.

Sie fanden die alte Sklavin wach und in großer Erregung, denn sie liebte Selenen, sie ängstigte sich über ihr Ausbleiben, und in der Schlafstube der Kinder ging es auch nicht wie es sollte.

Arsinoe hatte sich ohne Aufenthalt zu den Kleinen begeben, die Schwarze blieb aber bei ihrem Herrn und erzählte ihm wimmernd, während er sein krokusfarbiges Pallium mit einem alten Mantel vertauschte, daß ihr Herzblatt, der kleine blinde Helios, krank geworden sei und auch, nachdem sie ihm von den Tropfen, die Keraunus selbst zu nehmen pflegte, eingegeben habe, nicht schlafen wolle.

„Blödsinniges Thier," rief der Verwalter, „meine Arznei dem Kinde zu geben!" Dabei warf er seine neuen Schuhe von den Füßen, um sie mit bescheid-

neren zu vertauschen. „Wärest Du jünger, so ließ ich Dich peitschen.“

„Du sagtest doch, die Tropfen wären gut,“ stammelte die Alte.

„Für mich,“ schrie der Verwalter und eilte, ohne die Schuhriemen, welche nun hinter ihm den Boden fegten, um die Knöchel zu schlingen, in das Gemach der Kinder.

Da saß sein blinder Liebling, sein „Erbe“, wie er ihn gern zu nennen pflegte, und schmiegte seinen hübschen blonden Lockenkopf an Arsinoe's Brust.

Der Kleine erkannte sogleich seinen Schritt und klagte:

„Selene war fort, ich hab' mich gefürchtet und mir ist so übel, so übel.“

Der Verwalter legte seine Hand auf des Kindes Stirn. Als er fühlte, daß sie heiß war, ging er unruhig vor dem kleinen Bette auf und nieder und sagte:

„Da haben wir's. Wenn es ein Unglück gibt, so kommt gleich ein zweites. Sieh ihn an, Arsinoe. Weißt Du noch, wie das Fieber bei der armen Berenice anfing? Uebelkeit, Beängstigung, ein glühender Kopf. Hast Du Schmerzen im Halse, mein Junge?“

„Nein,“ antwortete Helios, „aber mir ist so übel.“

Der Verwalter öffnete das Hemdchen des Kleinen, um nachzusehen, ob sich auf seiner Brust Flecken zeigten, Arsinoe aber sagte, während er sich zu ihm niederbeugte:

„Es ist gar nichts, er hat sich nur den Magen verdorben. Die dumme Alte thut ihm in allem den Willen und hat ihm die Hälfte von den Rosinenkuchen gegeben, die wir holen ließen, ehe wir gingen.“

„Aber ihm glüht der Kopf,“ wiederholte Kerannus.

„Morgen früh wird alles vorüber sein,“ entgegnete Arsinoe. „Die arme Selene braucht uns nöthiger als er. Komm, Vater; die Alte mag bei ihm bleiben.“

„Selene soll kommen,“ wimmerte der Kleine. „Bitte, bitte, laßt mich nicht wieder allein.“

„Dein Väterchen bleibt bei Dir,“ sagte Kerannus zärtlich, denn dieses Kind leiden zu sehen, schnitt ihm in's Herz. „Ihr wißt alle nicht, was wir an dem Jungen da haben.“

„Er schläft bald ein,“ versicherte Arsinoe. „Laß uns doch gehen, sonst wird es zu spät.“

„Damit die Alte eine neue Dummheit begeht?“ rief Kerannus. „Es ist meine Pflicht, bei dem armen Jungen zu bleiben. Geh' Du zu Deiner Schwester und laß Dich von der Alten begleiten.“

„Gut. Morgen früh komm' ich wieder.“

„Morgen früh?“ fragte Kerannus gedehnt. „Nein, nein, das geht nicht. Doris sagte ja ohnehin, Selene würde gut von den Christen gepflegt. Sieh nur zu, was sie macht, grüße sie von mir und dann komm wieder.“

„Aber Vater . . .“

„Weiter ist zu bedenken, daß Dich morgen Mittag die Gattin des Präfekten erwartet, um für Dich die

Stoffe zu wählen. Dabei darfst Du nicht überwacht und verschlafen aussehen."

„Ich ruhe etwas am Morgen."

„Am Morgen? Und meine Locken? Und Dein neues Kleid? Und der arme Helios? Nein, Kind, Du siehst nur nach Selenen und dann kehrst Du wieder zurück. Am frühen Morgen fängt auch das Fest an und Du weißt, wie es dabei zugeht. Die Alte hilft Dir nichts in dem Gedränge. Du schaust nur nach, wie es Selenen geht, aber Du bleibst nicht."

„Ich will sehen —"

„Nichts von sehen. Du kommst wieder zurück! Ich befehl' es! In zwei Stunden liegst Du in Deinem Bette."

Arsinoe zuckte die Achseln und wenige Minuten später stand sie mit der Alten vor dem Thorwärterhäuschen.

Ein breiter Lichtstreifen fiel durch die geöffnete Thür des mit Blumen und Vögeln geschmückten Zimmers; Euphorion und Doris waren also noch nicht zur Ruhe gegangen und konnten ihr sogleich die Palastpforte öffnen.

Die Grazien schlugen an, als Arsinoe die Schwelle ihrer alten Freunde betrat, aber sie verließen ihre Kissen nicht, denn sie erkannten sie schnell.

Seit mehreren Jahren war Arsinoe, gehorsam dem strengen Verbot ihres Vaters, nicht in diesen heimlichen Raum getreten, und ihr wurde ganz weich um's Herz, als sie das alles wiedersah, was sie als Kind so gern gehabt und als Jungfrau nicht vergessen hatte.

Da waren die Vögel, die kleinen Hunde und die Lauten an der Wand neben dem Apollo! Auf dem Tisch der guten Frau Doris hatte immer etwas Eßbares gestanden, und auch jetzt lag ein schöner gelber Kuchen neben dem Weinkrug. Wie oft war sie als Kind zu der Alten hineingehuscht, um sich einen süßen Bissen zu holen, wie häufig auch, um nachzusehen, ob der lange Pollux nicht da sei, dessen kühne Erfindungen und frisches Zugreifen ihren Werken und Spielen den Stempel der Großartigkeit aufdrückte und ihnen einen besonderen Reiz verlieh.

Da saß nun ihr ausgelassener Gespiele in eigener Person und streckte, eifrig erzählend, die langen Beine weit von sich.

Arsinoe hörte noch den Schluß seines Berichtes über ihre Wahl zur Norane, und dabei ihren eigenen Namen, geschmückt mit Eigenschaftsworten, die ihr das Blut in die Wangen trieben und sie doppelt freuten, weil er ja nicht ahnen konnte, daß sie sie hörte.

Aus dem Knaben war ein Mann, ein stattlicher Mann und ein großer Künstler geworden, aber er war doch der alte übermüthige, gute Pollux!

Der kecke Satz, mit dem er von seinem Sitz auf- und ihr entgegensprang, das frische Lachen, mit dem er manchmal seine Rede unterbrach, die kindlich zärtliche Art, mit der er seine kleine Mutter umfaßt hielt, während er sie begrüßte und nach der Ursache ihres späten Ausgangs fragte, der herzgewinnend tiefe Ton der Stimme, mit dem er Selenens Unfall beklagte, das alles heimelte Arsinoe an wie etwas Bekanntes,

Liebes, lange Entbehrtes, und sie schlug fest ein in die beiden großen Hände, die er ihr hinhielt.

Wenn er sie in diesem Augenblick aufgehoben und vor Euphorion und seiner Mutter Augen an sein Herz gedrückt hätte, sie würde es ihm wahrlich nicht haben wehren mögen.

Sehr bekümmerten Herzens war Arsinoe zu Frau Doris eingetreten, aber in dem Thorwärterhäuschen wehte eine Luft, in der Trübniß und Sorge den Athem verloren, und wunderbar schnell verwandelte sich in des leichtherzigen Mädchens Vorstellung das Bild ihrer von Schmerz gefolterten und von schwerer Gefahr bedrohten Schwester in das einer gut gebetteten, nur am Fuße recht schlimm verletzten Kranken. An Stelle der nagenden Besorgniß trat herzliche Theilnahme, und diese letztere klang noch aus Arsinoe's Stimme, als sie den Sänger Euphorion bat, ihr das Thor zu öffnen, weil sie mit ihrer Sklavin ausgehen und nachsehen wollte, wie sich Selene befinde.

Doris beruhigte sie, wiederholte ihre Versicherung, daß die Leidende in Frau Hanna's Haus mit aller Sorgfalt gepflegt werde, fand aber ihren Wunsch, ihre Schwester zu sehen, gerechtfertigt und stimmte Pollux lebhaft zu, als er Arsinoe bat, seine Begleitung anzunehmen, denn bald nach Mitternacht beginne das Fest, füllten sich die Straßen mit übermüthigem Volk, und vor den trunkenen Sklaven würde sie ein Fledermisch ebenso gut schützen, als ihre schwarze Vogelscheuche, die schon baufällig gewesen wäre, ehe er die

dümmste That seines Lebens begangen und ihren Vater gegen sich aufgebracht habe.

In der dunklen Straße, die sich, je weiter sie kamen, desto mehr mit Menschen füllte, gingen sie schweigend neben einander. Dann sagte Pollux:

„Lege doch Deinen Arm in den meinen; Du sollst empfinden, daß ich Dich schütze, und ich, ich möchte bei jedem meiner Schritte fühlen, daß ich Dich wiedergefunden habe und Dir nahe sein darf, Du wundervolles Geschöpf."

Diese Worte klangen gar nicht übermüthig, sie hörten sich vielmehr ernst an, und die tiefe Stimme des Bildhauers bebte vor Erregung, als er sie mit inniger Zärtlichkeit aussprach.

Wie der klopfende Finger der Liebe pochten sie an das Herz der Jungfrau, die ohne Zaudern ihren Arm in den seinen legte und ihm leise entgegnete:

„Du wirst mich schon schützen."

„Ja," sagte er fest und ergriff mit der Linken ihre kleine Hand, die auf seinem rechten Arm ruhte.

Sie entzog sie ihm nicht, und nachdem sie so einige Schritte schweigend fortgewandert waren, seufzte er auf und fragte:

„Weißt Du, wie mir zu Muthe ist?"

„Nun?"

„Ja, ich kann es selbst nicht recht sagen. Etwa als wär' ich ein olympischer Sieger oder als hätte mir der Kaiser seinen Purpur geschenkt. Aber Kranz hin und Purpur her. Du hängst an meinem Arm und ich halte hier Deine Hand; dagegen ist alles

andere Bettelwaare. Wären die Leute nicht, ich — ich — ich weiß nicht, was ich thäte."

Sie schaute glückselig zu ihm auf, er aber zog ihr Händchen an seine Lippen und ließ sie heiß und lange auf ihm ruhen. Dann gab er es wieder frei und sagte mit einem aus dem tiefsten Herzensgrunde kommenden Seufzer:

„O Arsinoe, schöne Arsinoe, wie ich Dich liebe!"

Während diese Worte leise und doch glühend über seine Lippen strömten, zog das Mädchen seinen Arm fest an sich, schmiegte ihr Haupt an seine Schulter, öffnete ihre großen Augen weit seinen zärtlichen Blicken und sagte leise:

„O Pollux, ich bin so glücklich, die Welt ist so schön."

„Nein, ich könnte sie hassen," rief der Bildhauer. „Das mit anzuhören und eine wachsame Alte bei sich zu haben und in einer von Menschen wimmelnden Straße ehrbar dahinschreiten zu müssen, das ist unerträglich. Ich halt' es auch nicht länger mehr aus. Mädchen der Mädchen, hier ist es dunkel."

Ja, es lag tiefe Finsterniß über dem von zwei aneinanderstoßenden Häusern gebildeten Winkel, in dem Pollux Arsinoe an sich zog und schnell den ersten Kuß auf ihre reinen Lippen drückte; aber in ihren beiden Herzen war es hell, sonnenhell.

Sie hatte ihre Hände fest um seinen Hals geschlungen und hätte ihn gern festgehalten bis zum Ende der Tage; aber da näherte sich ihnen ein Zug von lärmenden Sklaven.

Singend und tobend begannen diese Unglücklichen schon bald nach Mitternacht die Feier, um den Festtag, der sie auf kurze Zeit von jeder Pflicht entband, bis an seine äußersten Grenzen auszunützen.

Pollux wußte, wie unbändig sie in ihrer Lust sein konnten, und während er mit Arsinoe weiterschritt, forderte er sie auf, sich mit ihm dicht an den Häusern zu halten.

„Wie froh sie sind!“ sagte er, indem er auf die Jubelnden zeigte. „Ihre Herren werden sie heute ein wenig bedienen, und eben beginnt für sie ihr bester Tag im Jahr; für uns hat der schönste im ganzen Leben begonnen.“

„Ja, ja,“ entgegnete Arsinoe und umschloß mit ihren beiden Händen seinen kräftigen Arm.

Dann lachten beide munter auf, denn Pollux hatte bemerkt, daß die alte Sklavin an ihnen vorbeigegangen war und mit gesenktem Kopfe hinter einem andern Paare herging.

„Ich will sie rufen,“ sagte Arsinoe.

„Nein, nein, laß sie,“ bat der Künstler. „Die beiden da vorn haben ihren Schutz ganz gewiß nöthiger als wir.“

„Wie ist es nur möglich, daß sie den kleinen Mann mit Dir verwechselt?“ lachte das Mädchen.

„Wär' ich nur weniger groß,“ entgegnete Pollux seufzend. „Denke Dir, welche Masse von brennender Liebe und peinigender Sehnsucht in ein so langes Gefäß, wie ich bin, hineingeht.“

Sie schlug ihm mit der Hand auf den Arm und

er berührte zur Strafe schnell ihre Stirn mit den Lippen.

Sie sagte verweisend: „Aber die Leute," und er gab fröhlich zurück:

„Es ist kein Unglück, beneidet zu werden."

Jetzt hörte die Straße auf und sie standen vor einem Garten.

Er gehörte der Wittwe des Pudens; Pollux wußte es, denn seine Besitzerin Paulina war die Schwester des Baumeisters Pontius, die auch in der Stadt ein prächtiges Haus besaß.

Aber konnt' es denn möglich sein? Hatten sie unsichtbare Hände hieher getragen?

Das Thor des Grundstückes war geschlossen.

Der Bildhauer weckte den Pförtner, theilte ihm mit, was er begehre, und wurde von dem Manne, der Weisung erhalten hatte, die Angehörigen der Kranken auch in der Nacht einzulassen, mit Arsinoe bis an eine Stelle geführt, von der aus man helles Licht aus dem Häuschen Frau Hanna's schimmern sah.

Der zunehmende Mond beleuchtete die mit Muscheln bestreuten Wege, die Büsche und Bäume im Garten warfen scharf umrissene Schatten auf weißlich leuchtende Flächen, das Meer schimmerte hell, und sobald der Pförtner die beiden Glücklichen verlassen und ein dunkler Laubgang sie aufgenommen hatte, sagte Pollux, indem er seine Arme weit öffnete:

„Nun noch einen Kuß, an den ich mich erinnern kann, während ich warte."

„Jetzt nicht," bat das Mädchen, „ich bin nicht

mehr froh, seit wir hier sind. Ich muß immer an die arme Selene denken."

„Dagegen läßt sich nichts sagen," entgegnete Pollux mit Ergebung. „Aber wenn das Warten vorbei ist, dann werde ich belohnt."

„Nein, jetzt schon," rief Arsinoe, warf sich an seine Brust und eilte dann dem Hause entgegen.

Er folgte ihr, und als sie vor einem hellerleuchteten Fenster zu ebener Erde stehen blieb, hemmte auch er seinen Fuß.

Beide schauten zusammen in ein hohes, geräumiges, äußerst sauber gehaltenes Zimmer, das nur eine Thür besaß, die sich nach dem unbedeckten Vorraum des Hauses öffnete. Die Wände dieses Gemaches waren einfarbig mit hellem Grün bemalt. Der einzige Bilderschmuck, den es enthielt, befand sich über der Pforte.

Im Hintergrunde dieses Zimmers stand das Bett, in dem Selene ruhte. Einige Schritte von ihm entfernt saß die verwachsene Maria und schlief, Frau Hanna aber nahte sich mit einem angefeuchteten Umschlag der Leidenden und legte ihn behutsam auf ihren Scheitel.

Pollux stieß Arsinoe an und flüsterte ihr zu:

„Wie Deine Schwester daliegt! Eine im Schlaf von ihrem Dionysus verlassene Ariadne. Welchen Schmerz wird sie empfinden, wenn sie erwacht!"

„Sie kommt mir weniger bleich vor als sonst."

„Sieh nur, wie ihr Arm gebogen ist und in wie schöner Lage sich ihr Kopf in die Hand schmiegt."

„Geh' jetzt," rief Arsinoe leise, „Du sollst hier nicht lauschen."

„Gleich, gleich. Wenn Du dort so ruhtest, dann brächte mich kein Gott von der Stelle. Wie behutsam Hanna den Umschlag von dem armen, kranken Knöchel nimmt! Sorgsamer ward noch kein Auge behandelt, als Selenens Fuß von dieser Matrone."

„Tritt zurück, sie schaut gerade hieher."

„Ein wunderbares Gesicht! Vielleicht eine Penelope, aber in ihren Augen liegt etwas ganz Sonderbares. Hätt' ich wieder eine nach den Sternen schauende Urania oder eine Sappho zu bilden, die des Gottes voll in dichterischer Begeisterung gen Himmel schaut, das legt' ich hinein! Sie ist nicht mehr ganz jung, und doch wie rein ist dieß Antlitz! Es kommt mir vor wie der Himmel, von dem der Wind alle Wolken verscheucht hat."

„Ernstlich, jetzt gehst Du," sagte Arsinoe und entzog ihm ihre Hand, die er wieder erfaßt hatte.

Pollux bemerkte, daß sie sein Lob der Schönheit einer andern Frau verdroß, und begütigend flüsterte er, indem er sie umfaßte:

„Sei ruhig, Kind, Du hast doch nicht Deinesgleichen hier in Alexandria und so weit man Griechisch versteht. Ein ganz reiner Himmel ist für mich gewiß nicht der schönste. Lauter Licht, lauter Blau, das kann ein Künstler nicht brauchen. Einige bewegliche Wölkchen, von wechselnden Strahlen silbern und golden beleuchtet, geben dem Firmament erst seinen rechten Reiz, und wenn auch Dein Antlitz dem Himmel

gleicht, so fehlt es darauf wahrlich nicht an lieblicher, niemals gleicher Bewegung. Diese Matrone . . ."

„Sieh nur," unterbrach ihn Arsinoe, die sich wieder an ihn geschmiegt hatte. „Sieh nur, wie liebreich Frau Hanna sich über Selene beugt. Nun küßt sie leise ihre Stirn. Zärtlicher kann keine Mutter ihre Tochter pflegen. Ich kenne sie schon lange. Sie ist gut, sehr gut; es ist kaum zu begreifen, denn sie ist eine Christin."

„Das Kreuz dort über der Thür," sagte Pollux, „ist das Zeichen, an dem diese wunderlichen Leute einander erkennen."

„Was bedeutet die Taube und der Fisch und der Anker, die es umgeben?" fragte Arsinoe.

„Sinnbilder aus den Mysterien der Christianer," antwortete Pollux. „Ich verstehe sie nicht. Die Dinge sind elend gemalt; die Anhänger des gekreuzigten Gottes verachten auch die Kunst und besonders die meine, denn alle Götterbilder sind ihnen verhaßt."

„Und unter solchen Frevlern gibt es so gute Menschen! Gleich geh' ich hinein; Hanna befeuchtet jetzt wieder den Umschlag."

„Und wie unverdrossen und freundlich sie dabei aussieht; aber es hat doch alles in dem großen, sauberen Zimmer da etwas Fremdes, Oedes, Anmuthloses. Ich möchte nicht darin wohnen."

„Hast Du den leisen Lavendelgeruch bemerkt, der durch das Fenster kommt?"

„Längst. Da regt sich Deine Schwester und öffnet die Augen. Nun schließt sie sie wieder!"

„Geh' in den Garten zurück und warte auf mich," befahl Arsinoe entschieden. „Ich will nur sehen, wie es Selene geht. Lange werd' ich nicht bleiben, denn der Vater will, daß ich bald zurückkomme, und besser als Hanna kann Niemand pflegen."

Das Mädchen zog seine Hand aus der seines Freundes und klopfte an die Thür des kleinen Hauses. Sie ward ihm geöffnet, und die Wittwe führte Arsinoe selbst an das Lager ihrer Schwester.

Pollux setzte sich zuerst auf eine Bank im Garten, aber bald sprang er auf und durchmaß mit großen Schritten den Weg, den er mit Arsinoe gegangen.

Ein steinerner Tisch hielt ihn bei diesem Gange auf und es gelüstete ihn, über ihn fortzuspringen.

Als er zum dritten Mal an ihm vorbeikam, that er es auch, und zwar mit einem gewaltigen Satze. Aber gleich nach dieser übermüthigen That blieb er stehen, schüttelte über sich selbst den Kopf und murmelte vor sich hin: „Wie ein Junge!" — Ihm war auch zu Muthe, als wär' er ein glückseliges Kind.

Während des Wartens wurde er ruhiger und ernster. Dankbar sagte er sich, daß er nun das Frauenbild gefunden, von dem er in seinen besten Schaffensstunden geträumt hatte, daß es ihm gehöre, ihm ganz allein.

Aber wer war er denn eigentlich! Ein armer Schelm, der viele Mäuler zu stopfen hatte, zwei Finger an seines Meisters Hand! Das mußte anders werden. Seiner Schwester wollte er nichts entziehen, aber mit Papias mußte er brechen und sich auf eigene

Füße stellen. Der Muth war ihm hoch gewachsen, und als Arsinoe endlich von ihrer Schwester zurückkehrte, wußte er schon, daß er in der eigenen Werkstätte zuerst Valbilla's Büste mit allem Fleiß fertig stellen und dann seine Liebste modelliren wollte. Diese beiden Frauenköpfe konnten ihm nicht mißlingen. Der Kaiser mußte sie sehen, sie sollten ausgestellt werden, und er sah schon sich selbst vor seinem inneren Auge, wie er Bestellung auf Bestellung ablehnte und von den guten nur die glänzendsten annahm.

Arsinoe konnte beruhigt heimkehren.

Selenens Schmerzen waren doch weit geringer, als sie befürchtet hatte. Sie wollte von keiner Andern als Frau Hanna gepflegt sein. Vielleicht mochte sie etwas Fieber haben, aber wer so verständig wie sie über jede kleine Frage der Haushaltung und über alles, was für die Kinder geschehen sollte, zu reden verstand, der, meinte Arsinoe, indem sie am Arme des Künstlers durch den Garten schritt, der könnte doch nicht eigentlich krank sein.

„Eine Roxane zur Schwester zu haben, muß sie erfreuen und ermuntern," rief Pollux; seine schöne Begleiterin aber schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Sie ist immer so eigen: was mich am meisten freut, das ist ihr zuwider."

„Selene ist eben der Mond und Du bist die Sonne."

„Und wer bist Du?" fragte Arsinoe.

„Ich bin der lange Pollux; und heute will es

mir scheinen, als könnte ich noch einmal der große werden."

„Wenn Dir das gelingt, so wachse ich mit Dir."

„Das wird Dein Recht sein, denn nur durch Dich kann mir das, was ich vorhabe, gelingen."

„Wie soll ich ungeschicktes Ding es anfangen, einem Künstler zu helfen?"

„Indem Du lebst und ihn liebst," rief der Bildhauer und hob sie, ehe sie es hindern konnte, zu sich empor.

Vor dem Gartenthore saß die alte Sklavin und schlief.

Sie hatte von dem Pförtner gehört, daß ihre junge Herrin mit ihrem Begleiter hier Einlaß gefunden habe; ihr selbst war es untersagt worden, in das Grundstück zu treten. Ein Prellstein diente ihr zum Sitz und beim Warten waren ihr, trotz des wachsenden Lärms auf der Straße, die Augen zugefallen.

Arsinoe weckte sie nicht und fragte Pollux mit einem schalkhaften Lächeln:

„Nicht wahr, wir finden allein unsern Weg?"

„Wenn Eros uns nicht in die Irre führt," entgegnete der Künstler.

Während sie vorwärts zogen, scherzten sie und tauschten mit einander zärtliche Worte.

Je mehr sie sich der Lochias und der breiten Verkehrsader näherten, welche die kanopische Straße, die größte und längste der Stadt, rechtwinklig durchschnitt, desto voller wurde der Strom der sich mit ihnen fortbewegenden Leute. Aber dieser Umstand war ihnen günstig,

denn wer unbemerkt zu sein wünscht, der mische sich nur, wenn es ihm an einem einsamen Platz fehlt, in das Menschengedränge.

Vorwärts getrieben von den nach dem Mittelpunkte des festlichen Treibens strebenden Schaaren, hielt er sie und sie ihn umfaßt, damit kein vorüberstürmender Zug von überspannten thracischen Weibern, die in dieser dem kürzesten Tage folgenden Nacht, der heimischen Festfeier treu, mit einem Stierkalbe dahergestürmt kamen, sie von einander reißen möge.

Jetzt waren sie kaum noch hundert Schritte von der Mondstraße entfernt, da jubelte ihnen aus derselben berauschend heiterer, wild schwärmerischer Gesang und, ihn übertönend, Trommel und Flötenklang, Schellengerassel und lautes Jauchzen entgegen.

Jetzt drang in der bei der Lochias mündenden und das Bruchium durchschneidenden Königsstraße eine fröhliche Schaar ihnen entgegen.

Allen voran unter anderen Bekannten der Gemmenschneider Teuker, des glückseligen Pollux junger Bruder. Mit Epheuranken umkränzt und einen Thyrsusstab schwingend, tanzte er vorwärts und hinter ihm her sprang und jubelte ein Zug von Männern und Frauen, alle bis zur Tollheit erregt, jauchzend, singend und tanzend.

Wein-, Epheu- und Asphodelusranken umflatterten hundert Häupter; Pappel-, Lotus- und Lorbeerkränze schwankten auf glühenden Stirnen, Panther-, Hirsch- und Rehfelle hingen von nackten Schultern und wurden beim schnellen Lauf ihrer Träger und Trägerinnen

vom Zugwinde hoch in die Luft geworfen. Künstler und reiche junge Herren, die mit ihren Geliebten von einem Gastmahle heimkehrten, hatten diesen Aufzug mit einer Musikbande eröffnet. Wer auch diesem fröhlichen Haufen begegnete, den zog er an, den riß er mit sich fort. Ehrbare Bürger und Bürgerfrauen, Arbeiter, Dirnen, Sklaven, Soldaten und Matrosen, Offiziere, Flötenspielerinnen, Handwerker, Schiffsführer, ein ganzer Theaterchor, den ein Kunstfreund bewirthet hatte, erregte Weiber, die einen Bock, der dem Dionysus geschlachtet werden sollte, mit sich zerrten, Niemand von ihnen allen widerstand der Lockung, dem Zuge zu folgen.

Nun bog er in die Mondstraße ein und hielt sich in dem breiten, mit Ulmen besetzten Mittelwege, der zu jeder seiner Seiten von einem Fahrdamme begrenzt war, den Niemand zu dieser Zeit benützte.

Wie klangen die Doppelflöten so laut, wie schlugen zarte Mädchenfäuste so kräftig auf das Kalbfell der Handtrommeln, welch lustiges Spiel trieb der Wind mit dem aufgelösten Haar der tobenden Weiber und dem Rauche der Fackeln, die übermüthige Gesellen, als Pane und Satyrn verkleidet, laut aufjauchzend schwangen.

Hier schnellte ein Mädchen in vollem Lauf ein Tambourin hoch in die Luft und schüttelte die Schellen an seinem Reifen so heftig, als sollten sich die hohlen metallenen Kugeln von ihm ablösen und auf eigenen Wegen die Luft durchsausen. Dort, neben der bis zur Grenze des Wahnsinns Erregten, hüpfte in aus-

gesucht zierlichen Sprüngen ein schöner Jüngling daher, trug den langen Stierschwanz, den er sich angeheftet hatte, mit komischer Sorgfalt unter dem Arme und blies von der längsten in die kürzeste und von der kürzesten in die längste der Röhren, die seine Panflöte bildeten. Mitten aus dem rasch dahinlärmenden Zuge klang manchmal lautes Gebrüll, das eben so gut die Lust wie der Schmerz erzeugt haben konnte. Aber es wurde jedesmal schnell von tollem Gelächter, ausgelassenem Gesang und lustiger Musik übertönt.

Alt und Jung, Hoch und Gering, kurz alles, was sich dem Aufzug nahte, ward mit unwiderstehlicher Macht fortgerissen, ihm jauchzend zu folgen.

Auch Pollux und Arsinoe gingen schon längst nicht mehr in ruhigem Schritt ehrbar neben einander, sondern bewegten lachend die Füße nach dem Takt der fröhlichen Weise.

„Wie das klingt!“ rief der Künstler. „Tanzen und jubeln möcht' ich, Arsinoe, tanzen und jubeln mit Dir, und wie rasend.“

Ehe sie Zeit fand, „Ja“ oder „Nein“ zu erwiedern, jauchzte er ein lautes „Io, Io, Dionysus“ und schwang sie hoch in die Höhe.

Da wurde auch sie von dem Taumel ergriffen, und die Hand über dem Haupte schwenkend, stimmte sie in seinen Jubelruf ein und ließ sich von ihm an die Ecke der Mondstraße ziehen, wo eine Kranzhändlerin ihre Waare feilhielt.

Dort gestattete sie ihm, sie mit Weinranken zu umschlingen, setzte ihm einen Lorbeerkranz auf das

Haupt, wand ihm Epheu um den Hals und die Brust, lachte laut auf, als er der Gärtnerin ein großes Silberstück in den Schooß warf, und hing sich fest an seinen Arm.

Das alles war ohne Nachdenken in fliegender Eile, wie im Rausch und mit bebenden Fingern geschehen.

Jetzt erreichte der Zug sein Ende.

Sechs bekränzte Frauen und Mädchen schlossen sich Arm in Arm und mit lautem Gesang an ihn.

Pollux zog seine Geliebte hinter diese lustige Reihe, umschlang Arsinoe wieder, ließ sich von ihr umfassen und nun hoben beide in raschem Tanzschritt die Füße, schwangen ihre freien Arme, warfen den Kopf laut rufend und singend zurück und vergaßen alles, was sie umgab, und glaubten, sie wären mit einem aus Sonnenstrahlen gewebten Gürtel verbunden und ein Gott hebe sie an diesem hoch empor und führe sie durch lauter Jubel und Lust an tausend Sternen vorbei durch die lichten Räume des Aethers.

Und sie ließen sich beide fortreißen durch die Mondstraße in die von Kanopus und dann zum Meer zurück bis zum Tempel des Dionysus.

Da blieben sie athemlos stehen, und ihm fiel wieder ein, daß er Pollux, und ihr, daß sie Arsinoe wäre und daß sie zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zurückkehren müsse.

„Komm nach Hause," sagte sie leise. Dabei ließ sie ihre Arme sinken und faßte schamhaft ihr aufgelöstes Haar zusammen.

„Ja, ja," entgegnete er wie im Traum.

Dann gab er sie frei, schlug seine Stirn mit der Hand und rief, indem er sich der offenen Cella des Tempels zuwandte:

„Daß Du mächtig bist, Dionysus, daß Du schön bist, Aphrodite, daß Du lieblich bist, Eros, hab' ich lange gewußt; aber daß eure Gaben so unermeßlich groß sind, das erfuhr ich erst heute."

„Wir sind ganz voll von dem Gotte gewesen," sagte Arsinoe, „und es war wundervoll, aber da kommt ein neuer Zug und ich muß nach Hause."

„So gehen wir durch die kleine Hafengasse," gab Pollux zurück.

„Ja. Ich muß die Blätter aus meinem Haar lesen und dort sieht uns Niemand."

„Ich will Dir helfen . . ."

„Nein, Du rührst mich nicht an," entgegnete Arsinoe streng.

Dann faßte sie die Fülle ihres weichen, glänzenden Hauptschmucks zusammen und befreite ihn von dem Laube, das sich in ihm versteckte, wie grüne Käfer in vielblättrigen Blumen. Zuletzt verbarg sie das Haar unter dem Schleier, der ihr längst vom Haupt gesunken und wie durch ein Wunder an der Spange ihres Peplum hängen geblieben war.

Pollux schaute ihr zu und rief, fortgerissen von der Macht der Leidenschaft, die ihn erfüllte:

„Ewige Götter, wie ich Dich liebe! Mein Herz ist ein spielendes Kind gewesen, aber heute wuchs es zum Helden heran. Warte nur, warte, der wird seine Waffen schon brauchen!"

„Und ich kämpfe mit ihm," sagte sie freudig, legte wieder ihren Arm in den seinen und beide eilten, mehr tanzend als gehend, dem alten Palast entgegen.

Schon kündete die späte Sonne des kurzen Dezembertages durch einen kalten, grauen Streifen ihren baldigen Aufgang an, als Pollux mit seiner Begleiterin das längst für die Arbeiter geöffnete Thor durchschritt.

In der Musenhalle nahmen sie den ersten, in dem zu der Verwalterwohnung führenden Gang den zweiten betrübten und doch fröhlichen Abschied. Aber dieser war kurz, denn der Schein eines Lämpchens riß sie bald von einander.

Arsinoe suchte schnell das Weite.

Antinous war der Störer.

Er harrte hier auf den Kaiser, welcher immer noch auf der Warte, die Pontius für ihn erbaut hatte, nach den Sternen schaute, und erkannte sie, als sie an ihm vorbeieilte.

Sobald sie verschwunden war, wandte er sich an Pollux und sagte heiter:

„Ich bedarf Deiner Entschuldigung, denn ich habe Dich bei einem Stelldichein mit Deiner Liebsten gestört."

„Sie ist meine Braut," sagte der Künstler stolz.

„Desto besser," entgegnete der Günstling und athmete so tief auf, als wäre sein Herz durch des Künstlers Worte von einer Bürde befreit worden. „Desto besser. Kannst Du mir sagen, wie sich der schönen Arsinoe Schwester befindet?"

„Gewiß," entgegnete der Künstler und ließ sich's gefallen, daß der Bithynier sich an seinen Arm hängte.

In der nun folgenden Stunde gewann Pollux, von dessen Lippen heitere und begeisterte Worte wie ein voller Gießbach rauschten, das ganze Herz des Günstlings.

Das Mädchen fand ihren Vater und ihren Bruder Helios, der nicht mehr aussah wie ein Kranker, in tiefem Schlaf.

Die Sklavin kam wenige Minuten später als sie nach Hause, und als Arsinoe sich endlich mit aufgelöstem Haar auf ihr Lager warf, entschlummerte sie sogleich und ein Traum führte sie wieder an ihres Pollux Seite und ließ sie beide beim Klang der Trommeln, Flöten und Schellen wie zwei vom Winde entführte Blätter hoch über die staubigen Erdenwege dahinfliegen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Sonnenaufgang war der Palastverwalter Kerannus erwacht. Er hatte zwar in seinem Lehnsessel nicht viel weniger fest als in seinem Bette geschlafen, aber er fühlte sich nicht erfrischt und die Glieder thaten ihm weh.

In dem Wohnzimmer lag alles umher wie am vergangenen Abend, und das verdroß ihn, denn er war gewohnt, wenn er es am Morgen betrat, dieses Gemach in bester Ordnung zu finden.

Auf dem Tisch standen, von Fliegen umschwärmt, die Reste der Abendmahlzeit der Kinder, und zwischen den Schüsseln und Brodrinden glänzte sein eigener Schmuck und der seiner Tochter.

Wohin er schaute, sah er Kleidungsstücke und Dinge, die nicht hieher gehörten.

Die alte Sklavin trat gähnend in das Gemach. Ihr graues Wollhaar hing ihr ungeordnet in's Gesicht und ihre Augen blickten stier, ihre Füße wankten unstät hin und her.

„Du bist betrunken," herrschte Kerannus sie an,

und er täuschte sich nicht, denn nachdem die Alte vor dem Hause der Wittwe des Pudens aufgewacht war und von dem Thorhüter erfahren hatte, daß Arsinoe den Garten verlassen habe, war sie von andern Sklavinnen in eine Weinschenke gezogen worden.

Als ihr Herr ihren Arm anfaßte und sie schüttelte, rief sie mit einem dummen Grinsen auf den nassen Lippen:

„Das Fest. Alles ist frei. Heut ist das Fest."

„Römischer Unsinn," unterbrach sie der Verwalter. „Ist meine Suppe fertig?"

Während die Alte eine unverständliche Antwort vor sich hin murmelte, trat der Sklave in das Zimmer und sagte:

„Sie feiern heut alle, darf ich auch hinaus?"

„Das könnte mir passen," rief der Verwalter. „Dieß Unthier betrunken, Selene krank und Du auf der Straße."

„Aber Keiner bleibt heute zu Hause," entgegnete der Schwarze schüchtern.

„So pack' Dich!" schrie Kerannus. „Treib' Dich herum bis Mitternacht! Thu' was Du willst; nur erwarte nicht, daß ich Dich länger behalte. Zum Drehen der Handmühle bist Du immer noch gut und es findet sich gewiß noch ein Dummer, der ein paar Drachmen für Dich bezahlt."

„Nicht, nicht verkaufen," stöhnte der Alte und erhob bittend die Hände; Kerannus aber hörte ihn nicht, sondern fuhr scheltend fort:

„Ein Hund hängt wenigstens treu an seinem

Herrn, aber ihr, ihr freßt ihn arm und wenn er euch braucht, so gelüstet es euch auf die Gasse zu laufen."

„Ich will ja bleiben," heulte der Alte.

„Thu' was Du willst, Du bist schon lange wie ein lahmes Pferd, das den Herrn, der es reitet, zum Kinderspott macht. Wenn Du mit mir ausgehst, so sieht man mir nach, als hätte ich einen Fleck auf dem Pallium. Und der räudige Hund will Feste feiern und sich groß machen unter den Bürgern!"

„Ich bleibe ja; nur nicht verkaufen!" wimmerte der Geängstigte kläglich und versuchte es, seines Gebieters Hand zu ergreifen; aber der Verwalter stieß ihn zurück und befahl ihm, in die Küche zu gehen, Feuer anzuzünden und der Alten Wasser über den Kopf zu gießen, damit sie wieder munter werde.

Der Sklave schob seine Genossin zur Thüre hinaus, Kerannus aber begab sich in das Schlafgemach seiner Tochter, um sie zu wecken.

In Arsinoe's Kammer drang kein anderes Licht als das, welches sich durch eine kleine Oeffnung unter der Decke zu ihr hineinzustehlen vermochte. Die schrägen Strahlen der Morgensonne fielen gerade jetzt auf das Bett, dem Kerannus sich näherte.

Da lag seine Tochter in tiefem Schlaf. Ihr schöner Kopf ruhte auf ihrem rundgebogenen rechten Arm, ihr aufgelöstes hellbraunes Haar floß wie ein Strom auf ihre weichen Schultern und über den Rand ihres Bettes hinaus.

So schön war ihm sein Kind noch niemals erschienen, ja sein Anblick bewegte sein Herz, denn Ar-

sinoe erinnerte ihn an seine verstorbene Gattin, und es war nicht bloß eitler Stolz, sondern eine Regung von wahrer väterlicher Liebe, welche unwillkürlich seinen Seelenwunsch, die Götter möchten ihm dieses Kind erhalten und es glücklich werden lassen, in ein wortloses, aber inniges Gebet verwandelte.

Er war nicht gewohnt, seine Töchter, die stets vor ihm wach und thätig zu sein pflegten, zu wecken, und es fiel ihm schwer, den süßen Schlaf seines Lieblings zu stören; aber es mußte ja sein, und so rief er denn Arsinoe's Namen, schüttelte ihren Arm und sagte, als sie sich endlich erhob und ihn fragend ansah:

„Ich bin es, steh' auf; erinnere Dich nur, was es heute noch gibt."

„Ja doch," gähnte sie, „es ist noch so früh."

„Früh?" fragte Keraunus lächelnd. „Mein Magen behauptet das Gegentheil. Die Sonne steht schon hoch, und ich habe noch nicht einmal meine Suppe bekommen."

„Laß die Alte sie kochen."

„Nein, nein, Kind, Du mußt aufstehen. Hast Du vergessen, was Du vorstellen sollst? Und meine Locken und die Frau des Präfekten und dann Deine Gewänder."

„So geh' nur, ich mache mir nicht das Geringste aus der Rorane und der ganzen Verkleidung."

„Weil Du noch nicht recht wach bist," lachte der Verwalter. „Wie kommt das Epheublatt dort in Dein Haar?"

Arsinoe erröthete, faßte nach der Stelle, auf die ihr Vater wies, und sagte unwillig:

„Von irgend einer Ranke. Aber nun geh' hinaus, damit ich aufstehen kann."

„Gleich, gleich. Wie hast Du Selene gefunden?"

„Es geht ihr gar nicht so schlimm; aber davon erzähle ich Dir nachher; jetzt will ich allein sein."

Als Arsinoe eine halbe Stunde später ihrem Vater die Suppe brachte, schaute dieser sie verwundert an. Es schien ihm eine Veränderung mit seiner Tochter vorgegangen zu sein. Aus ihren Augen leuchtete etwas, das er nie vorher bemerkt hatte und ihren jugendlichen Zügen etwas so Bedeutendes verlieh, daß es ihn beinahe erschreckte.

Keraunus hatte, während sie die Suppe rührte, die Kinder mit Hülfe des Sklaven aus den Betten genommen.

Jetzt saßen sie beim Frühstück, und mitten unter ihnen frisch und gesund der blinde Helios.

Während Arsinoe ihrem Vater von Selene und ihrer vortrefflichen Wartung durch die Wittwe Hanna erzählte, schaute Keraunus sie unverwandt an.

Als sie dieß bemerkte und ungeduldig fragte, was sie denn heute Besonderes an sich habe, gab er kopfschüttelnd zurück:

„Wie ihr Mädchen doch seid! Da hat man Dir eine große Ehre erwiesen, Du sollst die Braut Alexander's vorstellen und der Stolz und die Freude darüber haben Dich in einer einzigen Nacht seltsam verändert; aber ich denke, nicht gerade zum Nachtheil."

„Thorheit," entgegnete Arsinoe erröthend und warf sich, indem sie sich streckte und dehnte, tief in das Polster.

Sie fühlte sich nicht eigentlich müde, ja die Schlaffheit, welche sie in allen ihren Gliedern empfand, erfüllte sie mit einem eigenthümlichen Wohlgefühl.

Es war ihr, als käme sie aus einem lauen Bade, und seitdem ihr Vater sie geweckt hatte, ließ sich wieder und wieder der Klang der heitern Musik, der sie mit Pollux gefolgt war, vor ihrem innern Ohre vernehmen.

Manchmal lächelte sie, manchmal blickte sie starr vor sich hin, und dabei sagte sie sich, daß wenn ihr Liebster sie in dieser Stunde rufen sollte, es ihr nicht an Kraft fehlen würde, sich mit ihm sogleich von neuem in den rasenden Tanz zu stürzen.

Ja, sie hatte die Empfindung der vollen Gesundheit!

Nur ihre Augen brannten ein wenig, und wenn Kerannus etwas Neues an seiner Tochter zu bemerken vermeinte, so war es der glühende Glanz, der sich nun zu dem heiteren Licht gesellte, das ihm sonst aus ihnen entgegen geschaut hatte.

Nachdem man das Frühstück beendet, der Sklave die Kinder in's Freie geführt und Arsinoe begonnen hatte, ihrem Vater die Locken zu brennen, nahm Kerannus die würdevollste seiner Stellungen ein und sagte gewichtig:

„Mein Kind!"

Das Mädchen ließ die erwärmte Zange sinken

und fragte, gefaßt, eine von jenen Wunderlichkeiten zu hören, denen Selene entgegenzutreten gewohnt war: „Nun?“

„Höre mir aufmerksam zu.“

Das was nun kommen sollte, war Kerannus vor einer Stunde, als er seinem alten Sklaven die Lust verdarb sein Haus zu verlassen, eingefallen, und doch sagte er, indem er seine Stirn mit der Hand berührte und die Miene eines sinnenden Philosophen annahm:

„Schon seit langer Zeit trage ich mich mit einem schweren Gedanken. Jetzt ist er zum Entschluß gereift und ich theile ihn Dir mit. Wir werden einen neuen Sklaven anschaffen müssen.“

„Aber Vater,“ rief Arsinoe, „bedenke doch, was das kosten würde. Hätten wir einen Mann mehr zu ernähren . . .“

„Davon ist keine Rede,“ unterbrach sie Kerannus. „Ich tausche den Alten gegen einen Jüngeren ein, mit dem man sich sehen lassen kann. Gestern sagte ich Dir schon, daß wir von nun an die Blicke mehr auf uns ziehen werden als sonst, und wenn wir mit der schwarzen Vogelscheuche auf der Straße oder sonst wo erscheinen . . .“

„Man kann gewiß keinen Staat mit Sebek machen,“ unterbrach Arsinoe ihren Vater, „aber lassen wir ihn doch künftig zu Hause.“

„Kind, Kind,“ entgegnete Kerannus vorwurfsvoll; „bedenkst Du denn niemals, wer wir sind! Wie würde es sich für uns schicken, ohne Sklaven auf der Straße zu erscheinen.“

Das Mädchen zuckte die Achseln und stellte ihrem Vater vor, daß Sebek doch ein altes Familienstück sei, daß die Kleinen an ihm hingen, weil er sie wie eine Wärterin hüte, daß ein neuer Sklave viel Geld kosten und nur mit Gewalt zu manchen Diensten zu zwingen sein würde, die der Alte immer gern und gut verrichtet habe.

Aber Arsinoe predigte tauben Ohren.

Selene war nicht da, und sicher vor ihren Vorwürfen, begierig nach dem Versagten wie ein unbehüteter Knabe, beharrte Kerannus auf seinem Entschluß, den alten treuen Burschen gegen einen stattlichen Sklaven umzutauschen.

An das traurige Schicksal, welches dem hinfälligen, in seinem Hause ergrauten Greise drohte, wenn er ihn verkaufte, dachte er keinen Augenblick, aber er hatte doch die Empfindung, daß es nicht recht von ihm sei, das letzte in sein Haus gefallene Geld für ein im Grunde nicht nothwendiges Etwas auszugeben.

Je berechtigter ihm Arsinoe's Bedenken zu sein schienen, je lauter ihn eine innere Stimme warnte, seiner Eitelkeit dieß neue Opfer zu bringen, desto fester und heftiger trat er für seinen Wunsch ein, und während er das, was er begehrte, verfocht, gewann es vor ihm selbst den Anschein der Nothwendigkeit, drängte sich ihm eine Menge von Gründen auf, welche es vernünftig und leicht ausführbar erscheinen ließen.

Geld war vorhanden, nach Arsinoe's Wahl für die Rolle der Roxane konnte er erwarten, neues ge-

borgt zu erhalten, es war seine Pflicht, stattlich aufzutreten, um den vornehmen Schwiegersohn, von dem er träumte, nicht abzuschrecken, und in der äußersten Noth blieb ihm immer noch seine Sammlung von seltenen Gegenständen. Es kam nur darauf an, den rechten Käufer zu finden.

Wenn das falsche Schwert des Antonius so hoch bezahlt worden war, wie viel konnten Liebhaber für die anderen weit werthvolleren Gegenstände bieten!

Arsinoe wurde roth und blaß, während ihr Vater wieder und wieder auf ihren Handel zurückkam, aber sie wagte es nicht, ihm die Wahrheit zu gestehen, und ihre Lüge reute sie um so aufrichtiger, je deutlicher sie mit dem ihr eigenen gesunden Sinne erkannte, daß die ihr gestern zugefallene Ehre die Schwächen ihres Vaters in verhängnißvoller Weise zu steigern drohe.

Heute genügte es ihr vollständig, wenn sie nur Pollux gefiel, und ohne Kummer würde sie ihre Rolle und jeden Anspruch auf Beifall und Bewunderung, den sie ihr verlieh und der ihr noch gestern so unschätzbar werthvoll erschienen war, auf ein anderes Mädchen übertragen haben.

Sie sprach das aus, aber Kerannus nahm ihre Erklärung nicht ernst, lachte ihr in's Gesicht, erging sich in räthselhaften Anspielungen auf den Reichthum, der nicht verfehlen würde bei ihnen einzukehren; und weil ein dunkles Gefühl ihm sagte, es würde schicklich sein zu zeigen, daß seine persönliche Eitelkeit und die Rücksicht auf seine eigene Person nicht alle seine Hand-

lungen bedinge, so erklärte er, sich selbst ein großes Opfer auferlegen und sich auch für die nächste Zeit mit dem vergoldeten Stirnreifen begnügen und keinen von reinem Golde kaufen zu wollen.

Durch diese That der Entsagung glaubte er das volle Recht erworben zu haben, an die Erwerbung eines neuen stattlichen Sklaven ein hübsches Sümmchen zu wenden.

Arsinoe's Bitten blieben unbeachtet, und als sie, weil der drohende Verlust des alten Hausgenossen sie schmerzte, zu weinen begann, verbot er ihr unwillig, wegen eines solchen Nichts Thränen zu vergießen; denn das wäre kindisch und es könnte ihm nicht gefallen, sie mit rothen Augen zu der Frau des Präfekten zu führen.

Während dieser Verhandlungen wurden seine Locken fertig gedreht und er befahl Arsinoe, nunmehr ihr eigenes Haar schön zu ordnen, um dann mit ihm zu kommen. Sie wollten ein neues Gewand und Peplum kaufen, Selene besuchen und sich dann zu Frau Julia tragen lassen.

Gestern noch hatte er es für eine übermüthige That gehalten, sich einer Sänfte zu bedienen, heute überlegte er schon, ob es nicht schicklich sein würde, einen Wagen zu miethen.

Sobald er allein war, kam er auf einen neuen Gedanken.

Der übermüthige Baumeister sollte erfahren, daß er nicht der Mann sei, sich ungestraft beleidigen und ängstigen zu lassen. Darum schnitt er einen leeren

Papyrusstreifen von einem in seiner Truhe bewahrten Brief und schrieb darauf folgende Worte:

„Der Macedonier Keraunus an den Baumeister Claudius Venator aus Rom.

„Meine älteste Tochter Selene ist durch Deine Schuld so schwer verletzt worden, daß sie, von großer Gefahr bedroht, darniederliegt und unerhörte Schmerzen leidet. Meine anderen Kinder sind nicht mehr sicher im Hause ihres Vaters, und ich fordere Dich darum nochmals auf, Deinen Hund an die Kette zu legen. Weigerst Du Dich, dieß billige Verlangen zu erfüllen, so lege ich meine Sache in die Hand des Kaisers. Ich theile Dir mit, daß sich Ereignisse zugetragen haben, welche Hadrian bestimmen werden, jeden Uebermüthigen zu strafen, der die Rücksicht außer Acht läßt, die man mir und meinen Töchtern schuldet."

Nachdem Keraunus diesen Brief mit seinem Siegel verschlossen hatte, rief er den Sklaven und sagte kühl:

„Bring' das dem Baumeister aus Rom und hole dann zwei Sänften; Du eilst Dich, und während wir fort sind, gibst Du gut Acht auf die Kinder. Morgen oder übermorgen wirst Du verkauft. An wen? Das hängt davon ab, wie Du Dich in den letzten Stunden, in denen Du uns gehörst, beträgst."

Der Schwarze stieß ein lautes, aus tiefstem Herzen kommendes Jammergeschrei aus und warf sich vor dem Verwalter nieder.

Diesem schnitt die Klage des Alten durch die Seele, aber er war entschlossen, sich nicht rühren zu lassen und ihn fortzugeben.

Aber der Schwarze umklammerte seine Kniee fester, und als die Kinder, herbeigelockt durch das Geheul ihres armen Freundes, laut mit ihm weinten und der kleine Helios das halb ausgegangene Wollhaar des Negers zu streicheln begann, da wurde dem eitlen Manne nicht wohl um's Herz, und um sich vor seiner eigenen Schwachheit zu retten, schrie er überlaut und heftig:

„Hinaus mit Dir und thu', was man Dir befiehlt; sonst greif' ich zur Peitsche."

Mit diesen Worten riß er sich von dem Unglücklichen los, der dann gesenkten Hauptes das Gemach verließ und mit seinem Brief in der Hand vor den Gemächern des Kaisers stehen blieb.

Hadrian's Sein und Wesen hatte ihn mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt, und er wagte es nicht, an seine Thür zu klopfen.

Nachdem er, immer noch mit Thränen in den Augen, eine Zeit lang gewartet, trat Mastor mit den Resten des Frühstücks seines Gebieters in den Gang.

Der Schwarze rief ihn an und hielt ihm den Brief des Verwalters hin, indem er weinerlich stammelte:

„Von Keraunus für Deinen Herrn."

„Leg' ihn hier auf das Bret," befahl der Jazygier. „Aber was ist Dir zugestoßen, mein Alter? Du heulst ja und siehst jämmerlich aus. Hat es Prügel gegeben?"

Der Schwarze schüttelte den Kopf und entgegnete wimmernd:

„Keraunus will mich verkaufen."

„Es wird bessere Herren geben als ihn.“

„Aber Sebek ist alt, Sebek ist schwach, Sebek kann nicht mehr heben und ziehen, und bei schwerer Arbeit geht er zu Grund, sicher zu Grund.“

„Hast Du es denn leicht und reichlich gehabt bei dem Verwalter?“

„Gar keinen Wein, gar kein Fleisch, viel Hunger,“ klagte der Greis.

„So sei froh, daß Du fortkommst.“

„Nein, nein,“ stöhnte der Alte.

„Närrischer Kauz!“ sagte Mastor, „was willst Du denn noch bei dem mürrischen Knauser?“

Der Schwarze blieb dem Fragenden eine Zeit lang die Antwort schuldig; dann hob und senkte sich seine eingefallene Brust, und als sei der Damm gerissen, der das Bekenntniß zurückgehalten hatte, rief er unter lautem Schluchzen:

„Die Kinder, die Kleinen, unsere Kleinen! Sie sind so lieb, und unser Helios, unser kleiner blinder Helios hat Sebek, weil er fort soll, das Haar gestreichelt, hier — hier hat er es gestreichelt“ — er wies auf eine völlig kahle Stelle, — „und nun soll Sebek fort und sie nie mehr wiedersehen, als wären sie alle gestorben!“

Diese Worte rollten wie schwere Körper, die ein Strom von Thränen langsam fortträgt, über des Sklaven Lippen.

Sie rührten Mastor's Herz, weckten in ihm die Erinnerung an seine eigenen verlorenen Kinder, und den Wunsch, seinen unglücklichen Genossen zu trösten.

„Armer Schelm," sagte er mitleidig. „Ja, die Kinder. Sie sind so klein und das Thor, das in's Herz führt, ist so eng; sie aber kommen spielend hindurch, hundertmal leichter und besser als Große. Ich habe auch liebe Kinder verloren und das waren noch dazu meine eigenen. Ich kann Jedermann lehren, was Schmerz ist, aber nun weiß ich auch, wo man sich Trost holt."

Bei diesen Worten stützte Mastor das Bret, welches er trug, mit der Hüfte und rechten Hand, — mit der Linken aber faßte er die Schulter des Schwarzen und flüsterte ihm zu:

„Hast Du schon von den Christen gehört?"

Sebek nickte eifrig und als höre er eine Sache erwähnen, von der er Großes vernommen habe und Schönes erwarte, Mastor aber fuhr leise fort:

„Komm morgen früh vor Sonnenaufgang in den Hof zu den Pflasterern, da wirst Du von einem hören, der die Mühseligen und Beladenen tröstet."

Der Diener des Kaisers nahm sein Bret wiederum in beide Hände und entfernte sich schnell; aus den Augen des Alten aber leuchtete ein leiser Hoffnungsschimmer. Er erwartete kein Glück, aber vielleicht gab es ein Mittel, die Noth des Lebens leichter zu tragen.

Mastor kehrte, sobald er sein Bret den Küchensklaven, welche nunmehr auf der Lochias thätig waren, übergeben hatte, zu seinem Gebieter zurück und überreichte ihm den Brief des Verwalters.

Die Stunde war übel gewählt für Keraunus, denn der Kaiser war in düsterer Stimmung.

Er hatte bis zum Morgen gewacht, kaum drei Stunden geruht und verglich jetzt mit zusammengezogenen Brauen die Ergebnisse seiner Beobachtungen des gestirnten Himmels in dieser Nacht mit astronomischen Tafeln, welche vor ihm ausgebreitet lagen.

Bei dieser Thätigkeit schüttelte er oft unzufrieden das lockige Haupt; ja, einmal warf er den Stift, mit dem er seine Berechnungen ausgeführt hatte, auf den Tisch, lehnte sich weit in sein Polster zurück und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Dann begann er wieder Zahlen zu schreiben und sein neues Ergebniß schien um nichts erfreulicher zu sein als das erste.

Der Brief des Verwalters hatte schon lange vor ihm gelegen, als er ihn endlich wieder bemerkte, während er nach einem andern Schriftstücke griff.

Einer Erholung bedürftig nahm er ihn, riß ihn auf, las ihn und warf ihn dann unwillig von sich.

Zu einer andern Zeit würde er sich mit Theilnahme nach dem leidenden Mädchen erkundigt, über den wunderlichen Mann gelacht und einen Streich ersonnen haben, um ihn zu ängstigen oder zu hänseln; heute aber ärgerten ihn die drohenden Worte des Verwalters und steigerten seine Abneigung gegen ihn.

Ueberdrüssig des ihn umgebenden Schweigens rief er Antinous, der träumend in den Hafen hinausschaute.

Der Günstling näherte sich sofort seinem Gebieter.

Hadrian schaute ihn an und sagte kopfschüttelnd:

„Auch Du siehst aus, als drohe ein Unglück. Hat sich der Himmel ganz überzogen?“

„Nein, Herr. Ueber der See ist er blau, aber im Süden ziehen sich schwarze Wolken zusammen."

„Im Süden?" fragte Hadrian nachdenklich. „Von dorther kann uns kaum etwas Schlimmes bedrohen. Aber es kommt, es naht sich, es wird da sein, bevor wir es ahnen."

„Du hast so lange gewacht und das verdirbt Dir die Stimmung."

„Die Stimmung? Was ist Stimmung?" murmelte Hadrian düster vor sich hin. „Stimmung ist ein Zustand, der sich aller Regungen der Seele auf einmal bemächtigt, mit Grund bemächtigt, und mein Herz ist heute gelähmt vor Besorgniß."

„So hast Du üble Zeichen am Himmel gesehen?"

„Höchst üble!"

„Ihr weisen Männer glaubt an die Sterne," entgegnete Antinous. „Ihr habt gewiß Recht, aber mein schwacher Kopf will nicht begreifen, was ihre regelmäßigen Bahnen mit meinem unstäten Hinundher zu thun haben sollen."

„Werde grau," gab der Kaiser zurück. „Lerne das ganze All mit Deinem Geist umfassen, und dann erst rede von diesen Dingen, dann erst kannst Du erkennen, daß jeder Theil des Geschaffenen, das Größte und Kleinste, innig miteinander verknüpft ist, auf einander wirkt, von einander abhängt. Was ist und sein wird in der Natur, was wir Menschen empfinden, denken und thun, das alles wird bedingt von fest bestimmten, ewigen Ursachen, und diese Ursachen haben Dämonen, die zwischen uns und der Gottheit stehen,

mit goldener Schrift auf die blaue Wölbung des Himmels verzeichnet. Die Lettern dieser Schrift sind die Sterne, deren Bahnen so unwandelbar und unendlich sind, wie die Ursachen alles dessen, was ist und geschieht."

„Bist Du ganz sicher, Dich nie in dieser Schrift zu verlesen?" fragte Antinous.

„Auch ich kann irren," entgegnete der Kaiser, „aber dießmal habe ich mich nicht getäuscht. Ein schweres Unheil bedroht mich. Es ist ein seltsames, erschreckend wunderbares Zusammentreffen."

„Was?"

„Aus dem verwünschten Antiochia, von dem mir noch nie etwas Gutes zukam, hab' ich einen Orakelspruch empfangen, der — der — warum sollt' ich es Dir verschweigen? In der Mitte des kommenden Jahres soll wie der Blitz, der den Wanderer zu Boden schleudert, schweres Unglück mich treffen und schlagen, und heute Nacht! Sieh mit mir in diese Tafel! Hier ist das Haus des Todes, hier sind die Planeten ... Aber was verstehst Du von solchen Dingen? Kurz, in dieser Nacht, in der schon einmal Furchtbares vorging, bestätigten die Sterne das Unglücksorakel mit so nackter Deutlichkeit, so unverkennbar sicher, als hätten sie Zungen und schrieen mir die schlimme Prophezeiung in's Ohr. Mit solchem Ziel vor Augen wandert es sich schlecht. Was wird uns die Mitte des neuen Jahres wohl bringen?"

Hadrian seufzte tief auf, Antinous aber näherte

sich ihm, ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder und fragte in kindlich bescheidenem Ton:

„Darf ich armer, thörichter Wicht den großen Weisen lehren, sein Leben mit sechs guten Monaten zu bereichern?“

Der Kaiser lächelte, als wüßte er, was nun kommen würde, sein Günstling aber fuhr ermuthigt fort:

„Laß doch die Zukunft Zukunft sein. Was kommen soll, kommt, denn selbst die Götter haben keine Macht gegen das Schicksal. Wenn das Schlimme naht, so wirft es einen schwarzen Schatten vor sich her. Du beachtest ihn und läßt Dir den lichten Tag von ihm verfinstern, ich schlendere träumend auf meinem Wege dahin und bemerke das Unglück erst, wenn wir aneinander prallen und es auf mich losschlägt.“

„Und so bleibt Dir eine Reihe von umdüsterten Tagen erspart,“ unterbrach Hadrian seinen Liebling.

„Das wollt' ich sagen.“

„Und Dein Rath ist gut für Dich und jeden andern Spaziergänger durch den Jahrmarkt eines müßigen Lebens,“ entgegnete der Kaiser; „aber der Mann, dem die Aufgabe gestellt ward, Millionen über Abgründe zu führen, der muß unverwandt aufmerken, in die Nähe und Ferne schauen und darf das Auge nicht schließen, wenn es auch so Entsetzliches zu sehen gibt, wie es mir heute Nacht zu schauen bestimmt war.“

Bei den letzten Worten hatte Phlegon, der Geheimschreiber des Kaisers, mit neuen Briefen aus Rom

das Zimmer betreten und sich seinem Gebieter genähert. Er verneigte sich tief und fragte, an Hadrian's letzte Worte anknüpfend:

„Die Sterne beunruhigen Dich, Cäsar?"

„Sie lehren mich auf der Hut sein," entgegnete Hadrian.

„Hoffen wir, daß sie lügen," rief der Grieche mit heiterer Lebhaftigkeit aus. „Cicero hat gewiß nicht ganz Unrecht, wenn er der Sterndeuterkunst mißtraut."

„Er war ein Schwätzer," entgegnete Hadrian und runzelte die Stirn.

„Aber ist es nicht richtig," fragte Phlegon, „daß wenn die Horoskope, welche man einem Cnejus oder Cajus stellte, zutreffend wären, Cnejus und Cajus die gleichen Temperamente und Lebensschicksale haben müßten, wenn sie zufällig in derselben Stunde geboren wären?"

„Immer die alten Gemeinplätze, immer der alte Unsinn," unterbrach Hadrian den Beamten, gereizt bis zum Ingrimm. „Rede, wenn Du gefragt wirst, und kümmere Dich nicht um Dinge, die Du nicht verstehst und die Dich nichts angehen. Sind wichtige Dinge dort unter den Briefen?"

Antinous sah erstaunt auf seinen Gebieter. Warum empörten ihn Phlegon's Einwände, während er doch die seinen freundlich beantwortet hatte?

Hadrian achtete jetzt nicht mehr auf ihn, sondern las Schreiben auf Schreiben rasch und doch aufmerksam durch, schrieb kurze Bemerkungen an die Ränder,

unterzeichnete mit fester Hand einige Dekrete und gebot, nachdem er seine Arbeit vollendet, dem Griechen, ihn zu verlassen.

Kaum war er mit Antinous allein, als das laute Geschrei und frohe Jauchzen vieler Menschen durch das geöffnete Fenster zu ihm drang.

„Was bedeutet das?“ fragte er Mastor, und sobald er erfahren hatte, daß die Arbeiter und Sklaven soeben entlassen worden wären, um sich der Lust des Festtages hinzugeben, murmelte er vor sich hin:

„Das tobt, das jubelt, das bekränzt sich, das vergißt sich selbst im Rausche, und ich — ich — den sie alle beneiden, ich verderbe mir die kurze Zeit des Lebens mit nichtigen Geschäften, lasse mich von nagenden Sorgen zermartern, — ich — ich —“

Hier unterbrach er sich selbst und rief mit völlig veränderter Stimme:

„Heda, Antinous, Du bist weiser als ich! Lassen wir die Zukunft Zukunft sein. Auch für uns ist das Fest da. Machen wir uns diese Tage der Freiheit zu Nutze. Gut vermummt wollen wir uns, ich als alter Satyr, Du als junger Faun oder dergleichen in den Feststrudel stürzen, Becher leeren, die Stadt durchwandern und uns dabei an allem Erfreulichen freuen!“

„O!“ rief Antinous und klatschte froh in die Hände.

„Evoe Bacche!“ rief Hadrian und schwang den auf seinem Tische stehenden Becher. „Du bist frei

bis heut Abend, Mastor, und Du, mein Junge, sprichst mit dem langen Bildhauer Pollux. Er soll uns führen und uns Kränze und einen tollen Aufputz besorgen. Ich muß trunkene Menschen sehen, ich muß mit den Fröhlichen lachen, ehe ich wieder Kaiser werde. Eile Dich, Freund, sonst verderben mir neue Sorgen die Festlust!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Antinous verließ zugleich mit Mastor das Gemach des Kaisers.

Auf dem Gange winkte der Jüngling den Sklaven zu sich heran und sagte leise:

„Daß Du schweigen kannst, weiß ich; willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Lieber drei als einen,“ entgegnete der Jazygier.

„Du bist heute frei. Gehst Du in die Stadt?“

„Ich denke.“

„Du bist hier nicht bekannt, aber das thut nichts. Nimm diese Goldstücke. Für das eine kaufst Du auf dem Blumenmarkt den schönsten Strauß, den Du findest, mit dem andern mache Dich lustig und von dem Rest nimm eine Drachme und miethe Dir einen Esel. Der Treiber führt Dich zum Garten der Wittwe des Pudens, in dem das Haus einer Frau Hanna steht. Hast Du die Namen gemerkt?“

„Frau Hanna, Wittwe des Pudens.“

„In dem kleinen Hause, nicht in dem großen, gibst Du die Blumen für die kranke Selene ab.“

„Die Tochter des dicken Verwalters, die unser Molosser anfiel?“ fragte Mastor neugierig.

„Sie oder eine Andere,“ unterbrach ihn Antinous. „Wenn man Dich fragt, wer die Blumen sende, so sage Du nur: ‚Der Freund von der Lochias!‘ nichts weiter. Hast Du verstanden?“

Der Sklave nickte mit dem Kopfe und rief leise: „Also auch Du! O diese Weiber!“

Antinous machte eine abweisende Handbewegung, legte Mastor in raschen Worten an's Herz, zu schweigen und ja für die allerschönsten Blumen zu sorgen, und begab sich dann in die Musenhalle, um Pollux zu suchen.

Er hatte durch ihn erfahren, wo sich die leidende Selene befinde, an die er immer und überall denken und wiederum denken mußte.

Antinous fand den Bildhauer nicht hinter seinen Schranken.

Das Verlangen, mit seiner Mutter zu reden, hatte ihn in das Thorwärterhäuschen geführt, und nun stand er vor ihr und erzählte, seine langen Arme lebendig regend, alles offen heraus, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte.

Wie ein Jubellied klang sein Bericht, und als er zu schildern begann, wie der Festzug ihn und Arsinoe mit sich fortgerissen, sprang Frau Doris von ihrem Sitze auf, klatschte in die kleinen rundlichen Hände und rief:

„Das ist eine Lust, das ist eine Freude! So flog ich auch vor dreißig Jahren mit Deinem Vater dahin.“

„Nicht nur vor dreißig," fiel ihr Pollux in's Wort. „Ich erinnere mich noch ganz gut, wie Du beim großen dionysischen Feste, von der Macht des Gottes ergriffen, mit dem Rehfell auf der Schulter die Straße durchrastest."

„Das war gut, das war schön!" rief Frau Doris mit leuchtenden Augen. „Aber vor dreißig Jahren ging es noch anders her, ganz anders. Ich hab' Dir's schon einmal erzählt, wie ich damals mit unserer Magd in die kanopische Straße ging, um aus dem Hause meiner Muhme Archidike dem großen Festzuge zuzuschauen. Ich hatte nicht weit, denn wir wohnten beim Theater. Mein Vater war da Bühnenaufseher und der Deine gehörte zu den Hauptsängern im Chor. Wir eilten uns, aber allerlei Volk hielt uns auf und trunkene Bursche wollten ihren Spaß mit mir treiben."

„Du bist ja auch schön wie ein Röschen gewesen," unterbrach sie ihr Sohn.

„Wie ein Röschen, nicht wie Deine prächtige Rose," entgegnete die Alte. „So gut sah ich immerhin aus, daß die verkleideten Bursche, die Faune und Satyrn, und selbst die cynischen Heuchler im zerrissenen Mantel es für werth hielten, nach mir zu schauen und sich Schläge auf die Finger zu holen, wenn sie's versuchten, mich mit sich fortzuziehen oder mir Küsse zu stehlen. Ich fragte nicht nach den Schönsten, denn Euphorion hatte mir's angethan mit seinen glühenden Blicken, nicht mit Worten, denn ich wurde streng gehalten und es war ihm nie geglückt mit mir zu reden.

An der Ecke der kanopischen und der Emporiumsstraße konnten wir nicht weiter, denn da hatte sich die Masse gestaut und schaute brüllend und heulend den rasenden Klodonenweibern zu, die mit anderen Mänaden in heiliger Wuth einen Bock mit den Zähnen zerrissen. Mir graute vor diesem Schauspiel, aber ich mußte doch zusehen und schrie und jauchzte wie die Anderen. Meine Magd, an die ich mich ängstlich gedrängt hatte, ward mit von der Wuth ergriffen und riß mich in die Mitte des Kreises, bis dicht vor das blutige Opfer. Da sprangen zwei verzückte Weiber auf uns zu und ich fühlte, wie mich das eine umfaßte und niederzureißen versuchte. Es war ein schrecklicher Augenblick, aber ich wehrte mich tapfer und stand auch noch auf den Füßen, als Dein Vater herzusprang, mich befreite und mit sich fortzog. Was weiter geschah, das könnt' ich nicht mehr erzählen. Es war wie ein bunter, glückseliger Traum, in dem man das Herz mit beiden Händen zusammenpressen mußte, damit es nicht vor lauter Lust auseinandersprünge oder gerade aufwärts zum Himmel fortflöge und mitten hinein in die Sonne. Spät Abends kam ich nach Hause und in der nächsten Woche ward ich Euphorion's Weib."

„Wir haben's euch nachgemacht," rief Pollux, „und wenn Arsinoe wird wie meine Alte, dann bin ich zufrieden."

„Heiter und glücklich," entgegnete Doris. „Bleibe gesund, schlage Kummer und Sorgen ein Schnippchen, thue Deine Pflicht am Alltag und trink' Dir an Fest-

tagen dem Gotte zu Ehren einen fröhlichen Rausch, dann geht alles zum besten. Wer leistet, was er vermag, und genießt, so viel er kann, der hat sein Leben ausgenützt und braucht in seiner letzten Stunde keine Reue zu fühlen. Vorbei ist vorbei, und hat Atropos den Faden zerschnitten, so treten Andere an unsere Stelle und die Freude kann von neuem beginnen. Mögen die Götter sie ihnen segnen."

„Recht so!" sagte Pollux, seine Mutter umfassend. „Und, nicht wahr, zu Zweien geht einem das Schaffen leichter von der Hand und genießt man die Lust des Daseins besser, als wenn man allein ist."

„Das will ich meinen, und Du hast Dir die rechte Gefährtin gewählt," rief die Alte. „Du bist ein Bildhauer und einfach gewöhnt. Du brauchst keine Reiche, sondern nur eine Schöne, die Dir täglich die Sinne erfreut, und die hast Du gefunden."

„Es gibt keine Schönere," unterbrach sie Pollux.

„Nein, gewiß nicht," fuhr Doris fort. „Erst hatte ich mein Auge auf Selene gerichtet. Sie kann sich auch sehen lassen und ist ein Muster von einem Mädchen; aber dann wurde Arsinoe größer, und so oft sie hier vorbeikam, dachte ich bei mir: ‚Die wächst für deinen Jungen heran'; und nun Du sie hast, ist's mir zu Muth, als wär' ich noch einmal so jung wie Deine Liebste geworden. Das alte Herz hier drinnen hüpft so lustig, als kitzelten es die Eroten mit ihren Flügeln und rosigen Fingern. Wären mir die Füße von dem ewigen Stehen am Herde und Waschfasse gar nicht so schwer geworden, — wahrhaftig, ich

faßte heute Euphorion unter den Arm und tanzte mit ihm durch die Straße."

„Wo ist der Vater?"

„Ausgegangen. Er singt."

„Am Morgen? Wo denn?"

„Da ist eine Sekte, die heute ihre Mysterien feiert. Sie zahlen gut und er muß dafür hinter einem Vorhang traurige Lieder brummen; das tollste Zeug, von dem er kein Wort begreift und von dem ich kein halbes verstehe."

„Schade! Ich möchte ihn sprechen."

„Er kommt spät zurück."

„Es hat auch noch Zeit."

„Um so besser; sonst könnte ich es ihm ja sagen."

„Dein Rath ist so gut wie seiner. Ich will Papias den Dienst kündigen und mich auf eigene Füße stellen."

„Recht so, der römische Baumeister hat mir gestern gesagt, eine große Zukunft stände Dir offen."

„Es ist nur wegen der armen Schwester und der Kleinen. Wenn es mir nun in den ersten Monaten knapp geht . . ."

„So schleppen wir sie mit durch. Es wird Zeit für Dich, das was Du säest, auch selber zu ernten."

„So denk' ich auch; um meinet-, aber auch um Arsinoe's willen; wenn nur Keraunus . . ."

„Ja, mit dem wird es noch Kämpfe setzen."

„Schwere, schwere," seufzte Pollux. „Der Gedanke an den Alten trübt mir das Glück."

„Thorheit," rief Doris. „Nur keine unnützen

Sorgen! Sie sind fast so verderblich wie die das Herz zerfressende Reue. Nimm Dir Deine eigene Werkstätte, schaffe mit freudigem Herzen etwas Großes, das die Welt in Staunen versetzt, und ich wette darauf, daß der alte Hansnarr sich noch ärgern wird, die nichtsnutzige erste Arbeit des berühmten Pollux zerschlagen und nicht in seinem Raritätenschrank aufbewahrt zu haben. Bilde Dir ein, er wäre gar nicht auf der Welt, und genieße Dein Glück."

„So will ich's auch halten."

„Nur Eines noch, mein Junge."

„Was?"

„Du nimmst Arsinoe hübsch in Acht! Sie ist jung und unerfahren und Du darfst sie zu nichts bereden, was Du ihr nicht rathen dürftest, wenn sie die Braut Deines Bruders wäre."

Doris hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Antinous das Wärterhäuschen betrat und Pollux die Aufforderung des Baumeisters Claudius Venator aus Rom, ihn durch die Stadt zu führen, überbrachte.

Der Bildhauer zauderte mit seiner Antwort, denn er hatte noch Manches in dem Palast zu thun; und hoffte Arsinoe im Laufe des Tages wiederzusehen. Was konnten ihm Mittag und Abend ohne sie nach solch einem Morgen bieten?

Frau Doris bemerkte sein Schwanken und rief:

„Geh' doch, die Feste sind zum Vergnügen da. Der Baumeister kann Dir vielleicht Manches rathen und Dich seinen Freunden empfehlen."

„Deine Mutter hat Recht," sagte Antinous.

„Claudius Venator kann sehr empfindlich, aber auch ebenso dankbar sein. Ich wünsche Dein Bestes.“

„Gut denn, ich komme,“ fiel Pollux dem Bithynier in's Wort, denn er fühlte sich ohnehin von Hadrian's mächtigem Wesen angezogen und hielt es unter allen Umständen für etwas Wünschenswerthes, beim Feste zu schwärmen. „Ich komme, aber ich muß doch dem Baumeister Pontius mittheilen, daß ich heute einige Stunden aus der Schlacht zu entfliehen gedenke.“

„Das überlasse Venator,“ entgegnete der Günstling. „Du sollst für ihn und für mich und wenn Du magst, auch für Dich selbst einen lustigen Ausputz und Masken verschaffen. Er will als Satyr, ich in irgend einer andern Verkleidung den Festzügen folgen.“

„Gut,“ gab der Bildhauer zurück. „Ich gehe gleich und hole, was wir brauchen. In unserer Werkstätte liegt eine Menge von Ausputz für das Gefolge des Dionysus. In einer halben Stunde bin ich mit dem Plunder zurück.“

„Eile Dich,“ bat Antinous. „Mein Meister wartet nicht gern. Und dann — dann . . . noch Eins . . .“

Bei den letzten Worten war Antinous verlegen geworden und ganz nahe auf den Bildhauer hinzugetreten. Jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise und dringlich:

„Venator steht dem Kaiser sehr nahe. Hüte Dich, vor ihm etwas anderes als Gutes über Hadrian zu reden.“

„Ist Dein Meister ein Kundschafter des Cäsar?“

fragte Pollux, indem er den Jüngling mißtrauisch ansah. „Pontius ertheilte mir schon eine ähnliche Warnung, und wenn das der Fall ist . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Antinous hastig, „nichts weniger als das, aber beide haben vor einander kein Geheimniß und Venator spricht viel, kann nichts verschweigen . . .“

„Ich danke Dir und werde auf meiner Hut sein.“

„Thu das. Ich meine es redlich.“

Der Bithynier hielt dem Künstler mit dem Ausdruck warmer Empfindung auf den schönen Zügen und mit einer unaussprechlich anmuthigen Bewegung die Hand hin.

Der Bildhauer schlug in sie ein, Frau Doris aber, deren alte Augen wie gebannt an Antinous gehangen hatten, faßte den Arm ihres Sohnes und rief, ganz bewegt von dem Anblick, den sie genossen:

„O der Schönheit! O der von den Göttern selbst gebildeten heiligen Schönheit! Pollux, Junge, man könnte meinen, der Himmlischen einer wäre auf die Erde gekommen.“

„Sieh meine Alte,“ lachte der Künstler. „Aber wahrhaftig, Freund, sie hat Ursache, zu schwärmen, und ich thue es mit ihr.“

„Halt' ihn fest, halt' ihn fest,“ fiel Doris ein. „Wenn er Dir erlaubt, daß Du sein Bildniß formst, dann kannst Du der Welt etwas zeigen!“

„Willst Du?“ unterbrach Pollux seine Mutter, indem er sich an den Günstling wandte.

„Ich habe noch keinem Künstler stillhalten mögen,“

entgegnete Antinous, „aber Dir thue ich gern den Gefallen. Es verdrießt mich nur, daß auch ihr in das ewige Einerlei der Anderen einstimmt. Auf Wiedersehen, ich muß zu meinem Meister zurück.“

Sobald der Jüngling das Häuschen verlassen, rief Doris:

„Ob ein Kunstwerk etwas tauge oder nicht, das kann ich nur ahnen; aber was schön ist, das weiß ich so gut wie jedes andere alexandrinische Weib. Wenn dieser Knabe Dir Modell steht, so bringst Du etwas zu Stande, was die Männer entzückt und den Frauen die Köpfe verdreht, und man wird Dich auch in der eigenen Werkstätte aufsuchen. Ewige Götter, mir ist zu Muthe, als hätte ich Wein getrunken! Solche Schönheit ist doch das Höchste! Warum gibt's nur kein Mittel, einen Leib und ein Antlitz wie das da vor dem Alter und seinen Runzeln zu wahren?“

„Ich kenne eins, Mutter,“ sagte Pollux, indem er der Thüre zuschritt. „Es heißt die Kunst; und ihr ist es gegeben, diesem sterblichen Adonis unsterbliche Jugend zu verleihen.“

Die Alte schaute ihrem Sohne mit freudigem Stolze nach und bestätigte seine Worte durch ein zustimmendes Kopfnicken.

Während sie ihre Vögel unter vielen Schmeichelworten fütterte und sich von ihren besonderen Lieblingen Brodkrumen von den Lippen picken ließ, eilte der junge Bildhauer mit langen Schritten durch die Straßen.

Manches Scheltwort, manches „Ach!“ und „Oh!“ scholl in dem Gedränge hinter ihm her, denn er bahnte

sich mit seinem alle überragenden Körper und seinen kräftigen Armen den Weg, und sah und hörte dabei nur wenig von dem, was ihn umgab. Er dachte an Arsinoe, und dazwischen an Antinous und in welcher Stellung, als welchen Heros oder Gott sich's wohl am meisten empfehlen würde ihn zu bilden.

Beim Blumenmarkt in der Nähe des Gymnasiums ward er auf einen Augenblick seinem Sinnen entzogen, und zwar durch ein Bild, welches seine Augen fesselte, die alles Ungewöhnliche, das ihnen entgegenkam, schnell aufzufassen verstanden.

Auf einem ganz kleinen schwärzlichen Esel saß ein großer, gut gekleideter Sklave und hielt einen Blumenstrauß von ungewöhnlicher Fülle und Schönheit in der Rechten. Neben ihm ging ein reich bekränzter, bunt aufgeputzter Herr mit einer komischen Maske vor dem Gesicht, dem zwei riesengroße Gartengötter und vier zierliche Knaben folgten.

In dem Sklaven erkannte Pollux den Diener des Baumeisters Venator, den maskirten Herrn glaubte er auch schon gesehen zu haben, aber er wußte nicht wo, und gab sich auch keine Mühe es herauszufinden.

Jedenfalls bekam der Eselreiter nichts Freundliches zu hören, denn er schaute sehr ängstlich auf seinen Strauß.

Nachdem Pollux an der sonderbaren Gruppe vorübergeeilt war, dachte er wieder an andere, ihm weit mehr am Herzen liegende Dinge.

Mastor's besorgte Miene war nicht unbegründet, denn der Herr, welcher mit ihm redete, war kein Ge-

ringerer als der Prätor Verus, den die Alexandriner den falschen Eros nannten.

Er hatte den Leibsklaven des Kaisers hundertmal bei seinem Herrn gesehen, ihn sogleich erkannt und aus seiner Anwesenheit in Alexandria den einfachen und richtigen Schluß gezogen, daß sich auch sein Gebieter hier befinden müsse.

Des Prätors Neugier war geweckt und er bedrängte den armen Burschen sogleich mit verwirrenden Kreuz- und Querfragen.

Als der Reiter ihn scharf und derb abwies, hielt Verus es für das Beste, sich ihm zu erkennen zu geben.

Dem großen Herrn, dem Freunde der Kaiserin gegenüber verlor der Sklave seine zuversichtliche Haltung. Er verfing sich in Widersprüchen und gab doch, obgleich er nichts zugestand, dem Fragenden die Gewißheit, daß Hadrian in Alexandria weile.

Der schöne Strauß, der des Prätors Blicke auf Mastor gezogen, konnte diesem nicht selbst gehören, das lag auf der Hand.

Welche Bestimmung mochte er haben?

Verus begann von neuem zu fragen, aber der Jazygier verrieth nichts, bis Verus ihn leis erst auf die rechte, dann auf die linke Wange schlug und munter sagte:

„Mastor, gutes Mastorlein, höre auf mich. Jetzt werd' ich Dir Vorschläge machen, Du aber wirst nickend Dein eigenes Haupt dem des zweimal zweifüßigen Esels, auf dem Du reitest, nähern, sobald Dir einer von ihnen gefällt."

„Laß mich meines Weges ziehen," bat der Jazygier mit steigender Angst.

„Zieh, aber ich ziehe mit Dir," gab Verus zurück, „bis ich etwas gefunden, was Dir behagt. Viele Vorschläge wohnen in diesem Kopfe; das wirst Du erfahren. Zum ersten frag' ich Dich: Soll ich Deinen Gebieter aufsuchen und ihm sagen, Du habest mir seine Anwesenheit in Alexandria verrathen?"

„Das wirst Du nicht thun, Herr," rief der Sklave.

„Weiter denn. Soll ich mich mit meinem Gefolge an Dich hängen und bei Dir bleiben, bis es Nacht wird und Du zu Deinem Meister zurück mußt? Du machst eine abwehrende Handbewegung, und mit Recht, denn die Durchführung dieses Vorschlags würde gleich wenig ergötzlich für mich wie für Dich sein und Dir wahrscheinlich Strafe einbringen. Flüstere mir also ruhig in's Ohr, wo Dein Gebieter haust und von wem und an wen Du diese Blumen zu bringen hast. Sobald Du Dich zu diesem Vorschlage bequemst, so lass' ich Dich laufen und werde Dir zeigen, daß ich in Afrika eben so wenig an meinen Goldstücken hänge wie in Italien."

„Kein Gold — sicher, ich nehme kein Gold," rief Mastor.

„Du bist ein braver Bursch," entgegnete Verus in verändertem Ton, „und Du weißt von mir, daß ich meine Diener gut halte und den Leuten lieber Angenehmes als Böses erweise. Befriedige also unbesorgt meine Neugier und ich verspreche Dir dagegen,

daß kein Mensch und am letzten Dein Herr von mir erfahren soll, was Du mir mittheilst."

Mastor zauderte ein wenig, aber weil er sich nicht verhehlen konnte, daß er am Ende dem Willen dieses mächtigen Mannes doch nachgeben müsse und er den übermüthigen und verschwenderischen Prätor in der That als einen der gütigsten Herren kannte, so seufzte er auf und flüsterte ihm dann zu:

„Du wirst mich armen Wicht nicht verderben, das weiß ich, und so magst Du's denn wissen: wir wohnen auf der Lochias."

„Dort," rief Verus und klatschte in die Hände. „Nun aber die Blumen?"

„Spielerei."

„Befindet sich Hadrian in so heiterer Stimmung?"

„Bis jetzt war er sehr munter, aber seit heute Nacht . . ."

„Nun?"

„Du weißt ja, wie er ist, wenn er schlimme Zeichen am Himmel bemerkt hat."

„Schlimme Zeichen," wiederholte Verus ernst. „Und doch versendet er Blumen?"

„Er nicht. Wie kannst Du nur denken!"

„Antinous?"

Mastor nickte bejahend.

„Sehe Einer," lachte Verus. „Er fängt also an, das Bewundern dankbarer zu finden, als sich bewundern zu lassen! Welcher Schönen ist es gelungen, dieß schläfrige Herz zu ermuntern?"

„Ich hab' ihm gelobt nicht zu plaudern."

„Und ich versprach Dir dasselbe. Meine Verschwiegenheit ist noch weit größer als meine Neugier."

„So begnüge Dich, bitte, mit dem, was Du weißt."

„Halb wissen ist schwerer erträglich als gar nicht."

„Ich kann nicht reden."

„Soll ich von neuem mit meinen Vorschlägen anfangen?"

„Ach, Herr, ich bitte Dich herzlich . . ."

„Heraus mit der Sprache und ich ziehe meines Weges; wenn Du Dich aber zu weigern fortfährst..."

„Es handelt sich wahrhaftig nur um ein blasses Mädchen, das Du nicht ansehen würdest."

„Also ein Mädchen."

„Unser Molosser hat das arme Ding zu Boden gerissen."

„Auf der Straße?"

„Nein, auf der Lochias. Ihr Vater ist der Palastverwalter Keraunus."

„Und sie heißt Arsinoe?" fragte Verus, welcher sich des für die Rolle der Roxane erwählten schönen Kindes gern erinnerte, mit aufrichtigem Bedauern.

„Nein, sie heißt Selene; Arsinoe ist wohl ihre jüngere Schwester."

„So bringst Du diesen Strauß auf die Lochias?"

„Sie war ausgegangen und konnte nicht weiter; jetzt liegt sie in einem fremden Hause darnieder."

„Wo?"

„Das kann Dir ja gleich sein."

„Nein, ganz und gar nicht. Ich bitte Dich, mir die volle Wahrheit zu sagen."

„Ewige Götter, was liegt Dir an dem kranken Geschöpf?“

„Gar nichts, aber ich muß wissen, wohin Du reitest.“

„An's Meer. Ich kenne das Haus nicht, aber der Eseltreiber da hinten . . .“

„Liegt es weit von hier?“

„Ein halbes Stündchen,“ sagte der Bursche.

„So, also ein gutes Stück Weges,“ entgegnete Verus. „Und Hadrian hält darauf, unerkannt zu bleiben?“

„Gewiß.“

„Du aber, sein Leibsklave, den von Rom her außer mir noch mancher andere hier Anwesende kennt, hast die Absicht, mit einem großen Strauß in der Hand, der alle Blicke auf Dich zieht, die Hälfte einer ganzen Stunde durch die Straßen zu reiten, in denen sich heute alles, was Beine hat, tummelt?! O Mastor, Mastor, das ist nicht weise.“

Der Sklave erschrak, und weil er einsah, daß Verus nicht Unrecht habe, fragte er ängstlich:

„Aber was soll ich denn thun?“

„Von diesem Esel steigen,“ entgegnete der Prätor, „Dich vermummen und Dich mit diesen Goldstücken hier nach Herzenslust freuen.“

„Und der Strauß?“

„Den lass' ich besorgen.“

„Du thust es sicher und wirst Antinous nicht verrathen, wozu Du mich zwingst?“

„Gewiß nicht.“

„Da hast Du die Blumen, aber das Gold kann ich nicht nehmen.“

„Dann werf' ich's unter die Menge. Kauf' Dir einen Kranz, eine Maske und Wein dafür, so viel Du verträgst. Wo findet man das Mädchen?"

„Bei Frau Hanna. Sie wohnt in einem kleinen Hause im Garten der Wittwe des Pudens. Wer den Strauß übergibt, der muß sagen, sein Absender wäre der Freund von der Lochias."

„Gut. Geh' jetzt und trage Sorge, daß Niemand Dich erkennt. Dein Geheimniß ist meines, und der Freund von der Lochias soll nicht unerwähnt bleiben."

Mastor verschwand in der Menge; Verus gab einem der Gartengötter, die ihm folgten, den Strauß in die Hand, schwang sich lachend auf den Esel und befahl seinem Treiber, ihm den Weg zu weisen.

An der Ecke der nächsten Straße begegnete er zwei Sänften, deren Träger sich mühsam ihren Weg durch das Gedränge bahnten.

In der ersten saß Kerannus, dessen krokusfarbiger Mantel in die Ferne leuchtete, dick wie Silen, der Begleiter des Dionysus, aber mit mürrischem Antlitz. Aus der zweiten schaute Arsinoe froh umher, so frisch und schön, daß ihr Anblick das leicht erregbare Blut des Römers schneller bewegte.

Ohne sich zu besinnen, nahm er dem Gartengott den für Selene bestimmten Strauß aus der Hand, legte ihn in des Mädchens Sänfte und sagte:

„Alexander grüßt die allerschönste Roxane."

Arsinoe erröthete, Verus aber befahl, nachdem er ihr eine Zeit lang nachgeschaut hatte, einem seiner Knaben, ihrer Sänfte zu folgen und ihm auf dem

Blumenmarkte, woselbst er ihn erwarten werde, mitzutheilen, wohin sie sich begeben.

Der Bote eilte von dannen, er aber wandte seinen Esel und erreichte bald die halbrunde Säulenhalle an der Schattenseite eines großen Platzes, unter der die vornehmsten Gärtner und Blumenhändler der Stadt ihre farbenreiche, duftende Waare von hübschen Mädchen feilbieten ließen.

Heute war jede Verkaufsstelle besonders reich ausgestattet gewesen, aber der Bedarf an Kränzen und Blüten war von früh an stetig gewachsen, und obgleich Verus zusammenbinden ließ, was er von frischen Blüten fand, so gerieth doch der Strauß, den man für ihn herstellte, zwar größer, aber nicht halb so schön als die für Selene bestimmte Gabe, welche er fortgeschenkt hatte.

Das verdroß den Römer.

Sein Gerechtigkeitssinn gebot ihm, den Schaden, den er dem kranken Mädchen zuzufügen im Begriff stand, gut zu machen. Um die Stiele der zum Strauß vereinigten Blumen waren bunte Bänder gebunden, deren Enden lang herniederwallten, und Verus nahm nun eine Spange von seinem Gewande und steckte sie in die Schleife, welche die Handhabe des Straußes zierlich schmückte.

Jetzt erst war er zufrieden, und als er auf den von einem goldenen Reifen umgebenen Onyx schaute, in den ein feine Pfeile schleifender Eros geschnitten war, stellte er sich mit Vergnügen die Freude vor, welche die Geliebte des schönen Bithyniers über das hübsche Geschenk empfinden würde.

Seine als Gartengötter aufgeputzten britannischen Sklaven erhielten den Auftrag, sich von dem Eseltreiber zu Frau Hanna führen zu lassen, Selene den Strauß des Freundes von der Lochias zu übergeben und ihn dann vor dem Hause des Präfekten Titianus zu erwarten; denn dorthin waren, wie er von seinem kleinen schnellfüßigen Boten erfahren hatte, Kerannus und seine schöne Tochter getragen worden.

Verus bedurfte längerer Zeit als der Knabe, um sich seinen Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Vor der Präfektur legte er die Maske ab.

In einem Vorzimmer, woselbst der Verwalter seine Tochter auf einem Polster erwartete, ordnete er das Haar und die Falten seiner Toga und ließ sich dann zu Frau Julia führen, bei der er die reizende Arsinoe wiederzusehen hoffte.

Aber in dem Empfangsgemach der Präfektin fand er statt ihrer seine Gattin und die Dichterin Balbilla mit ihrer Gefährtin.

Heiter, freundlich, anmuthig wie immer begrüßte er die Frauen. Als er sich dann suchend und ohne seine Enttäuschung zu verbergen in dem weiten Raume umschaute, trat Balbilla auf ihn zu und fragte leise:

„Kannst Du auch ehrlich sein, Verus?"

„Wenn es die Umstände erlauben, ja."

„Und würden sie es Dir hier gestatten?"

„Ich sollte es glauben."

„So antworte mir redlich: kamst Du wegen Frau Julia hieher oder bist Du gekommen . . ."

„Nun?"

„Oder hast Du erwartet, die schöne Roxane bei der Präfektin zu finden?"

„Roxane?" fragte Verus und sah die Dichterin ernst an, während sein Mund schalkhaft lächelte. „Roxane? Das war ja wohl die Gattin Alexander's des Großen und ist längst verstorben; ich aber halte es mit den Lebenden, und wenn ich das lustige Treiben auf der Straße verließ, so ist es einzig und allein geschehen . . ."

„Du spannst meine Neugier."

„So ist es geschehen, weil mein ahnendes Herz mir verhieß, Dich, meine schönste Balbilla, hier zu finden."

„Und das nennst Du redlich!" rief die Dichterin und schlug den Prätor mit ihrem Wedel von Straußenfedern auf die Hand. „Höre nur, Lucilla, Dein Mann behauptet, er wäre um meinetwillen hieher gekommen."

Der Prätor schaute die Dichterin vorwurfsvoll an, sie aber flüsterte ihm zu:

„So werden unehrliche Männer bestraft."

Dann fuhr sie, ihre Stimme erhebend, fort:

„Weißt Du, Lucilla, wenn ich unverheirathet bleibe, so ist Dein Mann nicht unschuldig daran."

„Ja, leider ward ich zu spät für Dich geboren," unterbrach sie Verus, der wohl wußte, was die Dichterin zu sagen gedachte.

„Kein Mißverständniß!" rief Balbilla. „Wie kann man sich in die Ehe wagen, wenn man fürchten muß, einen Verus zum Gemahl zu bekommen!"

„Und welcher Mann," entgegnete der Prätor, „wird kühn genug sein um Balbilla zu freien, wenn er hört,

wie streng sie einen harmlosen Verehrer der Schönheit verurtheilt?"

„Ein Gatte soll nicht die Schönheit, sondern nur die eine Schöne verehren, welche sein Weib ist."

„Vestalin," lachte Verus. „Ich strafe Dich, indem ich Dir ein großes Geheimniß, das uns alle angeht, vorenthalte. Nein, nein, ich plaudere nicht, aber ich bitte Dich, Frau, nimm sie in die Schule und lehre sie Nachsicht üben, damit ihr künftiger Gatte es nicht zu schwer mit ihr hat."

„Nachsichtig sein," entgegnete Lucilla, „lernt keine Frau, aber wir üben Nachsicht, wenn uns nichts anderes zu thun übrig bleibt und der Sünder uns nöthigt, auch dieß und das an ihm anzuerkennen."

Verus verneigte sich vor seiner Gattin, drückte die Lippen auf ihren Arm und fragte dann:

„Wo ist Frau Julia?"

„Sie rettet das Schaf vor dem Wolfe," entgegnete Balbilla.

„Das heißt?"

„Sobald Du gemeldet wurdest, führte sie die kleine Roxane in einen Versteck."

„Nein, nein," fiel Lucilla der Dichterin in's Wort. „In den inneren Gemächern warten die Schneider, die das Kostüm für das reizende Kind herstellen sollen. Sieh nur den herrlichen Strauß, den das Mädchen Frau Julia gebracht hat. Versagst Du auch mir das Recht, Dein Geheimniß zu theilen?"

„Wie könnt' ich?" entgegnete Verus.

„Er bedarf Deiner Anerkennung sehr nöthig,"

lachte Valbilla, während der Prätor sich seiner Gattin näherte und ihr leise erzählte, was er von Mastor erfahren hatte.

Als Lucilla verwundert in die Hände schlug, rief Verus der Dichterin zu:

„Du siehst nun, um welches Vergnügen Dich Deine böse Zunge gebracht hat."

„Wie kann man so rachsüchtig sein, allervortrefflichster Verus!" schmeichelte die Dichterin; „ich sterbe vor Neugier."

„Bleibe nur noch einige Tage am Leben, schöne Valbilla," entgegnete der Römer, „und die Ursache Deines frühen Endes läßt sich beseitigen."

„Warte, ich werde mich rächen," rief das Mädchen und drohte dem Prätor mit dem Finger, Lucilla aber führte sie mit sich fort und sagte: „Komm jetzt. Es wird Zeit, daß wir Julia mit unserem Rathe beistehen!"

„Thut das," rief Verus. „Ich muß ohnehin fürchten, heute hier Niemand gelegen zu kommen. Grüßt Frau Julia."

Während er sich entfernte, warf er einen Blick auf den Strauß, welchen Arsinoe, so bald nachdem sie ihn von ihm empfangen, verschenkt hatte, und seufzte:

„Man wird älter und muß sich bescheiden lernen."

Ende des ersten Bandes.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** sind nachstehende Werke erschienen, welche sich zu **Festgeschenken,** besonders auch für **Damen,** ganz vorzüglich eignen:

Schillers Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit

mehr als 700 Bildern erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Prof. Dr J. G. Fischer.

Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.

4 Prachtbände, gr. Lex.-8.

Fein in Leinw. gebdn. mit reicher Original-Gold- u. Schwarzdruck-Verzierung.

Preis 48 Mark.

Ein nationales Prachtwerk ersten Ranges, das Schönheit und Billigkeit gleichsehr in sich vereinigt. **Europa, Leipzig.**

Die Hallbergersche Schiller-Ausgabe verdient das uneingeschränkteste Lob, sie ist ein Nationalwerk im besten Sinne des Wortes — auch ihrer Billigkeit nach — und als solches sei sie auf das Lebhafteste begrüßt und empfohlen. **Die Gegenwart, Berlin.**

Der Lieblingsdichter der deutschen Nation liegt uns hier in einem Gewande vor, wie wir es schöner nicht erwarten konnten, in einer Pracht-Ausgabe, wie sie bisher wohl für einzelne besonders populäre Schöpfungen, aber für die Gesammtwerke eines deutschen Schriftstellers noch nie veranstaltet ist. **Neue Illustrirte Zeitung, Wien.**

Die schöne Müllerin.

Liedercyklus von W. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit 60 Originalzeichnungen

von

A. Baumann und R. Schuster.

Preis elegant kartonnirt **12 Mark;** in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt und reicher Verzierung **18 Mark.**

Der gemüthstiefe Liedercyklus **Wilhelm Müller's:** „Die schöne Müllerin" ist durch **Franz Schubert's** unsterbliche Weisen zum Gemeingut der deutschen Nation, ja der ganzen gebildeten Welt geworden. In dieser Pracht-Ausgabe erscheint das Werk zum ersten Male in der Vereinigung von **Wort, Ton** und **Bild** in einer seinem Werthe entsprechenden künstlerischen Gestaltung.

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von

Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Siebente vermehrte Auflage.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 7 Mark.

Lieder an eine Verlorene

von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Mein Herz in Liedern

von

August Silberstein.

Vierte Auflage.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Peter Quidam's Rheinfahrt.

Eine Dichtung in zwölf Gesängen

von

Gerhard von Amyntor.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 8 Mark.

Holzwegtraum.

Ein Sommernachtsgedicht

von

Wilhelm Jensen.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Barbarossa's Brautwerber.

Eine wirtemberger Sage

von

Ludwig Laistner.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 1 Mark 50 Pf.

Wieland

oder

Die Fahrt um's Glück.

Erzählende Dichtung

von

Herman von Schmid.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 8 Mark.

Künstler und Fürstenkind.

Novelle

von

Bettina Wirth.

Mit 12 Illustrationen.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Album lyrique de la France moderne

par

Eugène Borel.

Cinquième édition. Avec 12 vignettes sur bois.

Revue et augmentée par A. Peschier.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 7 Mark.

The Rose, Thistle and Shamrock.

A Book of English Poetry, chiefly modern.

Selected and arranged

by

Ferdinand Freiligrath.

Fifth Edition. With Illustrations.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt 7 Mark.

HALLBERGER'S

ILLUSTRATED MAGAZINE

founded by

Ferdinand Freiligrath,

conducted by

Blanche Willis Howard.

Volume I., 1880.

516 Pages. Price, handsomely bound in paper, M. 6. 50.
In cloth extra, gold and black, M. 9. 00.

A most beautiful and appropriate gift for English-reading Ladies.

Attention is invited to the fact that this admirable Magazine, the *only English Magazine* published on the Continent, presents choice and fresh selections from the best English and American periodicals, and is an agreeable compendium of current literature.

It is specially recommended to German families as an indispensable Home Magazine for entertainment and relaxation.

PT
1851
E5K3
1881
Bd.1

Ebers, Georg Moritz
Der Kaiser
6. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY